

NETTIE SUTRO

**JUGEND
AUF
DER
FLUCHT
1933-1948**

EUROPA VERLAG ZÜRICH



1907

H. M. G. J. S.

NETTIE SUTRO

JUGEND AUF DER FLUCHT
1933-1948

Fünfzehn Jahre im Spiegel
des Schweizer Hilfswerks für Emigrantenkinder

Mit einem Vorwort von Albert Schweitzer

EUROPA VERLAG ■ ZÜRICH

Die Lithographie auf dem Schutzumschlag ist von
Max Hunziker

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1952 BY EUROPA VERLAG A.G., ZÜRICH
DRUCK: C. J. BUCHER AG. LUZERN
GESTALTUNG: HANS KASSER
PRINTED IN SWITZERLAND

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

ZUM GELEIT

Dieses Buch bedarf keiner empfehlenden Vorrede, und diese Zeilen wollen auch keine sein. Sie möchten nur meiner Genugtuung darüber Ausdruck geben, dass ein so getreuer und anschaulicher Bericht über die Tätigkeit des *Schweizer Hilfswerks für Emigranten- und Flüchtlingskinder* geschrieben worden ist.

Als das Rote Kreuz gegründet wurde, erwartete man, dass kommende Kriege mehr und mehr human geführt werden würden. Es ist anders gekommen. Die Zivilbevölkerung ist in den mit modernsten Waffen und modernster Inhumanitätsgesinnung geführten Verfolgungen und Kriegen in einer früher unvorstellbaren Weise betroffen worden.

Gegen das so entstehende Elend anzugehen, konnten nicht Einzelne als solche, sondern nur Organisationen unternehmen. Aber Organisationen vermögen nur soviel zu leisten, als ideal gesinnte und tüchtige Einzelne im Grossen und Kleinen mit Hingabe und in zweckdienlicher Weise in ihnen tätig sind.

Das vorliegende Buch gibt uns Bericht von einer Organisation, in der Menschen sich mit Liebe und Verstehen Jahre hindurch für Emigranten- und Flüchtlingskinder ausgaben und ihnen damit Hilfe brachten, soweit dies überhaupt möglich war.

Wir alle bedürfen jetzt und in Zukunft einer Stärkung des Glaubens, dass in den organisierten Unternehmungen, die gegen so vielfache Not am Werke sind, sich Menschen als Menschen um solche bemühen, die im Elend sind. Ohne das Geschäftsmässige geht es nicht. Aber erst wenn das wahrhaft Menschliche als Geist im Geschäftsmässigen waltet, wird das Erreichbare in der rechten Weise verwirklicht.

Die Bedeutung dieses Buches liegt darin, dass es in eminenter Weise von denen ist, die uns nicht nur in den Kampf mit dem bestehenden Elend einen ergreifenden Einblick nehmen lassen, sondern uns auch Vertrauen in die Leistungsfähigkeit von Organisationen geben und uns willig machen, ihnen Mittel und wo es der Fall sein soll, uns selber zur Verfügung zu stellen.

Lambarene, im Mai 1952

Albert Schweitzer

HINTERGRUND

«Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da.»
Antigone/Sophokles

Darum ist es so schwer, in unserer dunklen Zeit noch Dunkleres
neu erstehen zu lassen.
Es hilft nichts.
So ist es gewesen, und so muss unser Jahrhundert es verantworten.
Möchte die Menschheit vor ähnlichem bewahrt bleiben!

Zürich, Frühjahr 1952

Nettie Sutro, Dr. phil.

So haben die Emigrantenkinder gelebt

Aus dem Luzerner Tagblatt, November 1934

«Tausende von mittellosen Emigrantenfamilien hausen heute in Paris, in einem Aussenquartier, das den stolzen Namen ‚Belleville*‘ führt, wie zum Hohne auf die engen Gassen, auf die alten, verfallenen Häuser, die dort stehen. Einige dieser Häuser tragen den Namen ‚Hotel*‘, doch sind sie nichts anderes als armselige Schlupfwinkel für Obdachlose. Hier leben die Emigranten, ganze Familien mit Kindern in einem einzigen Raum, als Betten Pritschen oder Strohsäcke, Körbe und Kisten für die Kleinsten, als Tische und Schränke wieder Kisten und alte Koffer, als Vorhänge zerrissene Laken vor zerbrochenen Fensterscheiben. Arme Menschen, oft aus guten Verhältnissen stammend, die gerne arbeiten möchten, aber nicht dürfen, weil sie die Erlaubnis dazu nicht bekommen. Es sind nicht nur Deutsche, sondern auch Italiener, Österreicher, Spanier, Russen usw. Es sind nicht allein Juden oder Marxisten, sondern Angehörige aller Konfessionen und Parteien. Sie alle wurden ihrer Überzeugung wegen aus ihrer Heimat, ihrem Vaterland verstossen oder mussten fliehen.»

So sind ihre Väter herungeirrt

Brief eines deutschen Theaterdirektors an einen Schweizer

Strassburg, 20. März 1936

«Hochverehrter Herr...

Nachdem ich am 5. d. M. dem Wegweisungsbefehl entsprechend, die Schweiz verlassen, bin ich direkt nach Amsterdam gefahren, um dort die Mittel für die Reise nach Skandinavien aufzutreiben. In Amsterdam warten – es ist nicht übertrieben – Hunderte von Emigranten auf ihre Abreise nach Südamerika, Palästina und nach anderen exotischen Ländern. Das Comité muss diese Leute oft jahrelang über Wasser halten, und sie vegetieren bis dahin in der primitivsten Weise. Das ist aber noch lange nicht so schlimm wie die Dinge, die ich in Antwerpen, Brüssel, Metz und Strassburg erlebt habe. Hier hört der Emigrant einfach auf, Mensch zu sein, und ich habe fast eine

Woche gebraucht, um auf diesem Etappen-Leidensweg bis hierher zu gelangen, wo ich nun gründlich festsitze. Es ist einfach in Europa kein Bleiben mehr. Die Gesetze werden immer strenger, jedes Land wehrt sich gegen eine Einwanderung, und vollends unmöglich ist es, eine Arbeitserlaubnis zu erlangen, weil die Krise eben den ganzen Kontinent erfasst hat. Ich bin ganz erschlagen von den Eindrücken und dem Elend, das ich erfahren und gesehen, und habe nur den einen Wunsch, Wien zu erreichen, um dort – sei es wie es sei – ein neues Leben aufzubauen – oder zu beenden. Ich kann einfach nicht mehr. Ich bin hier vollständig verloren und verlassen, kann keinen Menschen erreichen und laufe wie ein Irrer durch die Strassen, bis ich buchstäblich zusammenbreche. Jetzt habe ich nur noch das Geld für das Porto, um Ihnen zu schreiben. Am Montag bekomme ich noch eine Fahrkarte bis nach Basel, dort kann ich mich nur kurze Zeit aufhalten; nach Zürich zu fahren hat keinen Zweck. Wenn ich Sie, hochverehrter Herr, innigst bitte, wie nur ein Mensch den andern bitten kann, wenn ich Ihnen ehrenwörtlich verspreche, Ihre Güte und Geduld nie mehr in Anspruch zu nehmen, wenn Sie mit 100 Franken einem Menschen das Leben retten wollen, dann senden Sie mir diesen Betrag hauptpostlagernd nach Basel. Ich werde gerettet sein und versuchen, neu zu beginnen. Ich kann mich zu dem – in solchen Fällen üblichen – Strick nicht entschliessen. Ich möchte meine Kinder noch einmal sehen und dabei sein, wenn diese Geissel der Menschheit das verdiente Ende findet. Ich werde beten, dass Ihre Antwort günstig ausfällt, und Ihre Güte nie und niemals vergessen. Möge es Ihnen belohnt werden!»

*So sah es bei den deportierten Eltern und Geschwistern
vieler Emigrantenkinder aus*

Bericht von R. Olgiati, Ende Januar 1941

«Am frühen Morgen verliessen wir Toulouse und fuhren über Lourdes, Pau, Tarbes nach Oloron. Wie immer drehten sich die Gespräche der französischen Mitreisenden um die Ernährungsfragen, deren Lösung von Tag zu Tag schwieriger wird. Zwischendurch

erwähnte einer das Vorhandensein von ausländischen Internierten in einem Lager in Gurs, konnte jedoch auf die Fragen der übrigen, welche von dessen Existenz nichts wussten, keine nähere Auskunft geben. Wir zwei Schweizer, die wir uns auf dem Wege zu dem traurig berühmten Lager befanden, wussten bereits mehr davon.

Infolge einer Zugsentgleisung kamen wir erst abends in Oloron, einem kleinen Marktflecken am Fusse der westlichen Pyrenäen, an und mussten da übernachten. Während des Abendessens wurden im Gasthofe die Papiere aller anwesenden Ausländer durch drei Beamte gründlich geprüft.

Bei Tagesanbruch machten wir uns – diesmal per Velo – auf den Weg. Nach 15 km Fahrt erreichten wir das Camp de Gurs. Im gutgeheizten Wachtlokal wurden wir einer Untersuchung nach etwaigen Korrespondenzen unterzogen, deren unzensurierte Herein- und vor allem Herausnahme streng verboten ist. Da erschien auch schon unsere wackere Schweizer Helferin, Schwester Elsbeth (Kranken- und Zivildienstschwester), welche uns erwartet hatte und mit deren Hilfe wir sofort die Erlaubnis zu freiem Zirkulieren im gesamten Lager für die Dauer des Tages, des 16. Januars 1941, erhielten.

Das Camp de Gurs ist eine Barackenstadt, welche im Mai 1939 für und durch spanische Internierte gebaut worden war. Längs einer guten, fast 2 km langen Strasse befinden sich zu beiden Seiten, hinter vierfacher Stacheldrahtumzäunung und auch untereinander abgegrenzt, 13 gleich grosse Unterabteilungen, die sogenannten Ilots, welche je 25 eng aneinandergereihte Baracken enthalten. Auf ein Ilot kommen 1'000 bis 1'200, auf eine Baracke (einige sind noch leer) 50 bis 60 Insassen, wobei männliche und weibliche im Alter von 0 bis 104 Jahren in getrennten Hots untergebracht sind.

Aus der Spanienzeit leben hier noch circa 700 Personen, hauptsächlich Männer, im Lager. Das Anwachsen der Gefangenenzahl auf 13'000 erfolgte im letzten Oktober. Davon sind ca. 4'000 (wovon unter 370 Frauen und Mädchen), die im Mai 1940 vor allem in Belgien in der Aufregung der ersten Kriegstage als «Parachutisten» von der Strasse weg verhaftet wurden. Ferner befinden sich im Lager noch etwa 7'000 in Baden und der Pfalz ansässig gewesene Juden, die – wie nur wenig bekannt – innerhalb einer halben bis einer ganzen

Stunde nach Frankreich verfrachtet wurden. Der Rest der Lagerinsassen besteht aus kleinen Gruppen von Ausländern verschiedener Nationalität, die in Frankreich in verschiedenen kleineren Lagern verteilt waren. –

Die niederen Holzbaracken sind von primitivster Bauart, mit undichten Wänden, durchlöcherter Boden. Ursprünglich hatten sie keine Fenster, und auch jetzt besitzen nur wenige diesen Luxus, so dass die Insassen sich den ganzen Tag in völliger Dunkelheit aufhalten. Nur abends werden, während einiger Stunden, die vorhandenen spärlichen elektrischen Lampen unter Strom gesetzt. Die wenigen Wascheinrichtungen hat man ausserhalb der Baracken errichtet, sie sind sehr oft defekt, während der Kälte eingefroren. Die W.C. stehen ebenfalls ausserhalb der Baracken und sind halb offene Verschläge mit Kübeln, wie sie auf Bauplätzen zu sehen sind. Das Allerschlimmste ist der Lehm Boden, der durch die vielen Regenfälle in dieser Gegend und durch das viele Begehen in ein Schlammmeer verwandelt wurde, das vielfach ganz unpassierbar ist und das bewirkt, dass das Herausgehen aus den Baracken für die Alten und die Schwachen zur Unmöglichkeit wird. Die aus dieser Tatsache folgenden gesundheitlichen und hygienischen Zustände sind unbeschreiblich.

Wer auf die Lagerkost allein angewiesen ist, der geht mit Sicherheit in wenigen Monaten zugrunde. Die tägliche Nahrung enthält nach ärztlicher Berechnung rund 800 Kalorien (wobei ein nicht arbeitender Erwachsener normalerweise über 2'000 Kalorien benötigt). Bei einer grossen Anzahl von Todesfällen (vom 1. November 1940 bis Mitte Januar 1941 über 600, d.h. 5% der Lagerinsassen) konnten die Ärzte nichts anderes feststellen als Unterernährung. Eine Dysenterieepidemie und die ausserordentliche Kälte forderten auch ihre Todesopfer.

Im eifrigen Gespräch mit unserer Schwester sind wir am Ende des Lagers angekommen, wo sich «ihre» Baracke befindet, in der sie seit dem 20. Dezember 1940 wohnt, als erste ausländische Person, die im Lager freiwillig ihren Wohnsitz genommen hat, zum grossen Erstaunen und auf Grund eines besonderen Entgegenkommens der Lagerleitung. Schwester Elsbeth beschreibt uns den erst einige Wochen zurückliegenden Beginn ihrer Tätigkeit für den ‚Secours Suisse aux Enfants‘ im Camp de Gurs.

,In einer Baracke, am Ende der Frauenilots, neben dem Friedhof, erhielt ich mein Stübli zugewiesen und 24 Stunden später das Wohnrecht auf die ganze Hütte. Sofort versuchten wir – zwei Frauen halfen mit – den ärgsten Dreck herauszuputzen. Das war aber nicht einfach. Weder Besen noch Eimer, Lappen oder Bürsten waren vorhanden. Nach langem Suchen und Bitten wurde uns für eine Stunde als kostbarer Schatz ein Besen anvertraut. Die Wasserleitung vor der Hütte war eingefroren, und das Wasser musste eine Viertelstunde weit hergeschleppt werden. Wir waren fast fertig mit unserer Arbeit, da brachte uns, wie ein Geschenk vom Himmel, ein Camion die ersten zwei Pulvermilchfässer. Ein behender Internierter gab uns etwas Holz (wohl gestohlenen), und so war es halt herrlich, warme Milch zubereiten zu dürfen. Noch sehe ich die aufleuchtenden Augen der vor Kälte zitternden Frauen, ohne Strümpfe in zerlumpten Schuhen, als ich ihnen die Milch brachte. Auch den armen Kindern im Spital durfte ich am Abend des 22. Dezember zum erstenmal von unserer süssen Schweizer Milch einschenken. So einfach unsere Lager-Milchküche ist, wir sehen sie mit Stolz und Dankbarkeit an, wohl wissend, dass jedes errungene Stück seine besondere Geschichte hat. Im Raum neben der Küche liegen Käse, Kisten mit Maggisuppen, Kakao und Apfelschnitzen. Daneben steht als Bewachung eine riesige, immer geladene Rattenfalle.

Am Weihnachtstag erhielten alle 600 Kinder eine Tasse warmer Milch. Sie stürzten sich wie Wölfe auf den Trank, weil sie meinten, es lange nicht für alle. – Am Sylvesterabend lernte ich sämtliche Baracken kennen. Bis um Mitternacht und den ganzen Neujahrstag warteten meine getreuen Spanier, José und Antonio, mit Milchkrügen mit mir im Schlamm herum. Es bedeutet für die Lagerinsassen etwas Besonderes, wenn einmal jemand Aussenstehender sie aufsucht. So entstand zunächst eine staunende Stille, als wir mit den Milchkannen eintraten. Ich erklärte, dass das Schweizervolk allen ein besseres Neues Jahr wünsche und den alten Grossmüttern und -vätern über 70 Jahren (insgesamt etwa 1'200) in Form einer Tasse warmer Alpenmilch einen Sylvestergruss sende. Wenn ich jetzt durch die Ilots gehe, dann lüften die Greise in Ehrfurcht ihre armselige Kopfbedeckung, als wäre ich die Schweiz.

Unsere Schwester hofft, in Zusammenarbeit mit anderen Hilfswerken (jüdischen, protestantischen, Quäkern) die Jugendlichen im Wachstumsalter retten zu können. Sie möchte ihnen ein Vesper geben, sobald sie die Mittel dazu hat. Die zu überwindenden Einkaufs- und Transportschwierigkeiten sind allerdings gewaltig.

Kurz nach unserer Ankunft in der ‚Schweizerbaracke‘ wurde mit der Milchausgabe begonnen, welche seit dem 2. Januar im Gange ist und alle Kinder bis zu 5 Jahren umfasst. Die Milch wird vorläufig noch von den Müttern abgeholt. Ich sah die Frauen aus allen Gesellschaftsschichten, mit allen möglichen Gefäßen, Flaschen oder alten Konservenbüchsen, den bescheidenen Nahrungszusatz für ihre Kinder abholen. An jenem Tage wurde als Extragabe für die weniger als 3jährigen je eine Büchse Kindermehl verteilt, welche von den Müttern aufleuchtenden Auges empfangen wurde. Die drei zentralen Spitäler (Männerspital mit 200, Frauenspital mit 150 und Kinderspital mit 25 Patienten) sowie das Säuglingsheim werden täglich mit 5 bis 9 Litern Schweizer Milch versehen. Daneben werden die schwangeren und stillenden Frauen mit etwas Milch und Ovomaltine versorgt. Auch die Krankenbaracken in den Ilots sollen etwas Milch erhalten.

Und nun machten wir uns auf den Rundgang durch das Lager. Zuerst ins Kinderspital: hier gab es bis vor einer Woche keine richtigen Betten, nur eine Art Eisengestell, worin ein Kind allein nicht hätte schlafen können. So musste jeweils auch die Mutter eingeliefert werden und das kranke Kind halten, damit es nicht hinausfiel. Noch hat die Kinderschwester, die Scharlach-, Diphteriefälle usw. – überhaupt alle 25 kranken Kleinkinder – zu besorgen hat, nicht mehr als eine Waschschüssel und ein Nachttöpfchen zur Verfügung.

Nun erst begann unsere Wanderung durch die Hots, die bis spät abends dauerte. Immer wieder blieb ich im Schlamm stecken und musste oft mit Sprüngen oder kletternd den Eingang erreichen. Manchmal war ein Vorwärts kommen nicht mehr möglich; ein Schlammmeer trennte einen Barackeneingang vom gegenüberliegenden. Wenn wir in die Baracken traten, so nahmen wir wider Willen den Dreck mit unseren Schuhen hinein, der so gleichsam durch die Baracken hindurch fließt. Oft vernahmen wir beim Eintreten aus dem Halbdunkeln eine schwache Stimme, die uns bat, doch schnell die

Türe wieder *zu* schliessen, damit der Wind nicht hindurchpfeife, und wir erblickten in dichter Reihe nebeneinander auf dünnen Strohsäcken oder auch ohne solche und in kärglicher Hülle am Boden liegend, unglückselige alte Menschen...

Weiter ging unser Weg, zur Baracke der dysenteriekranken Frauen. Die eine Türe stand immer offen, damit die beiden jungen Frauen, die mit eiskaltem Wasser und ohne Seife ununterbrochen beschmutzte Wäsche wuschen, etwas sehen konnten. – Dann folgte ein Männer-Ilot. Hier war ein junger Jurist aus Belgien unser Begleiter. Er erklärte uns die grossen Unterschiede im Aussehen und in der Verfassung der Insassen verschiedener Ilots, ja verschiedener Baracken. Wer noch etwas Geld hat, bzw. solches regelmässig von aussen bekommt, kann sich in den meisten Ilots, wenn auch zu sehr hohen Preisen, etwas zusätzliche Nahrung kaufen; überall haben sich nun Sozialausschüsse gebildet, welche, von bestimmten Abgaben der ‚Besitzenden‘⁴, vielleicht auch von auswärtigen Hilfskomitees mit Mitteln versehen, die völlig Mittellosen durch etwas zusätzliche Nahrung vor dem Hungertode zu retten versuchen. Ganz entscheidend für das Durchhalten ist aber der Lebenswille dieser Menschen; wo er fehlt und der Hoffnungslosigkeit Platz gemacht hat, da ist es um sie geschehen: Kraftlos, von Ungeziefer und Hautkrankheiten heimgesucht, die Männer unrasiert, liegen sie da. Ein Bild des Elends, das an die am Wegrand sitzenden Aussätzigen der biblischen Geschichte erinnert! Andere wiederum, oft unterstützt durch ihre Kameraden, raffen sich auf, versuchen durchzuhalten und ein möglichst «normales» Leben, bis zum täglichen Rasieren, zu führen; es werden Vorträge, ja Konzerte organisiert; da und dort sieht man eine kleine Bibliothek oder einen Gemeinschaftsraum, wo es sogar Tische und Stühle gibt. Den Lebensnerv aber bilden die Nachrichten von draussen, wenn sie auch mit grosser Verspätung eintreffen; zum Allerwichtigsten gehören die Schweizer Zeitungen, die zahlreichen Internierten regelmässig von Freunden gesandt werden.

Das Camp de Gurs ist nicht das einzige seiner Art in Frankreich. Die Schuld an den dort herrschenden Zuständen trifft nicht das französische Volk und kaum seine Regierung.»

*So endeten die deportierten Eltern und Geschwister
unserer Schützlinge*

laut Nürnberger Protokollen, 15. November 1948

- A¹: «Auschwitz war vornehmlich ein Vernichtungslager für Juden aller Nationen.
- F²: Welcher Nationen?
- A: Es waren relativ wenig Deutsche da. Am meisten waren Polen da, es kamen grosse Transporte aus Ungarn.
- F: Wann?
- A: Die ungarischen Transporte kamen erst Ende 1943, Anfang 1944. Aber vorher kamen grosse Transporte von Griechenland. Nach meiner Meinung waren es etwa 50'000 Juden, die aus Griechenland nach Auschwitz kamen, von denen keine 100 überlebend blieben. Dann kamen Transporte aus Frankreich, Belgien, aus Holland und überall dorthin, wo der deutsche Kommissstiefel seinen Fuss hingestellt hat.
- F: Sagen Sie mir, wurden diese Leute, wenn sie ankamen, aussortiert und in Gruppen aufgeteilt?
- A: Ja. Ich möchte Ihnen kurz schildern, wie diese Transporte vor sich gingen. Man muss unterscheiden zwischen Einzeltransporten, bei denen ich mich befand – wir waren drei Leute, die von Berlin kamen – und den Massentransporten, wie sie jeden Tag mit Lastzügen einliefen. Die Züge wurden in Birkenau an der Rampe empfangen von dem Lagerkommandanten und einer grossen Anzahl höherer SS-Leute. Als die Menschen, die tagelang, einige sogar wochenlang, in überfüllten Viehwagen gewesen sind, ausgeladen wurden, waren in jedem Waggon einige Tote. Es wurde gefragt, ‚wer von euch kann arbeiten und nicht arbeiten, wer von euch kann nicht mehr gehen, der kann ins Lager gefahren werden‘, und die Menschen, die nicht wussten, was los war, meldeten sich dafür, gefahren zu werden. Sie kamen auf die linke Seite, das bedeutete den Tod. Die andern mussten ihr Gepäck darin lassen. Ich habe mit eigenen Augen gesehen,

1 A = Antwort.

2 F = Frage.

dass der Oberscharführer SS-Mann Moll kleine Kinder bei den Füßen packte und den Kopf gegen die Wand des Bahnhofes zerschmetterte. Das geschah in Auschwitz im Jahre 1944. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie diese Menschen wie Vieh auf einen Lastwagen geworfen wurden und gleich ins Krematorium kamen. Man sagte ihnen, sie kämen in ein Bad, und das Bad war die Gasanstalt, und als sie dorthin kamen, mussten sie sich ausziehen und ihre Kleider mit deutscher Gründlichkeit und Ordnung sortieren, damit die SS keine Arbeit mehr hatte, wenn die Sachen weiter verladen wurden an die Volksdeutsche Mittelstelle...

A: Die Wertsachen blieben ja meist in den Kleidern oder mussten vorher auf den Tisch niedergelegt werden, und dann wurde alles fein säuberlich sortiert, die Türen wurden hermetisch geschlossen, und statt Wasser kam Gas, Zyklongas, und zwei Minuten später war der Gasraum angefüllt mit Toten.

F: Was wurde mit den Leichen gemacht?

A: Nachdem das Gas abgezogen war, kam ein Häftlingskommando, das den Auftrag bekam, die Goldzähne herauszunehmen. Ausweislich der Bücher von Auschwitz – ich hatte Gelegenheit, sie einzusehen – sind im Laufe von vier Jahren 33'000 kg Gold, Zahngold und Ringe, nach Berlin an die Reichsbank geschickt worden...

F: Sind die Leute dann von diesen Arbeitsstätten immer zurück ins Lager gekommen, oder wie war das?

A: Es wurde morgens um vier Uhr der Befehl gegeben zum Aufstehen, und um fünf Uhr wurde marschiert und bis abends sechs Uhr gearbeitet. Und wer noch lebte, rückte mit ein, und die Toten wurden hinterhergetragen.

F: Was heisst das, die Toten wurden hinterhergetragen?

A: Es kam sehr häufig vor, dass der Lagerführer am Tor morgens fragte, wieviel Juden im Kommando sind, und den Befehl gab, er wolle am Abend 100 oder 200 weniger sehen. Dann wurden sie auf der Flucht erschossen oder anderswie beseitigt. Aber damit der Appell stimmte, mussten die Toten mitgebracht werden...

- A: Die Selektion war eine Aussortierung der Arbeitsfähigen, Gesunden und Kranken, wobei die Wertbestimmung eine ausserordentlich problematische war.
- F: Wie geschah das?
- A: Indem abends elf Uhr der Befehl gegeben wurde, dass alle Juden auf der Lagerstrasse anzutreten haben, ohne Kleidung, vollkommen nackt, selbst bei 5 und 10 Grad Kälte, die sehr häufig war. Dann mussten sie durch die Badeanstalt, wo ein oder zwei betrunkene SS-Leute sassen, die mit einem Stock bezeichneten nach links oder rechts. Die links Kamin, rechts an die Arbeit. Und die, die ausgesondert waren zum Kamin, wurden nackt, wie sie waren, auf den Lastwagen geladen, in die Gasanstalt geschickt, wo am nächsten Morgen die Vergasung und Verbrennung stattfand.»

Aus den Nürnberger Protokollen, Militärgerichtshof IV. Fall Nr. 11. Die Vereinigten Staaten von Amerika gegen Ernst von Weizsäcker und Andere. Punkt V der Anklageschrift.

So hat ein Jugendlicher überlebt

Bericht über die Zeit vom Juni 1943 bis Mai 1945

«Ich war Emigrant und lebte glücklich in einer Schweizer Kinderkolonie in Südfrankreich, bis mit einem Male die Situation für uns kritisch wurde. Die Polizei holte alle jüdischen Familien aus ihren Wohnungen, internierte sie in diversen Lagern, und über das Transitlager Drancy bei Paris wurden sie weggeschickt. Wohin? – Kein Mensch wusste es. Einigen meiner Kameraden gelang es, in die Schweiz zu flüchten, andere entkamen nach Spanien.

Am 10. Juni 1943 entschloss ich mich, mit noch 3 Kameraden für Spanien, wir wollten uns dann in der französischen Armee de Gaulle engagieren.

Um 12 Uhr nachts gingen wir von Mercus, einer Stadt, die an die Pyrenäen grenzt, nach Spanien. Der Führer war ein Spanier, der mit den Deutschen zusammenarbeitete. So wurden wir von den deutschen

Grenzposten programmässig erwartet und von der Gestapo ausgefragt. Nach einem dreistündigen Kreuzverhör war sie genau so klug wie vorher. Nie erfuhren sie, dass wir einer Schweizer Kinderkolonie angehörten.

Drei Wochen Militärgefängnis in Toulouse – Schreibverbot, wenig zu essen. Dann geht es weiter, mit Handschellen angekettet, nach Paris-Drancy, wo wir gleichfalls drei Wochen bleiben. Kein Mensch weiss, wo wir hinkommen, 60 Menschen in einem Viehwagen, so geht es nach Polen...

Die Stimmung im Zug ist unnatürlich. Wir wissen, es geht in den Tod. Und trotzdem wird gelacht und gesungen. Wir wollen nicht zeigen, dass wir Angst haben. Ich hatte Glück im Unglück. Ich wurde mit noch 500 jungen Kameraden ausgesucht, um im Lager zu arbeiten. Das ging folgendermassen vor sich. Kaum ins Lager eingetreten, wurden wir schon mit Stockschlägen und Fusstritten empfangen. Ich selbst wusste nicht, dass man kein Recht hatte, sich zu verteidigen, denn die Leute, die uns das Leben zur Hölle machten, waren Häftlinge wie wir, ‚Capo‘ war ihr Name. Also, ich sah mich einem Capo gegenüber, der vielleicht 17 Jahre alt war und mich mit einer tierischen Freude bearbeitete. Als mir die Angelegenheit zu bunt wurde, schlug ich den Capo kurzerhand zu Boden. Als Strafe bekam ich 25 Schläge mit dem Gummiknüppel. Dann wurden wir nackt ausgezogen und wurden nun weiter in einen anderen Raum geschickt, wo wir nun alle kahlgeschoren wurden. Überall, wo wir Haare hatten, wurden wir rasiert und eingesalbt. Eine Stunde später wurden wir tätowiert, wir waren jetzt Sträflinge und wurden nur nach Nummern aufgerufen. Ich hiess: 130581.

Eine Woche lang blieben wir nun ohne Arbeit, wurden geimpft; es ging sehr schnell, denn alle 5 00 Sträflinge wurden mit der gleichen Nadel behandelt. Nach einer Woche geht es zum erstenmal zur Arbeit. Appell 4 Uhr früh. Es wird stramm gestanden von 4 Uhr bis 7 Uhr. Um 7 Uhr wird ausgerückt zur Arbeit, ohne Fussbekleidung. Die Arbeit selbst ist körperlich nicht zu schwer, aber ununterbrochen heisst es laufen, laufen und laufen. Man lässt uns keine Ruhe. Angetrieben von den Capos, laufen wir ohne Kraft, wir beissen die Zähne zusammen, nur durchhalten, wir müssen das überleben. Um 12 Uhr eine

halbe Stunde Pause. Suppe wird verteilt. Eine Schüssel für 5 Mann, ohne Löffel, man zwingt uns, wie Tiere die Suppe aus der Schüssel zu lecken. Kaum gefressen, geht es weiter, „Bewegung, Bewegung“⁴, noch heute höre ich den Ruf der Capos in meinen Ohren und fühle ihre Peitschenhiebe. Bis 7 Uhr abends wird ununterbrochen gearbeitet, immer im gleichen Tempo, ohne Erbarmen. Es geht nach ‚Hause‘, im Gleichschritt marschieren wir ins Lager, begleitet von der schönsten Militärmusik, gespielt von Sträflingen. Auf unseren Armen tragen wir jeden Abend 5 bis 6 Tote.

Unsere Reihen haben sich gelichtet, von 500 kräftigen jungen Menschen bleiben nach einer Woche 420... Meine Kameraden, die – wie ich – in der Landwirtschaft gearbeitet haben, halten sich sehr gut. Wir stehen zusammen, wir geben uns gegenseitig Mut und lassen uns die Hoffnung nicht nehmen...

Zwei Wochen später werden wir von einer deutschen Kommission untersucht und in die Kohlengruben nach Javorznów – 50 km von Krakau – geschickt, in Gruben, die alt und schon geschlossen waren, wo in 200 Meter Tiefe alles unter Wasser lag, und alle Momente die Stollen zusammenbrachen. Diese Gruben wurden extra für uns geöffnet.

Unsere Arbeit bestand darin, die Kohlen, die abgesprengt wurden, auf Rutschen, d.h. Stahlbänder, die die Kohlen weiterbeförderten, zu laden. Diese Arbeit in gebückter Stellung im Wasser, in einfacher Sträflingsbekleidung, 9 Stunden ohne Unterbrechung und ohne Nahrung. Nach der Arbeit torkelten wir zum Förderkorb, abgearbeitet, ausgehungert. Keiner spricht ein Wort. Wir wissen, dass uns oben die SS erwartet und uns wie immer mit Fusstritten empfängt. Selbstverständlich müssen wir unsere Mützen vor den Herren abziehen, wir sind doch Sträflinge. Nach 7 Monaten Grubenarbeit wird mein lieber Kamerad Kurt, ein Junge, der mit 22 Jahren noch den Charakter eines Kindes hatte, krank. Er bekommt Durchfall, eine der gefährlichsten Lagerkrankheiten. Ich finde ihn in einem unglaublichen Zustand – Haut und Knochen – 23 Kilo war sein Gewicht. Als ich ihn sah, weinte ich zum ersten Male wie ein kleines Kind. Kurt selbst war tapfer, und ich will sogar sagen, ein Held. Seine letzten Worte waren: ‚Werner, ich glaube, du wirst durchhalten, du bist der Einzige,

der seinen Humor nicht verloren hat. Sage meiner Schwester, ich habe an sie und an Ilse bis zum letzten Moment gedacht. Ich gehe lachend in den Tod, und wenn ich eine Mundharmonika hier hätte, würde ich vor dem Krematorium spielen. Meine Mutter soll nie erfahren, wie ich gestorben bin/ Mein guter Kamerad Kurt, der mit mir in derselben Schweizer Kinderkolonie war, mein Leben lang werde ich an dich denken.

Ich bin der Letzte der Schweizerkolonie, der sich noch hält. Ich habe eine unheimliche Energie, ich will leben. Ich will durchhalten, ich habe erfahren, dass mein Vater, meine Mutter und drei Schwestern dort verbrannt wurden, ich bin der Letzte meiner Familie, ich muss leben.

Dezember 1944. Ich habe Mittagsschicht, d.h. ich arbeite von 3 bis 12 Uhr. Um 12 kommt die Nachtschicht, uns ablösen. Es wird 12, 1, 2, kein Mensch kommt. Irgendwas stimmt nicht. Da, um 3 Uhr kommt endlich die Nachtschicht und erzählt uns, dass die Russen im Anmarsch sind und die Stadt Javorznow bombardiert haben, unter anderm auch unser K.L. Keiner sprach ein Wort. Wir wissen, die SS ist zu allem fähig. Am 12. oder 15. Januar kam der Befehl, das Lager zu evakuieren, und jetzt beginnt der dramatischste und schrecklichste Abschnitt, der *Lauf um das Leben*.

4'500 Menschen treten an, um 350 km zu Fuss zurückzulegen. Menschen, die ausgepumpt, ausgehungert, viele ohne Fussbekleidung, Alte, Kranke usw. Es geht los, im hohen Schnee, der eisige Polenwind pfeift durch unsere dünne, zerrissene Sträflingskleidung. Keine Nahrung, kein Wasser. Und ununterbrochen werden wir angetrieben von den SS. Jede Sekunde hören wir einen Schuss oder ein Maschinengewehr, das ununterbrochen arbeitet. Nach 24 Stunden Marsch ohne Pause sind von 4'500 vielleicht noch 3'000 am Leben. Die SS haben Angst vor den Russen, sie drängen uns, treiben uns an, schießen in den Menschenhaufen, der mit letzter Kraft und Energie um sein bisschen Leben läuft. Nach 36 Stunden Marsch wird es einfach unerträglich. Ich habe begriffen: Nur in der Mitte laufen, wer an der Seite läuft, wird sofort erschossen. Es ist einfach unglaublich, in jeder Ecke lauert der Tod... Was ist das? Ich merke, dass ich eingeschlafen bin, um Gottes willen, nur das nicht, das bedeutet den Tod, ich nehme

Schnee und schmeisse ihn mir ins Gesicht, um mich munter zu halten, es hilft ein bisschen. Immer begleitet vom Maschinengewehr, jagen wir vorwärts. Die Angst treibt uns. Wir fühlen, es geht zu Ende, und jetzt zu sterben, jetzt, nachdem man fast 2 Jahre ausgehalten hat?...

Endlich halten wir vor einer Scheune, die etwa gross genug ist, um 600 Menschen aufzunehmen. In diese Scheune stiess man 3'000 gewesene Menschen, Bestien, wilde Tiere, ausgehungert, übermüdet. Was sich in der Scheune abgespielt hat, kann ich nicht wiedergeben, es war ein gegenseitiges Morden... Am nächsten Morgen geht es weiter. Es bleiben noch 2'500 Menschen am Leben. Wir marschierten Richtung Breslau, ich glaube, wir hatten noch 200 km zu machen. Ich höre von weitem Maschinengewehrfeuer, die SS schießt ununterbrochen in den Menschenhaufen hinein. Wir haben eine andere Richtung eingeschlagen, gegen 10 Uhr morgens kommen wir halbtot, müde, demoralisiert von dem, was wir hinter uns haben, im K.L. Blechhammer an. Von 4'500 Kameraden bleiben wir noch 1'600...

Und jetzt das Ende, das Schlimmste von allem. Die SS steckt 300 bis 400 Menschen in eine Holzbaracke und zündet diese an; vor der Baracke stand ein SS-Mann mit seinem Maschinengewehr und schoss jeden nieder, der aus der Baracke herauskam. Also verbrennen oder sich erschiessen lassen. Durch einen Zufall bin ich noch am Leben, denn bevor sich der SS-Mann vor der Baracke stationierte, gelang es mir, mit 2 russischen Kameraden ins Klosett zu springen, und so standen wir 7 Stunden lang im Dreck bis an den Hals, bis wir von den Russen befreit wurden...

Die Russen selbst waren zu uns Sträflingen sehr anständig, gute Kameraden. Wir bekamen zu essen, das Beste vom Besten, Zigaretten, Wein, Wodka usw. Wir haben uns nicht zu beklagen. Ich war 3 Monate in Polen und 3 Monate in Russland in Starokonstantinow, 300 km von Odessa, 150 von Kiew. Und bin dann über Lemberg, Brest-Litowsk, Warschau, Berlin, Magdeburg und von Braunschweig per avion nach Paris geflogen...

Juni 1945.

Nr. 130581. Ein überlebender Sträfling.»

**DAS SCHWEIZER HILFSWERK FÜR
EMIGRANTENKINDER
(SHEK 1933 – 1939)**

Das SHEK entsteht

Ende September 1933 wurden an die zwanzig Frauen aufgefordert, in das Büro einer Zürcher Architektin zu kommen. Hier erwartete sie eine Französin, die von der brennenden Not der deutschen Emigration in Paris berichtete. Für manche der Anwesenden bedeutete das ganze Problem eine Überraschung, andere wussten seit Monaten davon. Der Funke zündete; tief erschüttert beschloss die kleine Versammlung, sich helfend zur Verfügung zu stellen und ganz besonders das Los der unglücklichen Kinder nach besten Kräften zu erleichtern.

Zu zeigen, wie aus dieser Gruppe von berufstätigen Zürcherinnen, meist Müttern, das «Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés» und dann das «Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder» entstanden ist, wie seine vierzehn autonomen Sektionen wuchsen und arbeiteten, gab den Anstoss zu dieser Veröffentlichung. Im Oktober 1933 hat das SHEK begonnen; im Jahre 1944 erlebte es seinen Höhepunkt, und im Dezember 1947 wurde es wieder aufgelöst. Anfangs 1948 mündete das Material aller Sektionen in die Zürcher Zentralstelle, wurde hier gesammelt, geordnet und dann als Teil eines künftigen Flüchtlingsarchivs der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern übergeben. Dort soll es späterer Forschung dienen.

Das vorliegende Buch musste aus den verschiedensten Gründen den Rahmen des ursprünglichen Auftrags sprengen. Als einfacher Bericht käme es zu spät für unsere hastende Zeit; in dieser erweiterten Form mag es hingegen als Wegweiser oder als Mahnung seine Berechtigung haben. Es soll alle, die guten Willens sind, an die schwere Zeit erinnern und sie zugleich stärken, auch künftig Verfolgte zu verteidigen und sie gegen Not und Verzweiflung zu schützen.

Wir wollen also berichten, wie die Ereignisse der unbegreiflichen Jahre 1933-1945/47 einander folgten, wie die Aufgabe des SHEK wuchs, sich wandelte und wie aus den wenigen Schützlingen Hunderte, Tausende wurden. Denn es gesellten sich zu den Pariser Emigrantenkindern aus Deutschland bald die Pariser Emigrantenkinder aus Russland und später die illegalen Flüchtlingskinder aus aller Welt.

Im Sinne der Berufsfürsorge waren die Zürcherinnen überwiegend Dilettanten, also lediglich von den Ereignissen Aufgerufene, sich ihnen Hingebende. Ihre Befugnisse formten sich nach ihren Fähigkeiten und nach dem Grade ihrer Bereitschaft. Sie bildeten zunächst einen kleinen Arbeitsausschuss, der einmal in der Woche seine Besprechungen abhielt und die wenigen Hilfesuchenden empfing. Darüber hinaus begann bald ein Werben um Kleider, Wäsche, Schuhe, um Gastquartiere für Durchreisende, um Geld. Die Gewinnung einmaliger Spenden, lieber noch monatlicher Patenschaften, die das Leben möglichst vieler Emigrantenkinder in einem neuen Kinderheim des «Comité d'aide aux enfants», einer Unterabteilung des «Comité international d'aide aux victimes du fascisme hitlérien», sichern sollten, war das noch eng begrenzte Ziel.

Bereits nach wenigen Monaten jedoch wurde klar, auf welch unsicheren Füßen das Pariser Comité stand, welches Missverhältnis zwischen seinen Absichten und realen Möglichkeiten herrschte. So zogen wir Schweizer uns allmählich zurück, behielten zwar vorerst den französischen Titel bei, übernahmen aber am 4. April 1934 – dem Tag unserer Unabhängigkeitserklärung – die volle Verantwortung und wurden ein rein schweizerisches Hilfswerk. Diese Wandlung fiel uns um so leichter, als wir noch im November 1933 den sachverständigen Bericht von Dr. Hanna Eisfelder, einer deutschen Fürsorgerin, erhielten. Selbst Emigrantin aus Berlin, hatte sie schon begonnen, in die Pariser Kasernen und in die Emigrantenhotels von Belleville zu gehen. Sie schilderte überaus lebensnah und unsentimental sowohl die Ratlosigkeit und die Verzweiflung der Emigranteneltern als auch den Hunger und das Hinsiechen der Emigrantenkinder. Sie beschrieb die Unterkunft der Familien in den «Hotels» oder in einer baufälligen, lichtlosen Kaserne, in der 350 Menschen, Alte und Junge, Gesunde und Kranke, zusammen hausten, darunter 70 Kinder. Sie wusste von

800 Emigrantenkindern, die sie allmählich aufsuchen wollte; sie forderte Tagesheime für diese Kleinen und für jede Kaserne eine Fürsorgerin. Damit war unsere Aufgabe – Hilfe in der Schweiz und Hilfe in Paris – bereits abgesteckt.

Wie sollte aber ein völlig unbekanntes Werk zu Mitteln kommen, um wirksam helfen zu können? Da gab es nur den Weg in die Öffentlichkeit. So wandten wir uns am 18. Januar 1934 mit dem ebenfalls neu gegründeten «Schweizer Hilfswerk für deutsche Gelehrte» zum erstenmal an die Bevölkerung Zürichs. Das Ergebnis machte uns Mut, die Not unternehmend. Wir verschickten Aufrufe, bezogen nach viermonatigem Bestehen ein eigenes, mietfreies Büro, hielten wöchentlich drei Sprechstunden ab, engagierten eine Hilfskraft für den Nachmittag, errichteten ein Postcheckkonto und bestellten ein Telephon! Als Folge aller Bemühungen konnten wir ab März 1934 monatlich 300 Schweizer Franken nach Paris schicken.

Um diese Zeit wurde klar, dass man auch in anderen Kantonen werben sollte. Nach einigen vergeblichen Briefen kam aus Basel eine Zusage: es war das entscheidende «Ja». Was hätten wir in all den kommenden Jahren ohne die Gründerin und Leiterin der im Mai 1934 geborenen «Basler Hilfe für Emigrantenkinder» getan? Sie hatte alles, was wir brauchten: eine langjährige Erfahrung als Lehrerin, eine grosse Personenkenntnis, ein ebenso grosses Ansehen in Fürsorge- und Frauenkreisen; sie hatte auch einen wachen Verstand, grosse Ausdauer und ein heisses Herz.

Wir waren von unserem Helfenwollen derart getragen, dass wir alle Vorsicht vergassen; wir waren so erfüllt von unserem Helfenmüssen, dass wir auch andere mitrissen. So hatte z.B. die Sektion Zürich Mitte Juni 3440 Franken in ihrer Kasse und versprach der «Assistance médicale aux enfants de réfugiés», unserer neuen Tochterorganisation in Paris, davon 3'000 für das unerlässliche Tagesheim. Es machte uns keine ernstliche Sorge, nur 440 Franken für unsere Verpflichtungen in der Schweiz zurückzuhalten. So überzeugt waren wir, dass rechtzeitig neues Geld kommen würde. Es kam in Form von Beiträgen zweier weiterer Sektionen in Bern und in Luzern. Dort setzte sich eine aus Deutschland heimgekehrte, in sozialer Arbeit bestens bewanderte Pfarrersfrau, unter der Mitwirkung eines angesehenen

Theologen, für uns ein; hier übernahm eine kluge Mitarbeiterin des gemeinnützigen Frauenvereins die Konstituierung der Sektion und deren Leitung.

Als ältestes Werk behielt jedoch das Comité Suisse in Zürich die Führung. Es organisierte für die Leiterin der Arbeit in Paris die ersten Werbevorträge in Zürich, Basel, Bern und Winterthur. Hier bildete der Vortrag den Auftakt zu einer neuen Sektion, deren Mitarbeiter sich während der folgenden zwölf Jahre durch ihre Warmherzigkeit und ihre Mütterlichkeit auszeichnen sollten. Im November 1934 bereitete sich schon ein Zusammenschluss der nunmehr fünf vorhandenen Werke vor; Statuten wurden besprochen, und am 4. Januar 1935 wurde das Zürcher «Comité Suisse» zur Schweizer Dachorganisation erhoben. Somit besaßen wir eine Zentralstelle und sahen uns daher veranlasst, für diese auch eine Präsidentin zu gewinnen. Wir fanden sie in einer Frau, die aus echt schweizerischer Empörung zu uns gekommen war. Sie hat sich in schwerster Zeit ritterlich und schützend vor die Emigranten- und Flüchtlingskinder gestellt; sie liess alle Mitarbeiter grosszügig gewähren, half ohne Aufsehen, wo immer sie konnte, und hat damit während der 15 Jahre die so erfreuliche Gemeinschaftsarbeit klug erhalten.

Die Zeittafel¹, wie einige Dokumente, Statistiken und Formulare im Anhang, geben ein Bild der ständig wachsenden Arbeit sowie des Auf und Ab, das sich durch den Gang der Ereignisse erklärt. Wir können vieles von dem dort Ersichtlichen hier gar nicht oder nur unvollkommen berühren. Dies eine aber sei in aller Deutlichkeit betont und unterstrichen: Das SHEK hat sich in all den Jahren streng an das Prinzip seines Anfangs gehalten; es hat das 1933 «aus der Not der Zeit entstandene Comité» im Februar 1934 in das selbständige, rein schweizerische Hilfswerk umgeschaffen, «das den heimatlosen Kindern des politisch aufgewühlten Europa ohne Unterschied von Konfession und Weltanschauung materiell und fürsorgerisch beistehen» wollte. Im ersten Bericht über die Arbeit des Jahres 1934 hiess es ferner: «Da die deutsche Emigration in Frankreich und vor allem in Paris zum grössten Teil aus jüdischen Flüchtlingen besteht, ergab sich in logischer Folge, dass wir von über 80% jüdischen oder halbjüdi-

¹ Wir empfehlen, sie einzusehen, Seite 239.

sehen Kindern in Anspruch genommen wurden. Diese Tatsache ändert nichts an unserem Prinzip der konfessionellen und politischen Neutralität und dem Vorsatz, uns jeweils für die hilf- und schutzlosesten Opfer dieser Zeit einzusetzen.» Diesen Grundsatz hat das SHEK immer wieder verteidigt. Mit ihm hat das Werk allen Schwierigkeiten standgehalten und, wohl als einziges in Europa, auf die Dauer keine konfessionellen, sozialen oder politischen Unterschiede gekannt, weder bei den Mitarbeitern noch bei den Schützlingen. Es ging ihm ausschliesslich um die Hilfe an leidenden, verfolgten, flüchtenden Kindern. Unter diesem Gesichtspunkt hat es auf Anregung des «Bernischen Hilfswerkes für Emigrantenkinder» im Jahre 1935 auch die unterernährten, zum Teil verwahrlosten Kinder der russischen Emigration aus Paris in seine Arbeit aufgenommen und sie in seine Ferientransporte eingeschlossen. Diese Ausweitung des Wirkungskreises ermöglichte es, anfangs 1936 in Genf eine neue Sektion zu gründen und mit deren Hilfe je eine in Lausanne und in Neuchâtel. Schon vorher, noch im Jahre 1935, begannen die Sektionen St. Gallen und Tessin ihre grosse Arbeit, an der sich die Bader Hilfe für Emigrantenkinder auch bald beteiligte.

Einer der wesentlichsten Gründe unseres raschen Aufstiegs, wenn nicht der wesentlichste, war – neben der Dringlichkeit des Auftrages – die Autonomie jeder Sektion. Durch die konsequente Durchführung des föderalistischen Prinzips bekam das «Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder» – so hiess es seit Januar 1935 – seine eigenartige Buntheit. Jede Sektion fühlte sich mit Recht als ein abgeschlossenes Ganzes; sie konnte sich nach ihren kantonalen Bedürfnissen, aber auch nach den Kräften ihrer Präsidentin und des Arbeitsausschusses frei entwickeln. Bei dem Versuch, im Frühjahr 1937 in Aarau eine weitere Sektion zu gründen, schrieb die Präsidentin von Basel u.a.: «Ausser dem Beitrag an die Zentralstelle, den jedes kantonale oder lokale Hilfswerk nach Zürich sendet, ausser unseren Auslandsbeiträgen (an die Assistance médicale und an den Service international der Quäker), die wir über Zürich leiten, werden alle in Baselland und Baselstadt gesammelten Gelder für unsere eigene Arbeit verbraucht; das Verfügungsrecht darüber steht einzig uns zu ... Das Ziel unserer Basler Hilfsstelle ist, für Flüchtlingskinder da zu sein, wo sie uns entgegentreten.»

So wirkte neben den Zürichern nicht nur der Kreis um die Basler Lehrerin, sondern wir hatten auch die Genfer Präsidentin unter uns, Russin von Herkunft, Gattin eines hohen Völkerbundsbeamten, der später als rechte Hand des Hohen Kommissars für die Flüchtlinge aus Deutschland in London an der Quelle sass und manches von dem, was dem SHEK bereits 1935 ein so dringliches Anliegen war, in den 40er Jahren verwirklichen half. So stand die stille und gütige Frau des Bankpräsidenten ebenso unermüdlich den Emigrantenkindern zur Verfügung wie die klare und konsequente Frau des St. Galler Rechtsanwalts und Nationalrates. Alle diese so verschiedenen Temperamente und Lebenskreise kamen in der jährlichen Hauptversammlung oder in der Herbstversammlung zum Vorschein, wobei sich die Präsidentin von St. Gallen als eine der Konsequentesten erwies, was bei den vielen neu auftauchenden Fragen und Problemen eine grosse Hilfe bedeutete. Galt es doch immer wieder abzugrenzen, wieviel von den gesammelten Geldern ins Ausland, zunächst freilich nur nach Paris, gehen sollte, wo wir ab 1937 auch vom «Centre d'aide aux réfugiés russes» um einen Zuschuss gebeten wurden. Da war unser Beitrag an den «Service international d'aide aux réfugiés der Quäker», da war die von uns gegründete und finanzierte «Kinderkommission der zentralen Hilfsstelle für deutsche Flüchtlingskinder in Prag» zu bedenken.

Wenn die Sektionen z.B. im Jahre 1936 gemeinsam Fr. 150'000.– gesammelt hatten, so sandte das SHEK nur knapp ein Drittel davon ausser Landes. Denn es hatte in der Schweiz regelmässig für 45 Kinder der asylierten politischen Flüchtlinge zu sorgen, sowie für rund 100 besonders erschöpfte oder kranke Kinder, die in Kinderheimen oder Sanatorien lebten, und musste von seinen 948 Ferienkindern 210 an bezahlten Plätzen unterbringen.

Die Anforderungen von allen Seiten wuchsen, aber es fanden sich auch immer wieder neue Helfer. Die grösste Aquisition des Jahres 1936 und eine der grössten aller folgenden Jahre war der Quästor. Zuerst war er uns bei den Ferientransporten durch seine grosszügige Mitarbeit aufgefallen; dann baten wir ihn, Quästor unseres Werkes zu werden, was er bis zuletzt geblieben ist. Da unsere Einnahmen von den Hunderttausenden im Lauf der Zeit zu Millionen anstiegen, wir

also auch nach der finanziellen Seite immer grössere Verantwortung zu tragen hatten, war dieser gewandte Industrielle geradezu unentbehrlich für uns. Erleichtert hat eines unserer aktivsten Gründungsmitglieder die Kassiarbeit an den Sachverständigen abgetreten. Diese Frau hatte mit all ihren anderen Pflichten noch übergenuß zu tun, musste sie sich doch bei den Zürcher Behörden immer wieder für uns einsetzen; daneben organisierte sie alle Veranstaltungen, betreute von Anfang bis Ende die «Zürcher Hilfe» und führte den Suppentag ein, der zu einer der schönsten und sichersten Geldquellen der Werke von Zürich und von Bern wurde. Unser Quästor hat uns später – im Jahre 1942 – die entscheidende Verbindung mit unserem besten Freunde, Saly Mayer, dem europäischen Vertreter des Joint¹, angebahnt und damit dem SHEK seine finanzielle Bewegungsfreiheit weitgehend gesichert. Er half uns nicht nur in finanziellen Fragen, sondern auch sonst bei schwierigen Auseinandersetzungen innerhalb des Hilfswerkes. Es glaubten z.B. unsere welschen Sektionen, die sich mehr für die Russenkinder interessierten, unsere «Neutralität» so auslegen zu dürfen, dass wir uns gesamthaft ebenso intensiv für diese bereits in Frankreich geborenen Kinder einsetzen sollten wie für die Opfer der deutschen Emigration. Sie konnten nur allmählich begreifen, dass wir uns für die Schützlinge des Nansenamtes weniger zuständig fühlten. In dieser einzigen Krise hat schliesslich die Meinung des Zentralvorstandes gesiegt. Der bald darauf beginnende Krieg, das Aufhören unserer Ferientransporte gab der Sektion in Neuchâtel und einigen Mitgliedern der anderen welschen Sektionen dann Gelegenheit, uns zu verlassen.

Bei den Mitarbeiterinnen im Bureau der Zentralstelle dagegen ergab sich kaum ein Wechsel. Die eine erwies sich als beachtliche administrative Kraft. Hatte sie sich einmal mit einer neuen Aufgabe, einer gewandelten Situation vertraut gemacht, so war sie zuverlässig wie ein Beamter. Die andere kam direkt von der Handelsschule. Sie entwickelte sich im Verlauf von neun Jahren von der kleinen Stenotypistin zur rechten Hand der Leiterin; sie war die Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit in Person, aber noch wichtiger war und blieb ihr leidenschaftliches Helfenwollen. Die dritte – die Buchhalterin – war

¹ Siehe Zeichenerklärung im Anhang, Seite 278.

von grösster Gewissenhaftigkeit und Umsicht, die jede Doppelspurigkeit innerhalb des weitverzweigten Betriebes verunmöglichte.

Mit dem ständigen Wachsen des Werkes ergab sich manch schwieriges Problem. So stellte sich 1936 die Frage, ob man, nach Ausbruch des spanischen Bürgerkrieges, versuchen sollte, dem SHEK die Arbeit für die Spanienkinder anzugliedern, oder ob eine eigene Organisation dafür zu schaffen sei. Mit dieser Entscheidung haben wir im Jahre 1937 dem Werk bewusst seine Grenzen gesteckt. Es sollte politisch völlig neutral bleiben; es wollte aber auch den Fehler vermeiden, mehr zu übernehmen, als es leisten konnte. So hat das SHEK in aller Freundschaft bei der sich entwickelnden «Schweizer Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder» und der später daraus erwachsenden «Schweizer Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder»¹ getreulich mitberaten und durch Mitarbeit in verschiedenen Sektionen den Kontakt noch vertieft. Seine Zuständigkeit beschränkte es jedoch auf Emigrantenkinder, also in diesem Falle auf Kinder, die mit ihren Eltern in Spanien Zuflucht gesucht hatten und nun, vom Bürgerkrieg aufgestört, das Land und besonders dessen herrliche Inseln wieder verlassen mussten. Als schliesslich im Januar 1942 das Schweizerische Rote Kreuz eine eigene Kinderhilfe² schuf und zugleich die Aufgaben und Mitarbeiter der SAK übernahm, hat es in seiner ersten Sitzung die schon seit 1933 entwurzelten Emigrantenkinder als «kriegsgeschädigte Kinder» anerkannt und damit einen Kontakt hergestellt, der zu einer wachsenden Annäherung führte, über die an anderer Stelle noch zu berichten sein wird.

Unsere Behörden

Ehe wir zu den Ereignissen der letzten Vorkriegsjahre übergehen und zeigen, welche Folgen sie für unsere Arbeit hatten, möchten wir kurz die Beziehungen zu unseren Behörden und dieser zum SHEK darlegen.

Nach den entsprechenden Gesuchen, Einreisebewilligungen von Kantonen und Bund brachten wir im April 1934 unsere ersten

1 In Zukunft: SAK. 2 In Zukunft: SRK, Kh.

22 Emigrantenkinder aus Paris in die Schweiz. Wir waren fest überzeugt, dass man in der Hauptstadt Frankreichs alle nötigen Formalitäten kannte und erfüllte, und daher recht erschrocken, als einige Kinder ohne gültiges Reisepapier und ohne Rückreisevermerk ankamen. Dementsprechend mussten wir uns von der eidgenössischen Fremdenpolizei belehren lassen, dass die Kinder sofort bei den Kantonen zu melden seien, dass wir dann unverzüglich die nötigen Rückreisevisen zu beschaffen hätten und dass z.B. ein «Geburtsschein kein Reisepapier» sei. Der Chef dieses Ressorts teilte uns gleichzeitig fünf Bedingungen für künftige Einreisen mit. In diesem Brief hiess es unter anderem: «Die Reisepapiere sind in allen Fällen zur Kontrolle, wenn nötig zur Visaerteilung – bei Emigrantenkindern aus Frankreich - der Schweizer Gesandtschaft in Paris vorzulegen.» Ferner: «Wir wissen die menschenfreundlichen Absichten Ihrer Organisation wohl zu schätzen... Was soll geschehen, wenn das Ausland die Rückreise solcher Kinder verwehrt? Solche Hilfsaktionen sollten unter den heutigen Verhältnissen stets im Einverständnis und unter Mitarbeit der Behörden durchgeführt werden.»

Damit hat es begonnen. Das liessen wir uns nicht zweimal sagen! Und so antworteten wir: «Das Comité wird sich befleissigen, alle Einzelheiten künftig genauest zu berücksichtigen..., es lag ihm nichts ferner, als etwas der Eidgenössischen Fremdenpolizei Unerwünschtes zu tun. Es musste annehmen, dass die am 14. April 1934 eingereisten Kinder die nötigen Papiere mitbringen würden... Das Comité ist sich seiner Verantwortung durchaus bewusst und hofft bestimmt, in Zukunft zu keinerlei Ungelegenheiten mehr Anlass zu geben.»

Kurz darauf war dann unser Comité mit 75 Kindern an einem Transport des «Schweiz. ArbeiterhilfsWerkes» beteiligt. In einer diesbezüglichen Mitteilung schrieben wir: «Das Comité freut sich, dass Sie für die menschenfreundlichen Absichten seiner Arbeit so viel Verständnis haben und hofft, damit dem Ansehen der Schweiz auf seine Art nur zu nützen. Sollten im Verlauf seiner Wirksamkeit neue Probleme auftauchen, so wird es nicht versäumen, vorher Ihre Meinung und Ihren Rat einzuholen.»

So fing es an und so ist es geblieben. Wir erlernten bald die Geheim-

wissenschaft der Einreisegesuche, der Aufenthaltsverlängerungen, der Erstreckung von Ausreisefristen bei Kantonen und Bund. Wir waren so korrekt, als es die Art unserer Arbeit erlaubte. Das Vertrauen zu uns wuchs und hatte bald manch technische Vereinfachung zur Folge. Wir waren enttäuscht, wenn ein Kanton sich als verständnislos, also ablehnend erwies, wenn er z.B. auch von uns Kautionen haben wollte; freuten unsumso mehr, wenn dafür andere Kantone williger auf unser Vorhaben eingingen. Es gab manches, was wir nur schwer einsehen konnten; so wollte uns die Angst vor Überfremdung nicht einleuchten; auch das Tempo mancher Kanzleien war uns in dringenden Fällen zu gemächlich. Dabei zeigte sich die Verschiedenheit der Temperamente; manchmal musste die Zentralstelle die Sektionen aufmuntern, viel öfter jedoch bremsen. Nicht selten baten unsere auswärtigen Mitarbeiter, wir sollten doch «weniger vorsichtig» oder wir sollten doch «energischer» sein. Hier hat die praktische Phantasie der Zentralstelle wohl den richtigen Weg gefunden. Wir blieben uns immer darüber klar, dass Beamte keine Fürsorger waren und auch nicht werden konnten, und dass der Amtsschimmel eben seine eigene Gangart hat. Ob alle die Einschränkungen, Verzögerungen, Absagen, ob der Visumszwang, ob die Ausschaffungen nötig waren und der Schweiz letzten Endes nicht mehr geschadet als genützt haben, wollen und können wir nicht untersuchen. Eines aber steht fest: unseren besonderen Schützlingen, den Kindern, ist man vor allem von Seiten der Bundesbehörden stets soweit entgegengekommen, als man es noch irgendwie für tragbar hielt.

Die Kantone dagegen nahmen – wie schon angedeutet – eine recht unterschiedliche Haltung ein. Am unzugänglichsten war und blieb ein sonst recht aufgeschlossener Kanton; von dort schrieb man uns einmal: «...die Fremdenpolizeibehörden haben die Interessen des Staates und nicht die von Privatpersonen zu wahren... Weisungsgemäss setzen wir Sie in Kenntnis, dass in nächster Zeit solche Bewilligungen (es handelte sich um eine befristete Einreise- und Aufenthaltserlaubnis) nicht erteilt werden können. In der Schweiz selbst sind ohne Zweifel sehr viele erholungsbedürftige Kinder vorhanden und es können der Familie A aus Städten und Gebirgsgegenden solche in grosser Zahl zur Aufnahme offeriert werden.» Ein anderes

Mal hiess es: «Bis auf Weiteres können keine ausländischen Emigrantenkinder mehr zugelassen werden. Welche Formen die Revolution in Spanien annimmt und wie sich deren Folgen auswirken, ist noch unabsehbar. Auf alle Fälle hat die Schweiz die erste Pflicht, für ihre eigenen Landsleute und deren Kinder, die mittellos aus Spanien flüchten müssen, zu sorgen.» Wohl am grosszügigsten war der Kanton Basel-Stadt. Zwischen diesen beiden Polen gab es dann alle Schattierungen, sowohl an Bereitschaft wie auch an Zahl und an Dauer der Bewilligungen. Bei manchen Kantonen ging es lange, bis sie Stellung bezogen, die einen sagten erst nein und wurden später erstaunlich einsichtig, andere waren rasch bereit, wurden infolgedessen überlastet und mussten dann später bremsen. Die einen waren vor Kriegsausbruch unseren Bestrebungen offener als nachher, die anderen wurden angesichts der politischen Entwicklung immer aufgeschlossener. Zwei Grenzkantone haben z.B. nach den Pogromen in Deutschland keine neuen Kinder aufgenommen, während sie vier Jahre später volles Verständnis für die Verfolgten zeigten.

Die Bundesratsbeschlüsse, die seit 1933 mehrmals wiederholte Erklärung, dass die Schweiz nur «Transitland» sein könne, die Einführung des Visumszwanges für die Österreicher im April, für alle Ausländer im August 1938 und manch andere Einschränkung waren als Antwort des Kleinstaates auf die anarchischen Ereignisse rund um unser Land zu verstehen. Es war klar, dass das Hilfswerk gerade umgekehrt darauf reagierte, reagieren musste. Es hatte schon von Anfang an eine Reihe unbequemer Wünsche, insbesondere, wenn es nicht nur an seine Kinder, sondern auch an deren ältere Geschwister und Eltern zu denken wagte.

Unsere Schützlinge in der Schweiz und in Paris

Wie schon erwähnt, gab es als vordringlichste und selbstverständlichste Aufgabe die finanzielle und wo nötig die fürsorgerische Hilfe an den in der *Schweiz* ständig lebenden Kindern der politischen, asylierten Flüchtlinge. Es waren meist Kinder, die zwar im Jahre 1933 jäh ihre Heimat verlassen mussten, aber wohl am wenigsten gelitten hatten

von allen, die uns noch begegnen sollten. Die Eltern waren zwar plötzlich aufgebrochen; es folgten etliche aufregende Tage und Nächte, und dann war man in der Schweiz, wurde vom zuständigen Kanton toleriert, hatte, wenn es gut ging, sogar einige vertraute Gegenstände, auch einige Kleider und Wäsche gerettet und fand bei den Schweizer Genossen alle erdenkliche Hilfe, Freilich blieben diesen Familien schwere Sorgen nicht erspart, wenn der Hunger grösser war als das Budget, wenn die erwartete Arbeiterlaubnis ganz ausblieb oder so eng umgrenzt war, dass man wenig damit anfangen konnte. Die Kinder aber wurden sofort in unsere öffentlichen Schulen aufgenommen und konnten sich im gewohnten Kreis der Ihren schnell erholen. Fast alle sind von 1933 bis 1945, also 12 Jahre, bei uns geblieben; einigen Familien gelang noch vor dem Dezember 1941 die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten oder nach Südamerika, andere kehrten erst nach Kriegsende in die Heimat zurück. Wieder andere sind hiergeblieben und werden mit der Zeit wohl Schweizer werden; oder wenigstens ihre Kinder, die sich nicht mehr von unseren Kindern unterscheiden.

Wenn sie regelmässig ihre Unterstützung erhielten und aus unseren Kleiderstuben Ersatz für verschlissene oder zu klein gewordene Kleider, Hosen, Mäntel, Wäsche, Schuhe bekamen, wenn wir ihnen zu Weihnachten eine Bescherung bereiteten, sie gelegentlich auf Freikarten in den Zirkus schicken konnten, wenn wir sie in Ferienkolonien mitnahmen, Ärzte für sie mobilisierten, dann war in der Regel unsere Aufgabe erfüllt. Mit der Zeit entwickelte sich wohl in allen Sektionen ein stilles Freundschaftsverhältnis mit «unseren» Flüchtlingsfamilien, ohne dass in Sitzungen viel davon die Rede war. Allerdings gab es in jeder Sektion ein oder mehrere Sorgenkinder oder Sorgenfamilien, insbesondere dann, wenn eine Mutter untüchtig war, sich in die neuen, oft viel kleineren Verhältnisse nicht schicken konnte, gar krank wurde, oder wenn dem Vater das Nicht-arbeiten-Dürfen zu lange dauerte. Es gab auch zarte und schwierige Kinder darunter, die weder zu Hause noch im Kinderheim recht gedeihen wollten, und ähnliches mehr. Aber zusammengenommen sollten doch diese Sprösslinge der Sozialisten, Kommunisten, der Zeugen Jehovas usw. unsere geringste Sorge bleiben.

Da war es etwas ganz anderes, wenn man sich in den Zug setzte und nach *Paris* fuhr. Hier, in den engen Stübchen oder im grösseren Warteraum der Fürsorgestelle, drängte sich das Unglück, die Verzweiflung. Es warteten aufgeregte Mütter, schreiende Kinder, zornige Väter, dazwischen eine stille, verhärmte Schwangere mit einem Kleinkind auf dem Schoss. Wie bereits berichtet, hatte sich eine deutsche Emigrantin und Fürsorgerin ohne viel zu fragen im Pariser Elendsviertel «Belleville» umgesehen, war voll der schweren Eindrücke nach Zürich gekommen, hatte in unserer ersten öffentlichen Kundgebung gesprochen und konnte schon Ende 1933 mit einer Schweizer Spende zurückfahren. Mit diesem Gelde begann sie, die neuen Schützlinge in der bereits erwähnten «Assistance médicale aux enfants de réfugiés»¹ zu unterstützen. Täglich nahm diese medizinische und fürsorgerische Beratungsstelle an Umfang zu und entwickelte sich aus dem Nichts zu einer der wesentlichsten Einrichtungen der deutschen Emigration. – Hier in Paris herrschte das Elend; dort in der Schweiz gab es genug Phantasie, um sich auszumalen, wie gross die Not war und wie sie weiter answoll. Sie belastete die Herzen und ermutigte zu einer Aktivität, die rückschauend kaum zu erklären ist.

Das ganze Geschehen, insbesondere die einzelnen Schicksale waren so erschütternd, dass sich der Kreis der Hilfsbereiten ständig erweiterte und mit ihm der Umfang der verfügbaren Mittel. Daher konnte in Paris in rascher Folge ein eigenes Lokal gemietet sowie der Berliner Kinderarzt Dr. Salomon gewonnen werden, der von 1934 bis zum Kriegsausbruch und darüber hinaus bis zur Besetzung sein grosses Können und seine begütigende Ruhe den armen, aufgeschreckten Kindern und Müttern widmete. Später freilich wurde auch er mit seinen so sorgsam behüteten kleinen und grossen Patienten im Viehwagen in die Gaskammer befördert.

Noch aber waren es die Tage, in denen das Hitlertum erst anfang, seine Drohungen wahrzumachen, in denen jeder Europäer, der sehen und hören wollte, was im Deutschen Reich geschah, anfang, sich an den Kopf zu greifen und sich wohl sagte oder dachte: «Das kann nicht wahr sein. – Das ist doch unmöglich!» Es war möglich, und unser Schweizer Kreis musste dies täglich neu erfahren. Heute weiss

1 In Zukunft: AM.

jeder Zeitgenosse, wie es begann, wie es an wuchs, wohin es geführt hat. Ein Jahrhundert ist dadurch gezeichnet, geschändet. Unser Anliegen ist jedoch nicht die Anklage; wir haben hier lediglich zu zeigen, wie sich das Unheil ausgewirkt hat an Menschen, die waren wie alle anderen, die den gleichen Lebensanspruch hatten wie alle!

Schon seit der grossen Revolution war Frankreich im Aufnehmen Fremder, Verfolgter immer grosszügig gewesen. Es hatte 1921 die Russen toleriert, 1925 die dem Faschismus entkommenen Italiener und war nun auch zum Hauptzufluchtsland der deutschen und später der spanischen Emigration geworden. Hätte Europa, ja die Welt, 1933 und die folgenden Jahre nicht unter der so schweren Wirtschaftskrise gelitten, vieles wäre für die Neuankömmlinge, hier sowie in den anderen Ländern, leichter gewesen. So aber war man dem hereinflutenden, verzweifelten Menschenstrom nicht gewachsen.

1933/34, gleich nach der Ankunft in Paris, begann die Pein. Man musste sich sofort melden, tauschte seine Papiere gegen eine kostspielige Identitätskarte ein, bekam dann, wenn es gut ging, die auf ein Jahr gültige Aufenthaltserlaubnis. Bemühte man sich darüber hinaus aber um eine Arbeitskarte, so wurde anfangs die Aufenthaltserlaubnis, meist ohne Angabe des Grundes, wieder entzogen und durch eine Ausweisung ersetzt. Diese blaue Karte versetzte die Emigranten begreiflicherweise bereits in Unruhe. Wehe aber, wenn ihr mit der Zeit eine rote Karte (Ausweisung innerhalb einer Woche) oder gar eine weisse (Ausweisung innerhalb von 48 Stunden) folgte!

Man stelle sich den Zustand von Menschen vor, die nach den schweren Qualen und Sorgen der letzten Monate und Jahre in der Heimat das sichere Ufer erreicht hatten, sich aufatmend zwei Zimmer, ein Zimmer, eine Kammer suchten und nach wenigen Wochen erfuhren: Das Dableiben ist zwar auf ein Jahr gesichert, aber arbeiten dürft ihr nicht. Daher ist es wohl besser, ihr zieht gleich weiter, denn bei uns könnt ihr mit solchem Anspruch nicht bleiben. Oder: Wir haben dich dabei ertappt, dass du gegen unser Verbot gearbeitet hast; also können wir dich nicht behalten. Oder: Du bist nun schon mehrmals beim Arbeiten ertappt worden, darum musst du fort und zwar innerhalb von 48 Stunden!

Sie hatten kein Geld mehr, waren im Verlauf der Erlebnisse um

ihr Selbstgefühl gekommen; ihre Kleider waren bereits abgetragen, ihre Hände rissig; sie waren ungepflegt, mutlos, hoffnungslos. Sie suchten die Welt nach Verwandten ab – die befanden sich selbst in ähnlicher Lage –, nach Freunden – die hatten ja bereits einmal geholfen –, sie durchwanderten in Gedanken alle Erdteile nach einem Schlupfwinkel für sich, für die leidende Frau und die Kinder. – An die Qualen der Vergangenheit durften sie gar nicht denken, sonst legten sie sich gleich hin und standen nicht mehr auf. Aber diese Bilder meldeten sich immer wieder: Wie man des Nachts plötzlich in die Wohnung eingebrochen war, wie man sie unter dem Geschrei der Kinder von der taumelnden Frau weg, aus dem Hause gezerrt hatte; vor 2 Jahren ein beliebter Arzt oder ein gesuchter Rechtsanwalt, jetzt ein Entrechteter, ein Ausgestossener. Wie man sie in den Baracken der Sturmtrupps beschimpft und gemartert hatte. Wie man dann alle Bücher, die ihnen geistige Nahrung gewesen, geholt und öffentlich verbrannt hatte; wie sie schon 14 Monate nach Hitlers Machtergreifung aus dem kulturellen und öffentlichen Leben völlig ausgeschlossen waren; wie man überall gemieden wurde, wo man früher willkommen schien. Wie man ihre Kinder diffamiert hatte, wie die Nachbarn nicht oder nur heimlich zu ihnen gekommen waren. Nein, man durfte nicht daran denken.

Und nun ging es auch hier nicht. Gewiss, sie verstanden es. Die Franzosen hatten selbst Arbeitslose und Arme genug. Aber sie konnten die Kinder doch nicht verhungern lassen. Der jähe Abstieg war sowieso zu viel für sie. Und die Frau? – Nur nicht denken, sich nur nicht erinnern müssen. Und doch, welch ein Glück gerettet zu sein!

Zu gleicher Zeit trieb die Pariser Hilfsaktion trotz allen Anstrengungen der 22 privaten Organisationen zugunsten der Flüchtlinge aus Deutschland im Sommer und Herbst 1934 dem Zusammenbruch entgegen. Das Comité national hatte bereits 7 bis 8 Millionen Franken verteilt, hatte den Ärmsten die Mieten bezahlt, ihnen zu essen gegeben. Doch im April 1934 musste es bereits mit dem Abbau beginnen; es konnte keine Essenskarten mehr verteilen, und am 1. August hat es seine Tore ganz geschlossen. Die Milchbons für die Kinder wurden nur noch bis Mitte September ausgegeben. Auch der Kindergarten, das Tagesheim, die Schulspeisung der von den englischen Quäkern

gestützten Entr'aide européenne hörten auf. Die Angst der Eltern wuchs mit den Schulden, die noch die letzte Sicherheit, das Hotelzimmer, in Frage stellten. Diese Zeit der steigenden Not ist vielfach geschildert worden. Sie soll hier nur für denjenigen neu heraufbeschworen werden, der gewillt ist, sie nochmals so zu erleben, als handle es sich um ihn selbst, um seine Frau, seine eigenen Kinder, seine verlorene Existenz, der bereit ist, hinter dem äusseren Geschehen auch die innere Qual zu begreifen. Möchte sich aus dieser Rückschau dann eine grössere, noch allgemeinere Bereitschaft bei derartigen Katastrophen entwickeln, ein rechtzeitigeres Hinsehen, ein gesteigertes Helfenmüssen, ein energischer Widerstand und ein Vorbeugen bei ähnlicher Gefahr.

«Der Gesamteindruck der Kinder ist ungünstig. Man ist betroffen, wenn man in unserer Sprechstunde einmal ein frisches, munteres Kind sieht. Meist steht man depressiven, blassen Geschöpfen gegenüber, in deren Gesicht und gehemmtem Wesen sich die materielle und seelische Trostlosigkeit ihres Milieus widerspiegelt.» So berichtete der Arzt der AM bereits im Mai 1934, und Edith Pye, die englische Quäkerin, schrieb im Manchester Guardian im Herbst des gleichen Jahres: «Viele Tausende sind von der französischen Regierung entweder zurück- oder in andere Länder geschickt worden. Zwischen 2'000 bis 3'000 Flüchtlinge sind an der Grenze des Tragbaren, viele von ihnen könnten sich mit etwas Hilfe selbst erhalten; bleibt diese aus, werden sie tiefer und tiefer sinken und an Kälte und Hunger zugrunde gehen... Von 600 Familien der Assistance médicale sind 55% ohne nennenswertes Einkommen, die anderen haben 100 bis 150 französische Franken in der Woche. Eine Familie von 8 Personen versucht mit 36 Franken (9 englischen Schillingen) pro Woche zu leben... Die Jugend fühlt, dass sie nirgendwo eine Zukunft hat. Im zweiten Jahr in Paris, seit mehreren Jahren ohne Arbeit, ist sie ruhelos, unterernährt und furchtbar nervös. Sie sucht Arbeit, und wenn man eine für sie hat, erschrickt sie fast darüber...»

Die Leiterin der AM, die mit ihrer Arbeit erst angefangen hatte, als die anderen schon weitgehend am Ende ihrer Kräfte waren, hatte auch erkannt, was nottat. Sie hatte während der Sommerferien, zugleich der toten Saison, das lang geplante neue Tagesheim aufgetan;

sie wollte für 500 Kinder eine Schulspeisung organisieren, die oft die einzige warme Mahlzeit bedeutete; sie bat um Patenschaften für die Allerärmsten, sie veranlasste die Untersuchung schwangerer Mütter und richtete für die Säuglinge eine eigene Sprechstunde ein. Sie schrieb anfangs 1935: «Wir haben jetzt täglich, fast durchgehend von morgens bis abends, Publikum – wir schaffen es kaum mehr...»

Und sechs Wochen später berichtete sie: «Die Frage der rechtlichen, besser gesagt rechtlosen Situation der Emigranten ist ausserordentlich kompliziert... Die Hälfte der uns bekannten hilfsbedürftigen Familien ist in den letzten Wochen ausgewiesen worden. Das bedeutet, dass ihnen das Recht auf Arbeit genommen wurde... Es sind Millionen von Francs für die Cartes d'identité und Cartes de commerce von den Emigranten in Frankreich ausgegeben worden. Es sind Millionen Franken kleiner Ersparnisse aufgezehrt worden, und Millionen von Franken wurden in kleine Unternehmungen gesteckt, zugleich unmessbare seelische Energien. Und nun soll eine zweite Emigration ins Ungewisse beginnen? Diejenigen, die eben erst Aufenthalts- und Handelserlaubnis erhalten haben, begreifen nur schwer, dass sie wieder vor dem Nichts stehen. Wir erleben täglich furchtbare Fälle von Verzweiflung.

Der Hochkommissar für die Flüchtlinge aus Deutschland, Sir James McDonald, und die anderen Hilfsorganisationen kennen natürlich diese Schwierigkeiten auch; sie wollen versuchen, die Auswandererfragen der Ausgewiesenen in die Hände zu nehmen. Über diesen Versuchen und Vorbereitungen vergehen aber Wochen und Monate, und es hat sich noch niemand gefunden, der während dieser Zeit die Emigranten über Wasser hält.»

Nur die Mütter! Unter Aufbietung ihrer letzten Kräfte gingen sie, natürlich ohne Arbeitserlaubnis, in die Haushaltungen der Reichen und machten zur Hälfte oder zum Viertel des offiziellen Stundenlohnes Putzarbeit. Sie konnten trotzdem nicht verhindern, dass ihre Kinder immer schmäler und blässer wurden. Kein Wunder, es fehlten ja nicht nur die früheren Freunde, die Sonne, das Wasser, die Nahrungsmittel, es fehlte auch vielfach eine richtige Kochgelegenheit. Ein Spirituskocher auf der Kommode, ein bis zwei Betten für vier bis acht Personen, ein Tisch, ein Stuhl, das war meist alles.

Daher gingen sie in die Sprechstunde der AM und warteten, bis sie an die Reihe kamen, bis sie dem Arzt das kranke, unterernährte Kind zeigen, der Fürsorgerin ihr Schicksal erzählen konnten. Zuerst kamen die Ärmsten. Sie baten um Geld für das tägliche Brot, für die Miete; dann kamen die Neuverarmten, deren letzte gerettete Franken aufgezehrt waren. Schliesslich kamen viele, die aus Spanien und dann aus Österreich und zuletzt aus der Tschechoslowakei weggemusst hatten. Die Mütter baten um Kleider und Schuhe, um Wäsche für ihre Kinder, die Väter um Arbeit, um einen Vorschuss zur Begründung einer neuen Existenz. Die einen wollten eine Nähmaschine für ihre künftige Schneiderei, die anderen Werkzeuge für eine Schusterei, die dritten die Mittel für Ware zu einem Hausierhandel.

Da war eine Schwangere im 9. Monat, die 900 Franken Mietschulden hatte, da wartete ein Buchdrucker mit 5 Kindern. Seine Frau war den Anstrengungen der Flucht erlegen. Er stand vor dem Verlust seines Zimmers. Die Kinder waren krank; sie begannen zu verwaorlosen. Er hätte nun endlich Arbeit gefunden, aber es lag ein Ausweisungsbefehl gegen ihn vor. Die Frau des Juristen, der mit seinen 2 Kindern wartete, hatte eben einen Selbstmordversuch gemacht; auch diesen vier Menschen war die Wohnung gekündigt. Fielen sie der öffentlichen Wohlfahrt anheim, so wurden sie ausgewiesen.

Da war Familie B., Vater Lederarbeiter; er hatte durch den künftigen Arbeitgeber eine Arbeitserlaubnis beantragt, woraufhin ihm seine Identitätskarte entzogen wurde und er die so gefürchtete blaue Ausweisung bekam. Damit war die Hoffnung, diese vierköpfige Familie endlich gerettet zu haben, vernichtet. Der Mann verlor seine Stelle, somit seinen Verdienst, lag gebrochen herum. Niemand zahlte die Miete, weil der Fall aussichtslos schien. Man lebte von etwas Milch, Griess und Zucker aus dem Vorrat der AM. Ein Junge hatte eine Mandeloperation hinter sich, beide Kinder die Masern. Dieser Familie wäre mit einem sofortigen richtigen Papier geholfen gewesen.

Da war Frau G., die durch die Emigration in einen depressiv-aggressiven Zustand geraten war. Man musste ihr den Besuch der Assistance verbieten, weil sie u.a. die Zusatzlebensmittel empört zurückwies. «Was soll ich mit einem Glas Konfitüre anfangen, wenn

ich vier Kinder hab?» Der Mann war ein sehr tüchtiger Wäsche-Zuschneider. Die Familie wäre gerettet gewesen, wenn er eine Identitätskarte bekommen hätte.

Endlos war die Zahl dieser Geschichten, jede gleich einfach, jede gleich schrecklich. Eine unserer feinsten Mitarbeiterinnen schrieb dazu aus Paris:

«Ich fand es kaum erträglich, die ganzen Arzt- und Fürsorgesprechstunden mitzumachen. So trostlos war fast jeder Fall. Nur die Säuglinge lachten und krächten, während den Müttern die Tränen über die Backen liefen.»

Ferientransporte

Die deutschen Kinder:

Und nun stelle man sich vor: In dieses ausweglose Elend kam im Sommer 1934 die Mitteilung: die bedürftigsten Kinder sind von einem Comité auf 6 bis 12 Wochen in die Schweiz eingeladen I Bei den zwei ersten Transporten durften insgesamt 122 Kinder fahren, im folgenden Jahr waren es bereits 406 deutsche und 137 russische Kinder. Wie sie zuerst schüchtern aus dem Zug stiegen, wie sie müde und ängstlich den Schweizer Pflagemüttern die Hand gaben und sich wieder einmal in ein neues Zuhause führen liessen. Wie sie froh waren, wenn sie mit einem Kameraden ins gleiche Kinderheim kamen. Die Mütter hatten ihnen mit feuchten Augen ein letztes Mal gesagt: «Seid recht brav!» und vielleicht noch ein Bildchen ins armselige Bündel gelegt. Ganz wohl war es weder Vater noch Mutter bei der Trennung gewesen, den Kindern noch weniger. Aber die Milch und die Weggli in Basel, Bern, Genf oder Zürich schmeckten herrlich, und man durfte nehmen, soviel man wollte! – Und dann verbreiteten sich unsere Schützlinge über die ganze Schweiz. Die Sektionen Überboten sich; immer mehr Pflegefamilien meldeten sich; immer mehr Kinder durften kommen. Die Behörden gewöhnten sich an diesen «Heuschreckenschwarm»; die SBB gewährten die nachgesuchte Fahrvergünstigung. Die grossen Sektionen, die Basler Hilfe, das Bernische Hilfs werk mit Biel und Thun und ab 1936 das Comité

romand mit Genf, Lausanne und Neuchâtel organisierten ihre Transporte selbst. Zürich bearbeitete seinen Kanton und zusätzlich die Kantone, die keine eigenen Hilfswerke hatten. Es übernahm auch die Zuteilung in Freiplätze und in Heime der kleineren Sektionen wie Luzern, St. Gallen, Baden und später Schaffhausen.

Die Sektion Tessin, 1935 gegründet, hatte stets eine Sonderstellung. Dort am sonnigen Hang des Monte Verità lag und liegt das Kinderheim von Lilli Volkart. Diese seltsame Frau, wohl eine der besten Pädagoginnen, der man begegnen kann, hat ab 1934 und solange es in der Schweiz Emigranten- und Flüchtlingskinder gab, nie «nein» gesagt, sondern stets alles getan, was in ihrer Kraft lag, um zu retten, zu helfen. Ihr konnten wir unsere schwierigsten, familienunfähigen Emigrantenkinder ruhig übergeben. Sie hatte unsere ersten, gesundheitlich oder sozial besonders gefährdeten Patenkinder auf ein Jahr und länger im Hause; sie war es auch, die 1942 in aller Eile eines der ersten Kinderauffanglager für die Flüchtlingskinder vorbereitete. Durch dieses Heim und durch die Nähe Italiens war unser Comitato Svizzero pro Bambini Emigrati oft schwerer belastet als andere Sektionen. Da zudem die Tessiner Bevölkerung sich für deutsche Emigrantenkinder nur schwer interessieren liess, hatte sie oft drückende Geldsorgen, die aber durch begüterte Emigranten, durch eine vermögende Präsidentin und, nach deren Ableben, durch einen unermüdlichen Präsidenten immer wieder behoben wurden.

Aber zurück zu den Transporten: Welche Arbeit in Paris und in der Schweiz! Dort mussten Arzt und Fürsorgerin die bedürftigsten Kinder unter denen auswählen, deren Eltern Papiere besaßen; dann wurden kürzere oder längere Charakteristiken verfasst und schliesslich die Züge bestellt.

Hier in der Schweiz wurden Freiplätze gesammelt und geprüft. Es war gar nicht so leicht, sich über die Angebote klar zu werden. Waren es Menschenfreunde, waren es Haushaltungen oder Bauernhöfe, die eine billige Arbeitskraft suchten? Da haben uns die Pfarrerherren, die Gemeindegewestern und Pro Juventute manch guten Dienst geleistet und gewissenhaft unsere Fragebogen ausgefüllt. Wir mussten so vieles wissen: Beruf der Gastgeber, Konfession, Milieu, wirtschaftliche Lage, Zahl und Alter der vorhandenen eigenen Kin-

der, deren Gesundheitszustand, ob die Hilfsbereiten in einem Einfamilienhaus lebten oder in einer Mietwohnung und vor allem, ob es einen Garten gab.

Die Leitung in Paris überlegte unterdessen, in welche Sektion jedes Kind am besten passen mochte, und so begann ein Schachspiel sondergleichen. Schliesslich mussten die Kantone ihre Aufenthaltsbewilligung geben, die Eidgenossenschaft ihre Einreisebewilligung und zuletzt der Schweizer Konsul das Visum. In Zürich befasste sich eine feine, kränkliche Heilpädagogin mit der Arbeit des Plazierens. Sie war ausgezeichnet für die Kinder, nur den Büros hat sie mit ihren liebevollen Änderungen das Leben schwer gemacht. «Ich habe heute Nacht überlegt, dass Sulamith doch besser zu W. auf den Zürichberg passt und Fritz sich in Winterthur bei X. wohler fühlen wird.» Oder: «Ja, wenn Isi wegen Scharlach nicht kommen kann, dann will ich es umstellen und A. zu Y. geben und B. zu Z.» Im Grunde blieb es trotzdem eine Lotterie, ob Pflegeeltern und Kinder sich besonders anfreunden und lieben konnten oder nicht. In der Regel musste man jedoch staunen, wie gut es ging. Das Loblied der Pflegefamilien, der Pflegeeltern und deren Kinder kann gar nicht laut genug gesungen werden. Kam ein jüdisches Kind in eine jüdische Familie, so war der sofortige Kontakt fast eine Selbstverständlichkeit. Auch die christlichen Pflegeeltern, die viel weniger von den Verfolgungen in Deutschland und von den Schwierigkeiten in Frankreich wussten, haben da Ausserordentliches geleistet. Besonders am Anfang; später, als sie ihr Pflegekind schon besser kannten, als der Briefwechsel mit den Eltern funktionierte, die Kinder aufgetaut waren und viel vom Zuhause in Deutschland und dem dortigen Wohlstand, weniger vom Zuhause in Paris erzählt hatten, war es nicht mehr so schwer.

Als dann die Kinder nach 6 bis 12 Wochen Ferien rotbackig, rundlich und gewachsen, mit strahlenden Augen und vollen Koffern wieder jubelnd in der Gare de l'Est einfuhren, da durften die Schweizer Begleitpersonen vielleicht das Schönste erleben, was es in diesen bitter schweren Jahren zu erleben gab: Das Wiedersehen zwischen Eltern und Kindern. Abwechselnd sind die Mitarbeiter des SHEK mitgefahren und haben sich von einem Winkel aus, Jahr um Jahr, an diesem Schauspiel geweidet: am Entzücken der verhärmten Eltern

über die Verwandlung ihrer Kinder, an der Seligkeit der Kinder, die, wie Springbrunnen des Glücks, gleich am Bahnhof alles erzählen wollten: vom Köbi – ihrem neuen Freund –, vom Liseli, vom Kälbli, von der guten Milch, vom Baden, vom Bergsteigen, vom 1. August. Alles prasselte auf die Eltern herunter, und zugleich zeigten die Heimgekehrten stolz die neuen, festen Stiefel, den Regentmantel, die Samthosen. Die Gewichtszunahme hatte mit der des Gepäcks gewetteifert. Mancher Mutter musste man ihr Kind zuführen, weil sie es in der ersten Aufregung nicht erkannte. War doch ein blasses, verschüchtertes kleines Ding weggefahren, und da stellte man ein übermütiges, sonnengebräuntes, kräftiges Mädchen vor sie hin. Es gab auch Kinder, deren Eltern nicht kommen konnten, weil die Mutter krank lag, der Vater bei der Arbeit war oder im Gefängnis sass.

Nachdem alle versorgt waren, begleiteten wir unsere Pariser Mitarbeiter in die AM. Hier sassen wir tagelang in den Sprechstunden oder im Warteraum, hörten zu, trösteten, notierten uns einen besonders tragischen Fall. Wir gingen in die Hotels, besuchten die Eltern «unserer Kinder» und erkannten immer wieder: Wir müssen mehr tun, mehr helfen! Jeder von uns kam gewandelt von solchen Reisen zurück. Auf jeden hatte der Anblick dieses Elends eine andere Wirkung. Fast keine, fast keiner hat dabei Paris gesehen, die Weltstadt in ihrem Glanz, mit ihren Schätzen. Wir besuchten lieber noch einmal die tapfere, schwächliche Frau mit den drei kleinen Kindern, deren Mann mit einer Schüttellähmung im Lehnstuhl kauerte.

Hunderte von schönen und weniger schönen, von heiteren und traurigen Einzelheiten liessen sich da berichten. Von den Kindern, die trotz aller Armut wieder so gerne bei ihren Eltern waren. Von den andern, die sich nur schwer wieder eingewöhnen konnten und denen, die nicht einmal den Versuch dazu machten. Man beobachtete z.B. eine 12jährige, die während der ganzen Rückfahrt weinte. Es war aber auch wirklich nicht leicht, sich nach all dem Licht, nach all dem Behagen wieder an die engen Gassen, an die dunklen Höfe zu gewöhnen und an die «Hotels», in denen auf hundert Wohnungen, also auf hundert Familien, also auf rund vierhundert Menschen, nur ein Wasserhahn kam. Das war für alle Beteiligten ein schweres Problem.

Die Eltern, besonders die Mütter, waren tief *zu* bedauern. Da kamen ihre Kinder aus der Fülle zurück in die Armut. Zur Qual der Entfremdung kam der Unterschied des Milieus; dort in der Schweiz war alles so schön gewesen, das weite Haus, der grosse Garten, die Wiesen und Wälder, Seen und Berge, Blumen und Tiere. Hier war alles dunkel, kahl, armselig. Nicht einmal ein Bett hatte man. Ja, als sie in der Schweiz ankamen, mussten sie sich erst ans Schlafen im eigenen Bett gewöhnen, und nun bei der Rückkehr stiessen sie sich an den anderen Körpern, mit denen sie das Lager teilen mussten. Dort durfte man essen, bis man genug hatte, hier hiess es aufhören und hinsehen, ob es auch für die Geschwister und die Eltern noch genügte. Es war ein rührendes Werben der Mütter um ihre heimgekehrten Kinder, ein Werben mit ach so leeren Händen, mit Mangel und Verzicht. So schrieb z.B. eine Schweizer Pflegemutter über ihr fünfjähriges Pflegesöhnchen, das aus primitiven Arbeiterverhältnissen stammte:

«Mein Mann und ich haben uns die Frage, D. wieder bei uns aufzunehmen, gründlich überlegt. Wir würden den Jungen mit Freuden genommen haben, wenn nicht ganz triftige Gründe dagegen sprächen. Das Kind hat sich so sehr an uns und an unser Milieu attachiert, dass es beidemale eine richtige Katastrophe war, wenn es zurückmusste. Nach seiner Rückkehr war auch die Mutter ganz verzweifelt, weil D. nichts mehr von ihr wissen wollte, sondern immerzu nach mir verlangte. Der grösste Schmerz dauerte wohl nur einige Zeit; aber das Kind litt trotzdem wochenlang an Schlaf- und Appetitlosigkeit und konnte sich der Erinnerung an ein besser gelebtes Leben nicht entledigen. Ich habe D.s Wesen sehr gründlich kennen gelernt und hatte das Gefühl, ein Unrecht zu begehen, indem ich das Kind überhaupt zurückgab. Dieses Hin- und Herzerren in kurzen Intervallen ist nicht gut für das empfindliche Kind.»

Aus der AM schrieben sie dagegen im Herbst 1936:

«Das Bedrückende in der Arbeit wird aufgehoben durch die ganz grossen Freuden, die die Rückkehr der Kinder aus der Schweiz brachten. Immer wieder kommt eine Mutter und sagt: ‚Mein Leben hat wieder von Neuem angefangen‘; oder: ‚Wir sind jetzt nicht mehr allein; an niemanden in Deutschland können wir mehr schreiben, aber die Pflegeeltern in der Schweiz sind unsere Freunde geworden. Es

ist so schwer, in Worten auszudrücken, wie vielen Menschen durch diese Einladungen wirklich grundlegend geholfen wird, und wie alles um die Schweizer Reise als zusammenhaltenden Mittelpunkt kreist; das wird die deutsche Emigration nie vergessen... Wenn heute ein Sozialhygieniker unsere Kinder untersucht und beobachtet, wird er feststellen müssen, dass es wohl nirgends eine Schicht wirtschaftlich und sozial so schlecht gestellter Kinder gibt, denen es so gut geht wie unseren Kindern im Monat nach der Rückkehr aus der Schweiz. Es zeigt sich, was eine intensive und liebevolle Hilfe Schweres und Schwerstes bei Kindern ausgleichen kann. Wir haben bei Schützlingen, deren Eltern weit weniger als das Existenzminimum verdienen, keine Tuberkulose mehr, keine schwierigen Krankheitsfälle. 80% unserer Kinder sind die besten Schüler.»

Diese Erfolge waren, ganz besonders für die Pflegeeltern, ermutigend. Sie hatten sich so tief mit «ihren» Kindern verbunden, dass sie diese zwei und drei Sommer lang einluden und sich bei unseren Vorhaltungen, wie wichtig es wäre, auch anderen Kindern das Glück einer Reise in die Schweiz zu schenken, höchstens zum Bruder oder zur Schwester entschliessen konnten. Als es rund fünf Jahre später galt, nicht nur die Gesundheit, sondern das Leben zu retten, haben viele der Ferienkinder von sich aus den Weg in die Schweiz und in die Arme ihrer Ferien-Familie gefunden.

Es gab aber auch Eltern, die sich nicht von ihren Kindern und Kinder, die sich nicht von ihren Eltern trennen wollten. So schrieb uns eine Mutter aus Paris nach langem Hin und Her:

«Wir haben nun beschlossen, uns nicht zu trennen in dieser grossen Not. Wir brauchen uns gegenseitig, um Mut zum Weiterleben zu haben.»

Bei diesen Ferienreisen haben sich das Bernische Hilfswerk, die Winterthurer und die welschen Sektionen besonders hervor getan; sie sahen darin den wesentlichen Inhalt ihrer Hilfe. Andere teilten ihre Kräfte. Man glaube aber ja nicht, wir hätten nur Kinder hin- und her gefahren. Es ist nicht abzuschätzen, was wir alles an Kleidern und Schuhen, an Mänteln und Wäsche, an Medikamenten und Lebensmitteln mitschleppten, von den privaten Sendungen der Pflegeeltern gar nicht zu reden. Viele sind sogar selbst nach Paris gefahren; sie

wollten die Angehörigen «ihrer Kinder» persönlich kennen lernen. Zu Weihnachten mag wohl jedes sein Päckchen bekommen haben. Die Basler pharmazeutische Industrie veranlasste ihre französischen Filialen, die AM mit Medikamenten zu bedenken; andere Schweizer Firmen taten ein Gleiches, und so ergoss sich – als geographisches Kuriosum – ein heilender und nahrhafter Fluss, um nicht zu sagen Strom, von der Limmat, der Aare, dem Rhein und der Rhone in die Seine.

Kein Wunder, dass man dem SHEK auch aus anderen Gegenden Frankreichs und aus Italien weitere hilfsbedürftige Kinder meldete. Die Folge davon war, dass im Jahre 1937 19 Kinder aus Lyon einem Transport angeschlossen wurden und dass im Sommer 1938 16 deutsche Emigrantenkinder aus Mailand im Tessin neue Kräfte sammeln durften.

Im gleichen Jahre konnte uns die AM die neu angekommenen, bedürftigsten Kinder nicht schicken, denn unter 600 besaßen nur 40 ein richtiges Ausweis- oder Reisepapier. Sie hoffte aber für die österreichischen Kinder und für die zu erwartenden deutschen Emigrantenkinder aus Spanien auf unsere Hilfe. Überall, einerlei ob in Paris oder bei uns in der Schweiz, war ja die Flüchtlingsarbeit mit den politischen Ereignissen untrennbar verknüpft. Jeder Umbruch, jedes niedergeworfene Land, jede Besetzung brachte neue Flüchtlinge an oder über unsere Grenzen.

So ging es unter sich wandelnden Gesichtspunkten mit unseren Ferientransporten weiter, bis wir in den letzten August- und ersten Septembertagen 1939 die Kinder, so rasch es gehen wollte, nach Frankreich zurückschickten und zurückbrachten. Bei manchen zögerten wir. Das eine oder andere, insgesamt 33, durften dableiben, weil sie gerade krank lagen, oder die Eltern sich in einer untragbaren Situation befanden. Unsere erste Reaktion war gewesen: Kinder gehören in Kriegszeiten in ihre Familien. Hätten wir damals gewusst, wie wenig die Eltern sie vor dem Äussersten bewahren konnten, wir hätten alles daran gesetzt, sie in der Schweiz behalten zu dürfen. Dies gilt vor allem für die überwiegend jüdischen Kinder der Emigration aus Deutschland.

Die russischen Kinder:

Bei unseren russischen Feriengästen aus Paris war vieles anders. Von den Hunderttausenden Russen – Aristokraten, Priestern, Arbeitern, vor allem aber Intellektuellen –, die ab 1919 unter Zurücklassung allen Besitzes und oft auch nächster Verwandter aus ihrer Heimat geflohen waren, hatten sich 70'000 bis 100'000 nach Frankreich gewandt. Manch andere wurden 1923/24 durch den Mangel an Arbeitskräften angelockt, denn es bot sich ihnen hier die Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Dabei verschwanden die Professoren, Ingenieure, Ärzte, Advokaten, Offiziere und tauchten als Handwerker, Chauffeure, Hausknechte oder in Fabriken und in Kohlengruben wieder auf. Die um 1932 einsetzende Wirtschaftskrise veranlasste die meisten der ausländischen Arbeiter, in ihre Heimat zurückzukehren. Die Russen hatten diesen Ausweg nicht; so blieben sie und begannen zum Teil wieder in neues Elend abzusinken. Immerhin schätzte man, dass sich doch zwei Drittel dieser russischen Emigranten allmählich eine Existenz geschaffen hatten. Aber auch sie blieben fremd, ein in sich abgeschlossener Kreis von Unglücklichen. Wir hatten nur mit dem letzten Drittel, mit den Gestrandeten zu tun. Bei unseren ersten russischen Gästen, – die Basler Hilfe hat bereits 1935 zwölf russische Kinder aufgenommen und das Bernische Hilfs werk deren 26, – zeigte sich die Trostlosigkeit der Verhältnisse. Erst ab 1936 entstanden die drei westschweizerischen Sektionen, die sich mehr für die Französisch sprechenden Russenkinder als für die anfangs nur Deutsch sprechenden Kinder der nationalsozialistischen Verfolgung interessierten. Allmählich haben sich die eher zögernden Kreise der deutschen Schweiz auch um die russischen Kinder tatkräftig bemüht, was aus der Kurve Seite 236 abzulesen ist.

Die Russenkinder waren anfangs zurückhaltend, ja fast misstrauisch wie ihre Eltern, die kaum glauben wollten, dass Schweizer Familien ihre vielfach kränklichen und unterernährten Nachkommen ganz uneigennützig und so liebevoll aufnahmen und gesund pflegten. Trotz grösster Armut waren viele dieser Kinder bestens erzogen, still, müde, andere hingegen verwahrlost und störrisch. Viele der russischen Väter oder der Mütter waren zu stolz, sich um die ihnen

zustehende Hilfe der Assistance publique zu bewerben; für andere wiederum war die Arbeitslosenunterstützung die einzige Erwerbsquelle. Neben den Generälen hinter dem Kochherd, den chauffieren den Offizieren, gab es eben zahlreiche Väter, die verzweifelt und krank den schweren Kampf ums Dasein hinter der Wodkaflasche aufgegeben hatten. Der Kontrast zwischen einst und jetzt war zu gross geworden. Viele Ehen sind unter den so schwer veränderten Lebensbedingungen in die Brüche gegangen, und die Kinder fanden zwischen den entfremdeten Eltern weder beim Vater noch bei der Mutter eine wirkliche Heimat und auch nicht die unentbehrbare Liebe.

Anlässlich eines Transportes wurde eine Gruppe von 72 russischen Kindern im Alter von 5 bis 17 Jahren gemeldet. Darunter waren 10 noch in Russland geboren, viele in Polen, Bulgarien oder Serbien, einige in Italien oder in Berlin. 33, also fast die Hälfte, kamen bereits in Frankreich zur Welt. Von diesen 33 Kindern wurden jedoch nur 4 als Franzosen bezeichnet. Das beweist, wie wenig die Eltern sich assimiliert hatten, wie tief sie im angestammten Glauben verankert waren, wie wenig ihnen an der Nationalisierung ihrer Kinder lag. Unter den 582 Kindern des Sommers 1937 waren 160 Halbweisen, 20 Vollweisen, 26 Kinder arbeitsunfähiger Eltern, 13 Kinder von französischen Müttern, 26 von Vater oder Mutter verlassene Kinder, 48 Kinder aus sehr kinderreichen Familien mit einem Monatseinkommen von 1'000 bis 1'500 ffrs., 43 absolut arme Kinder. Über 200 gemeldete Kinder konnten nicht berücksichtigt werden. Kein Wunder, dass bei diesen Familienverhältnissen die Reisen in die Schweiz auch in den russischen Kreisen immer mehr geschätzt wurden, dass z.B. zwei 7- und 9jährige Russenbuben aus einem Vorort zu Fuss nach Paris liefen, einen ganzen Tag lang durch die Stadt irrten, bis sie endlich einen Strassenphotographen fanden, der ihnen für ihre paar Sous die nötigen Passphotos herstellte. Damit schlepten sie sich übergücklich nachts um 10 Uhr in das Büro des Centre d'aide, um dann bei Nacht und Nebel noch den weiten Heimweg zu machen. Für viele dieser Kinder war die Reise in die Schweiz wohl die einzige Freude in ihrem jungen Leben, die erste Gelegenheit, blühende Wiesen und weidende Kühe zu sehen, für alle ein überwältigendes Erlebnis ! Ein kleiner Junge schrieb auf eine Postkarte nur den lapi-

daren Satz: «Maman, ici on donne à manger à volonté!» Folgende Gegenüberstellung unseres Comité Suisse Romand zeigt deutlich den Gegensatz zwischen der Sorglosigkeit bei den Schweizer Gastgebern und dem schweren Dasein der russischen Kinder in Paris.

In der Schweiz:

Knabe, 9jährig, in einer Pächtersfamilie mit 8 eigenen Kindern untergebracht. Er wurde 2 Jahre nacheinander eingeladen. Diese sehr hilfreiche Familie hat gleichzeitig noch zwei russische Kinder aufgenommen.

10jähriger Knabe in einem Ort am Seeufer, bei einem Landwirt untergebracht. Dieser Mann hat 10 weiteren Kindern Pflegeplätze im Dorf verschafft. Er verliess während des Winters zum erstenmal die Schweiz, fuhr nach Paris, um sich vom Leben der Emigranten ein Bild zu machen. Er hat seinen Schützling weiter eingeladen.

15jähriger Knabe in einem Bauerngut untergebracht, wo er mit grossem Eifer mitarbeitete. Zwei seither Schwestern waren in Genfer Familien eingeladen.

12jähriges Mädchen war zwei Jahre hintereinander in eine

In Paris:

Lebensbedingungen: Familie vom Lande, vier Personen. Arbeitslos ohne Arbeitslosenunterstützung. Der Vater sprach seine grosse Freude darüber aus, dass wenigstens sein Sohn den Kontakt mit dem Landleben wieder aufnehmen konnte.

Sohn eines arbeitslosen Journalisten. Die Eltern litten sehr schwer an ihrer unsicheren Lage. Der Knabe hatte zum erstenmal ein ruhiges und glückliches Leben kennengelernt und träumte nur davon, zu seinem «besten Freund» in die Schweiz zurückkehren zu dürfen.

6 Kinder, 16 bis 1 Jahr alt, lebten mit den Eltern in einem Zimmer. Der Vater, in Russland ein Grossindustrieller, verdiente in Paris mit Eierverkaufen mühsam das Allernötigste.

Tochter eines früheren hohen Beamten, Enkelin eines sehr be-

schöne Besitzung im Kanton Waadt eingeladen. Das intelligente Kind, das eine besondere Begabung für Musik aufwies, verlebte hier die glücklichste Zeit seines Lebens.

kannten Malers, lebte mit den Eltern und dem Bruder in einer sehr bescheidenen kleinen Wohnung. Die Mutter erhielt die Familie durch den Verkauf ihrer Zeichnungen.

Auf den Anmeldebogen standen u.a. folgende Bemerkungen:

«Eltern getrennt, keiner der beiden kümmert sich um das 13jährige Mädchen; lernt Sténodactylo; während der Ferien ist Anuschka gänzlich verlassen, leidet vor allem an mangelnder Zärtlichkeit. Vater harter Mann, Mutter 6 Monate Spital, 5 Kinder zu Hause, alle kränklich.»

«Vater trinkt, Mutter krank. Furchtbare Verhältnisse.»

«Sehr gute Familie, 5 Kinder, Mutter ‚femme de ménage‘.»

Oder: «Vater alter Kosaken-Offizier, arbeitslos/

Oder: «Vater Ingenieur, jetzt Chauffeur.»

«Vater hat Familie verlassen.»

«Eltern ohne Arbeitserlaubnis.»

«Vater in Russland, Mutter jetzt mit Rumänen verheiratet, Mädchen ganz verlassen.»

«Vater tot, Mutter sehr krank.»

«Eltern geschieden, Mutter arbeitslos. 15jähriges kränkliches Mädchen, sehr schwere wirtschaftliche Verhältnisse.»

«Vater (Prinz) gestorben, Mutter arbeitet, zahlreiche Familie.»

«Vater weissgardistischer Offizier, Elektriker, seit 1 Jahr arbeitslos, Mutter lungenkrank.»

Wenn man einmal diese deklassierten Menschen in ihrer ganzen Verstrickung gesehen hatte, konnte man nichts anderes tun als helfen, soweit es möglich war. Die treibende Kraft des «Centre d'aide aux réfugiés russes en France» war Sophie Zernoff, eine zurückhaltende, zielbewusste «Frau, Tochter und Schwester eines Arztes, die dem Centre – einer neutralen Arbeitsvermittlung – eine Kinderkommission angegliedert hatte. Angeregt durch die Arbeit der AM, wollte sie nun für ihre Schützlinge auch eine kleine Poliklinik schaffen. Die Schweizer Freunde sollten auch ihr einen entsprechenden monatlichen

Zuschuss geben. So erhob sich für uns die wichtige Frage, ob wir für Kinder, die meist schon in der Emigration geboren waren, uns ebenso einsetzen konnten wie für solche, die mit ihren Eltern noch mitten in deren Schrecken standen. Schliesslich haben humanitäre Gesichtspunkte soweit gesiegt, dass wir die Mittel für eine Hausfürsorgerin, für eine ärztliche Sprechstunde pro Woche, für einen zahnärztlichen Dienst zur Verfügung stellten und immer mehr russischen Kindern die Reise in die Schweiz ermöglichten. Ein Kinderheim für die unbeaufsichtigten Kinder, die tagsüber entweder in die Zimmer eingeschlossen wurden oder den ganzen Tag auf der Strasse bleiben mussten, wäre freilich besser gewesen. So aber waren wir gewiss, dass man die kleinen Reisenden wenigstens vor der Verschickung und nach der Heimkehr richtig untersuchte und ständig fürsorgerisch wie ärztlich betreute. Die russischen Eltern haben uns Jahr um Jahr Dankadressen geschickt, die sie zu Hunderten persönlich unterschrieben. Darin hiess es einmal, man sei zuerst unsicher gewesen, aber:

«Die Zeit verging schnell, und die Kinder kehrten blühend, gesund, froh und glückstrahlend heim... Wie sollten beim Anblick der lebensfrohen und zufriedenen Kinderschar nicht alle Zweifel, Zurückhaltung in helle Freude und Begeisterung umschlagen! Alle Herzen erfüllte ein Gefühl grenzenloser Dankbarkeit dem Schweizer Volk gegenüber, wo Nächstenliebe und edles Mitgefühl es erreichten, unsere Kinder in sittlicher und körperlicher Hinsicht zu festigen und in ihnen den Glauben an die Schönheit des Lebens und an den Menschen zu wecken.»

Ein anderes Mal schrieben sie: «Nach ihrer Rückkehr hatte man gar oft Gelegenheit festzustellen, wie sich unsere Kinder zu ihrem Vorteil verändert hatten, sich bemühten, ihren Eltern zu helfen und das Elternhaus besser zu schätzen verstanden.»

Es waren ganz merkwürdige Kinder darunter, denen man mit nichts eine wirkliche Freude machen konnte. Die Natur sagte ihnen nichts; für Wandern oder für Sport waren sie nicht zu begeistern; im Garten oder im Haushalt helfen wollten sie nicht; das Essen schmeckte ihnen nicht, und es schien ihnen eine unerhörte Zumutung, sich mit kaltem Wasser waschen zu müssen.

Begleitete man einen Transport deutscher und russischer Kinder von Paris in die Schweiz, so sprang der Unterschied dieser beiden Flüchtlingsgruppen ganz besonders deutlich in die Augen. Vor den Wagen der deutschen Kinder drängten sich erregte Eltern, kleinere Geschwister, es war das laute Hin und Her eines zwischen Freude und Kummer wechselnden Abschieds. Vor denen der kleinen Russen standen hohe, fast versteinerte Gestalten in ihrer schäbigen Kleidung, noch voller Würde, vornehm, traurig, hoffnungslos. Ihre Kinder lehnten in den Fenstern; kaum ein Wort wurde gewechselt; mit mattem Lächeln winkten sie beim Ausfahren aus der Bahnhofhalle. Die russische Emigration wartet schon dreissig Jahre; sie hat von ihren Sitten, ihrem Glauben, ihren Erinnerungen nichts preisgegeben. Die Emigration aus Deutschland wird in dreissig Jahren nur noch in Büchern zu finden sein.

Es ist durchaus verständlich, dass sich auch bei uns in der Schweiz ein Gegensatz fühlbar machte. Zunächst zeigte sich das in den Sektionen unter den Mitarbeitern, und dann bei den Pflegeeltern. Aber diese verschiedenen Richtungen, ja Gegensätze haben ja die Arbeit des SHEK nur gefördert, und man hat mit Recht über das Werk geschrieben:

«Es liegt ein ganz ungewohntes, tröstliches Moment in der Tatsache, dass sich in unserer hassdurchseuchten Welt noch hilfreiche Menschen zusammenfinden können, welche sich in ihren eigenen weltanschaulichen und politischen Ansichten diametral gegenüberstellen und trotzdem Hand in Hand arbeiten an dem gemeinsamen Ziel, die gefährdete Jugend zu retten und sie zu einem menschenwürdigen Dasein zurückzuführen.»

Pflegeeltern und Ferienheime

Solcher Herkunft und Art waren also die deutschen und die russischen Ferienkinder, die von 1934-1939 in unser Schweizerland kamen, in die weit offenen Arme unserer Pflegefamilien, vor allem unserer Pflegemütter. Was hier an Güte, an Hingabe, an pädagogischem Wollen und Können, an materiellen Opfern geleistet wurde,

ahnt nur, wer von den Kindertransporten nach dem ersten Weltkrieg weiss oder zu den vielen Tausenden gehört, die während und nach dem zweiten Weltkriege die Kinder des Schweizerischen Roten Kreuzes betreuten. Alles, was hierbei getan wurde, scheint uns jedoch leicht, gemessen an der Aufgabe, die verarmten oder verwaahlosten Emigrantenkinder wieder an ein ruhiges Familienleben, an Hygiene, an Ordnung und Arbeit zu gewöhnen. Die Schützlinge des SHEK kamen damals zwar nur auf 6 bis 12 Wochen, aber sie blieben gelegentlich doch ein halbes Jahr, manche ein Jahr, einige für immer.

Da gab es Gastgeber, die nicht genügend mit dem bisherigen Schicksal der Kinder vertraut waren und sich daher irreführen liessen, wenn z.B. ein Kind, das in der neuen Umgebung grosstun wollte, im Hause einer Mittelstandsfamilie fragte: «Gibt's auch ein Gabelfrühstück? Glace oder Ananas zum Mittagessen?» Dazu hatte es ausser «vornehmen Kleidern auch noch einen teuren Tennisschläger mitgebracht». An diesen Einwänden konnte man sehen, dass manchmal weder die Emigranteneltern noch die Pflegemütter begriffen hatten, um was es bei diesen Ferienreisen ging. Daher wurden wir immer wieder gebeten, wirklich die Ärmsten der Armen zu holen, obwohl man sich gerade für diese Allerbedürftigsten wegen ihrer Illegalität gar nicht um ein Reisepapier bemühen durfte.

Aber im Ganzen überwogen die so liebevollen, so verständigen Pflegemütter bei Weitem, die zu den eigenen Kindern noch das fremde aufnahmen, die mit aller Innigkeit, immer neu und unverdrossen am Wiederaufbau von Vertrauen und Sicherheit arbeiteten.

Man möchte fast glauben, einige Kinder hätten geahnt, was ihnen noch alles bevorstand. So gab es etliche, die es nicht gerne sahen, wenn man lachte, andere, die schwer einschliefen, andere, die böse Träume hatten und schreiend auffuhren. Sie hatten des Nachts Angst vor ihren Erinnerungen, des Tages vor jeder Uniform und waren meist unbeschreiblich dankbar für jede Zärtlichkeit. Es gab manches gegen sie einzuwenden, aber auch vieles zu bejahen, vor allem ihre ungewöhnliche Intelligenz und Reife.

Auch die kleinen Gäste, für die wir keine Freiplätze fanden, haben ihren Schweizer Aufenthalt zutiefst genossen. Es waren jüdische Kinder aus strenggläubigen Familien darunter, die bereits seit 1934

in Heiden im Ferienhaus des israelitischen Frauenvereins Zürich freudig aufgenommen wurden. Alle anderen familienunfähigen Kinder oder Patenkinder schickten wir damals, sei es auf sechs Monate, oder später auf ein ganzes Jahr, zu «Lilly» nach Ascona. Sie haben dort vorübergehend Ruhe gefunden. Dies beweist ihre tiefe Anhänglichkeit. Unterdessen selbst Mütter geworden, kommen sie noch heute, wollen ihre Kinder zeigen, bringen den Ehemann mit oder wollen sich vor wichtigen Entscheidungen Rat holen. Waren sie vom Leben nicht begünstigt, haben sie mittlerweile die Eltern oder den Mann oder beides verloren, so kommen sie die Stätte ihrer Beheimatung in den Jahren völliger Heimatlosigkeit aufzusuchen. So stand erst kürzlich wieder eine junge Witwe vor Lillys Tür. Sie hatte sich, gerade in Mailand, als grösstes Geburtstagsgeschenk einen Ausflug ins Kinderheim, ins unvergessliche Kinderland gewünscht. Da sind andere, viel zu viele, die nicht wiederkommen, die nicht mehr schreiben konnten, die rund fünf Jahre später, bei der in der Weltgeschichte bisher unbekanntesten Jagd nach Kindern allein oder mit ihren Familien aufgegriffen und in den Tod geschickt wurden.

In jenen Vorkriegs jahren jedoch haben diese Ferienreisen, die Begegnung mit soviel Güte und Verständnis sicherlich manchem seelisch oder körperlich gefährdeten Kinde die Kraft zum Gesundwerden oder zum Gesundbleiben gegeben. Es war ja noch die Zeit, in der das Aus-der-Heimat-Vertriebenwerden, das Um-Hab-und-Gut-Gebrachtsein, das Hausen im fremden Land, das Nicht-Arbeiten-Dürfen und das Ausgewiesenwerden, das Über-Grenzen-Geschobenwerden der Gipfel des Unmenschlichen schien.

Weitere Hilfe im Ausland

Im Jahre 1937, drei Jahre seit ihrem Beginn, hatte sich die AM in *Paris* mächtig entwickelt. Nicht nur alle Emigranten wussten von ihr, sondern auch die anderen Hilfswerke blickten auf sie, und es kam Hilfe aus nah und fern. Daher machte der Schweizer Beitrag nur noch ein Drittel der Gesamteinnahmen aus; er blieb allerdings die unerlässliche Basis, denn er war «sicher». Den Rest spendeten eines-

teils englische Organisationen und amerikanische Gönner, andern- teils die Franzosen selbst. Schon seit Ende 1934 galt die AM als die Zentralstelle für die Kinderemigration, und seit Februar 1935 bewährte sie sich bestens im Kreise der verschiedenen Pariser Hilfswerke, die der Hochkommissar McDonald zu einer ständigen Fühlungnahme veranlasst hatte. Laut Bericht war der Gesundheitszustand der deutschen Emigrantenkinder in Paris, die vor dem 6. August 1936 gekommen waren, deren Eltern also unter die *décrets-lois* fielen, d.h. Niederlassung und Arbeitserlaubnis bekommen hatten, ausgezeichnet. Es war eine – ach so kurze – Periode der Hoffnung. Denn im Juli 1936 war beim Völkerbund ein Abkommen zustande gekommen. Die französische Regierung hatte es – in alter Bereitschaft – sogleich unterzeichnet und daraus mehr als die Konsequenzen gezogen. So konnten die Emigranten aus Deutschland sogar auf Emigrantenpässe hoffen, also auf eine geordnete Zukunft. Ihr Status kam nun dem der russischen Flüchtlinge gleich. Ihre in Frankreich geborenen Kinder konnten naturalisiert werden, und Untergetauchte hatten endlich Gelegenheit, sich und ihre Kinder zu legalisieren. Die Zahl bisher «nicht-existierender» Kinder, deren Eltern ausgewiesen worden waren, also illegal leben mussten, oder noch nie die Möglichkeit gehabt hatten, sich überhaupt zu melden, war beachtlich hoch. Jeder phantasie- begabte Mitteleuropäer kann sich vorstellen, wie das ewige Verstecken vor der Polizei und die zwangsläufige Arbeitslosigkeit oder Schwarzarbeit auch das Leben der Kinder beschattete. Nun schien diese unheimliche Unsicherheit endlich vorbei zu sein.

Dafür ging es den erst nach dem Sommer 1936 nach Paris gekommenen Kindern herzlich schlecht; 75% waren unterernährt, also für Krankheiten äusserst empfänglich. Rund 60% dieser Neuankömmlinge kamen immer noch direkt aus Deutschland, während Frankreich für rund 40% die zweite, dritte, vierte oder fünfte Leidensstation bedeutete. Diese Familien hatten schon Aufenthalte in Palästina und Brasilien, auch in Spanien, in Belgien, Holland, in der Schweiz sowie in der Tschechoslowakei hinter sich. Rund 40% dieser Neuankömmlinge waren Juden, 40% aus Mischehen oder das Ergebnis der seit 1937 erfundenen «Rassenschande», 20% waren Kinder politischer Flüchtlinge, protestantischer oder katholischer Konfession.

Dazu schrieb man aus Paris: «Die neuen Flüchtlinge aus Deutschland haben fast alle Furchtbares hinter sich, Gefängnis, Konzentrationslager. Es ist, als begriffen sie nicht, dass jetzt, wo sie in der Freiheit sind, ein neuer Kampf, der Existenzkampf, ihnen bevorsteht. Sie sind alle müde, erschöpft und erwarten ganz einfach, dass man ihnen alles abnimmt. Sie sind fast immer wie in einem halb bewussten Zustand. Man kann sie da nur schwer herausreissen.»

Von sämtlichen in diesen Jahren von der AM befürsorgten Familien waren 10% Arbeiter, 20% kaufmännische Angestellte, 20% selbständige Kaufleute, 20% Intellektuelle und 30% Handwerker, d.h. fast ausschliesslich Schneider und Schuster. Die dann im Sommer 1938 erlassene Fremden gesetzgebung erinnerte sich leider an die bis dahin nie angewandten décrets-lois des Jahres 1935. Diese Gesetze gewährten dem Fremden nur dann eine Handwerkerkarte, falls er schon fünf volle Jahre in Frankreich einen handwerklichen Betrieb hatte. Da die deutsche Emigration erst 1933 begonnen hatte, bedeutete das für alle mühsam aufgebauten Handwerksbetriebe, also auch für die Schützlinge der AM, den Todesstoss.

Mit wachsenden Kräften begann das SHEK sich auch für die Emigrantenkinder in der Tschechoslowakei zu interessieren. Wiederum war es eine einzelne Frau, die zur Schaffung der «Zentralen Hilfsstelle für deutsche Emigrantenkinder» in *Prag* anregte. In der begründeten und durch längere Erfahrung bestätigten Überzeugung, dass ein Mensch mit leidenschaftlichem Helferwillen, mit der nötigen Hingabe, Objektivität und etwas organisatorischem Talent in Notzeiten wichtiger und produktiver ist als einige Dutzend übermüdeten, bereits abgestumpfter Fachleute, haben wir eine deutsche Sozialdemokratin aus Berlin, die mit ihrer 10jährigen Tochter 1933 nach Prag geflohen war und dort nach zwei Jahren doch um Rat und Hilfe bitten musste, ermuntert, den dort weilenden Emigrantenkindern in Form einer kleinen «Assistance médicale» zu Hilfe zu kommen.

Frau Ruth Oesterreich hatte uns im März 1935 geschrieben: «Die Nachricht, dass Sie mir für meine Tochter einen Betrag überweisen werden, erhielt ich gerade an einem Morgen, an dem ich nicht wusste, was ich dem Kinde ausser einem Stück Brot noch zu essen verschaffen

konnte, und nachdem es bei dem eintretenden Tauwetter Tag für Tag mit nassen Füßen nach Hause gekommen war, weil das einzige Paar Schuhe Löcher hat. Nun werde ich ein zweites Paar Schuhe anschaffen können.

Entschuldigen Sie, dass ich trotz des beigelegten Antwortscheines Ihren Brief nicht sofort beantwortet habe. Der Grund war, dass ich mich durch die dauernde Verschlechterung der Lage der deutschen Emigration hier und international in einer so grossen Depression befand, dass ich's lieber vermeiden wollte, dies zu Papier zu bringen. Die Aussichten verschlimmern sich katastrophal, und nachdem der Versuch scheiterte, einen Verdienst durch Stricken zu bekommen, war ich vollkommen verzweifelt. Ich habe nach 25jähriger Berufsarbeit, zum grössten Teil an Schreib- und Buchhaltungsmaschinen, diese Verdienstquelle, die ja eine 14- bis 18stündige Arbeitszeit erfordert, nicht ausgeben und musste es aufgeben.

Am meisten aber bedrückt mich ausser der augenblicklichen materiellen Not, die schlimm genug ist, der Gedanke, was überhaupt aus den armen Kindern der Emigration werden soll. Ich weiss nicht, ob alle Emigranten-Eltern die Aussichtslosigkeit des Lebens ihrer Kinder so tief empfinden. Aber wenn auch nicht, so ist sie doch vorhanden. Wenn wir die Kinder auch bis zum Alter der Berufsfähigkeit durchbringen können, so werden sie bestenfalls genau so wenig arbeits- und existenzberechtigt sein wie wir. Da bei den älteren Kindern dieser Fall bereits nach 3 bis 4 Jahren eintreten wird und kaum Aussicht besteht, dass bis dahin bereits der deutsche Faschismus gestürzt ist, entschuldige ich mich gar nicht, dass ich Sie mit diesen Reflexionen behellige. Könnte man nicht wenigstens für die emigrierten Kinder durch eine internationale Aktion irgendeine positive Lösung finden? Indem man diesen wirklich unschuldigen Opfern bereits jetzt die Arbeitsbewilligung verspricht und ihnen damit einen Zweck und ein Ziel ihres Daseins gibt? Da ihre Zahl sicher sehr gering ist, müsste sich doch wahrhaftig eine Lösung für sie finden.» Sic 1935!

Frau O. war ruhiger, etwas älter und aus manchen Gründen wohl auch gehemmt als unsere Pariser Mitarbeiterin. Aber dennoch gelang es ihr, zusammen mit den in Prag längst organisierten Hilfswerken, ab Oktober 1936 für die rund 130, später 180 Kinder der dortigen

Flüchtlinge zweckdienliche Hilfe in Form von zusätzlicher Nahrung und Kleidung, von Ferienaufenthalten, von ärztlicher Betreuung und manch ähnlichem zu leisten.

Frau O. wusste aus eigener Erfahrung so genau, wie einer Mutter zumute ist, die ihrem Kinde weder ein Zuhause noch das erforderliche Essen geben kann. Trotzdem blieb sie nie am eigenen Unglück haften, sondern dachte in jeder Minute an die anderen, an die Genossen, an deren Kinder, an die Zukunft der jungen Generation. Tag und Nacht machte sie Pläne, wie man wenigstens die Kinder retten könnte. Sie verhandelte – leider erfolglos – mit Schweden und England, ob und wie man die Jugend en bloc in einem anderen, fernen Lande in Sicherheit bringen könnte. Sie wandte sich an Bekannte im Ausland und erhielt grössere Beträge von Schweden, Hollywood, durch das Rote Kreuz und die Quäker. So wurde es möglich, im Sommer 1937 allen Kindern eine Ferienerholung zu verschaffen.

Am 4. März 1938 frohlockte sie: «Es ist uns gelungen, für die schulentlassenen Kinder zum Teil Lehrstellen zu bekommen. Die Arbeitsbewilligung dafür ist beantragt, aber noch nicht erteilt. Vier Jugendliche arbeiten aber bereits in Erwartung der Erlaubnis. Hoffentlich gelingt uns auch noch mehr... Die politische Situation, die ja auch für die hiesigen Staatsbürger nicht gerade nervenstärkend ist, erschwert uns augenblicklich unsere Arbeit sehr, sowohl was das Verhandeln mit Behörden betrifft, wie auch das Werben für neue Geldgeber. Alles denkt, dass sich ja erst einmal die politische Lage klären müsse. Aber wir hoffen, dass wir in USA noch einige Mittel flüssig machen können, und hoffen auch, dass Ihre Delegiertenversammlung uns weiterhin mit einem Zuschuss bedenken wird.»

Nach Opferung der Tschechoslowakei zwecks «peace for our time», nach der Besetzung ihres Gastlandes durch die Deutschen tat Frau O. alles, um sich in Sicherheit zu bringen. Längere Wochen für uns wie verschollen, schrieb sie am 4. August 1939 aus Belgien, dass sie nun endgültig nach Kanada auswandern und dort siedeln wolle. Voraussetzung dafür sei eine Anzahlung von 800 bis 1'000 Schweizer Franken. Welche Erleichterung, als wir ihr schon eine Woche später 1'600 Franken versprechen konnten. Die Weltgeschichte aber überholte sie und uns, und am 2. September schrieb sie:

«Wir haben heute Mobilmachung. Wir haben die Tschechen gesehen und leben heute unter den Belgiern. Beides kleine Völker, deren Empfinden unserem verwandt ist, wo in jedem Einzelnen und Bescheidens-ten jetzt Kraft aufsteigt und so die Einheit im Lande entsteht.»

Im April 1941 wurde sie in Brüssel vom Schicksal ereilt, von den Deutschen aufgegriffen, mit ihrer 18jährigen Tochter gefangengenommen, nach Deutschland gebracht, des Hochverrats angeklagt und ein Jahr später zum Tode verurteilt. Nachdem sie die Leidensstationen Berlin, Prag, Paris, Brüssel und wieder Berlin von 1933 bis 1943 durchschritten, den schweren Kampf um die Rettung ihres Kindes, vieler Kinder geführt hatte, endete sie am Galgen. Am 25. Juni 1943 starb sie so bewusst und tapfer, wie sie gelebt.

Es sei auch unserer privaten Hilfsstelle in *Mailand* Erwähnung getan. Hier stand uns ebenfalls eine kluge, zuverlässige Emigrantin zur Verfügung, der es gelang, einige Schicksalsgenossinnen und nichtfaschistische Italienerinnen für das SHEK zu interessieren, zu dessen kleiner Spende noch Beiträge aus Italien hinzuzufügen und dadurch einigen schwer betroffenen Familien beizustehen. Sie konnte durch engen Kontakt mit unserer Sektion Tessin auch einen Sommer lang geschädigten Emigrantenkindern zu Ferien in der Schweiz verhelfen. – Die im September 1938 erlassenen italienischen Rassengesetze, die zwar keineswegs so unerbittlich durchgeführt, wie angekündigt wurden, haben diesem bescheidenen Anfang ein jähes Ende gesetzt. Denn allen deutschen Emigranten, die ungestört, fast fünf Jahre lang, in Italien einen mehr oder weniger aussichtsreichen Neuaufbau ihrer Existenz begonnen hatten – sie besaßen vielfach Arbeitserlaubnis –, wurde die Ausreise dringend empfohlen. Das plötzlich ungastlich gewordene Land bedrohte die nach dem 15. März 1939 noch Vorhandenen mit Internierung. Wer sich davor schützen konnte, tat es. Unvergesslich bleiben auch hier die panischen Bemühungen der Verarmten, die nirgends in der Welt mehr hilfreiche und bemittelte Verwandte und Freunde besaßen. Damals konnte man noch nicht wissen, mit welcher grossartiger Lautlosigkeit das italienische Volk seine

eigenen wie seine zugewanderten «ebraei» beschützen sollte. Die Ausgestossenen schrieben daher: «Wenn sich nicht noch eine Gelegenheit auftut, müssen wir flüchten oder zum Äussersten greifen.»

Auch die seit 1919 naturalisierten, rund 1'000 deutsch-jüdischen Familien verloren 1938 ihre italienische Nationalität. Man hat, um nur ein Beispiel zu nennen, innerhalb von 48 Stunden eine naturalisierte Familie aus der Provinz Bozen vertrieben. Als sie daraufhin versuchte, sich im Gebiet von Trient niederzulassen, wurde sie auch dort weggewiesen. Zu allem Überfluss waren damals alle jüdischen Hilfswerke bereits behördlich geschlossen, und die Schweiz öffnete nur ganz Vereinzelt ihre Grenzen.

Finis Austriae

Im März 1938 war Hitler in Wien eingebrochen und führte dort in wenigen Tagen durch, wozu man in Deutschland immerhin fünf Jahre gebraucht hatte. Einerlei ob in Wien oder später in Prag, ob in Deutschland oder in Italien, überall ertönte unter den Juden sowie unter den politisch Verfolgten die gleiche Frage: Was nun? Wohin? Wer rettet uns? Wer rettet unsere Kinder?

Kein Wunder, dass man sich nach Norden und nach Süden wandte, nach Osten und Westen und somit auch an das konfessionell und politisch neutrale SHEK. Und so schrieb man an uns, so bat man um Hilfe, um Einlass, um Rat.

Eines ist es, einen Staat zu lenken, unerlässliche Schutzwehren zu errichten und diese konsequent zu verteidigen, ein anderes, solche Briefe zu bekommen, Berge von Briefen, jeder in seiner Art unbedingt berechtigt, jeder Fall so dringlich, jeder Fall der dringlichste.

Da kam eine Frau aus Wien und bat um Hilfe für 60 Kinder aus Mischehen im Alter von 6 bis 16 Jahren. «Aber rasch müsst Ihr sie holen, denn niemand kümmert sich um sie, weder Jude noch Christ.» Dazu schrieb ein jüdischer Vater, der schon in der Schweiz war:

«Mutter in Wien mit drei Kindern: alle katholisch. Mein jüngster Sohn wurde im März 1938 auch katholisch, nachdem er vorher aus der jüdischen Kultusgemeinde ausgetreten ist. Er leidet furchtbar,

muss zwei Stunden in die Schule laufen, wird auf der Strasse als Judenbub beschimpft und geschlagen. Lernt keine Religion. Jude ist er nicht, zur katholischen Religionsstunde wird er nicht zugelassen. Da mir mein Heim genommen wurde, wohnt meine Frau mit den drei Kindern in einem kleinen Kabinett. «

Ein Vater von 66 Jahren hatte einen 12jährigen Sohn; er schrieb: «Die jetzige Zeit hat meine Kraft derart gebeugt, dass ich derselben vollkommen ratlos und fremd gegenüberstehe. Untätig und aufs höchste verzweifelt sehe ich zu, wie mir das Kind zugrunde gehen muss... meine ganze Hoffnung setze ich auf Ihren gütigen Bescheid...»

So hatte uns der Anschluss Österreichs ans Reich eine grosse, neue Aufgabe gestellt. Wir konnten jedoch nur helfen, sobald die Kinder und Jugendlichen da waren. Den Weg zu uns mussten sie selbst finden. Unsere Absicht, 150 männliche und weibliche Jugendliche aus Wien in die Schweiz einzuladen, sie bei uns in einem Handwerk oder in der Landwirtschaft auszubilden und dann 1 bis 2 Jahre später nach Übersee zu verpflanzen, war mit Fachleuten und mit der Fremdenpolizei bereits eingehend besprochen worden und schien sich langsam verwirklichen zu wollen. Als sich dann aber so viele Menschen, bis 1. April noch ohne Visumszwang, dann mit Visum und schliesslich illegal auch nächtens bei uns einfanden, war an «einladen» nicht mehr zu denken. Unsere Gäste waren uns zuvorgekommen. Die deutsche SA spielte den Reiseführer, organisierte u.a. die Fahrt von Wien nach Feldkirch, nahm den Leuten noch alle Wertsachen ab, brachte sie bis an die Grenze, wies ihnen die Richtung und überliess sie ihrem Schicksal. Auf diese Weise entledigte sich die neue «Ostmark» ihrer alteingesessenen jüdischen Bürger und politischen Gegner. Es waren alle Stände vertreten, neben hochgebildeten Akademikern und Künstlern kleine Kaufleute, Angestellte aller Art. Zunächst hat man sie in Lagern aufgefangen, wohl die ersten derartigen Lager in der Schweiz. Der schweizerische israelitische Gemeindebund und der Verband schweizerischer israelitischer Armenpflegen waren die Gastgeber. Nach dem 18. August 1938 hatten vier Grenzwachen und zwei Grenzschutzkompanien dafür zu sorgen, dass keine neuen Flüchtlinge mehr dazukamen. Das war ein bitterschwerer Auftrag. Denn es ist eines, die Grenzsperrre anzuordnen und ein anderes, an der Grenze

zu stehen und schon völlig erschöpfte Menschen, die mit den Schuhen und Hosen in der Hand durch den Sumpf gewatet kommen und sich bereits gerettet glauben, nach einer Stunde wieder zurückzuschicken. Es war unendlich schwer, da blind zu scheinen und taub zu bleiben angesichts solcher Verzweiflung und solchen Flehens.

Trotz diesen Massnahmen zählte man im Oktober 1938 wieder 3'500 neue Flüchtlinge. Von den 5'000 aus der deutschen, der ersten Welle, waren zum Glück die meisten bereits weitergewandert. Von diesen neuen, überwiegend jüdischen Menschen unterstanden 2'400 dem Verband Schweiz, israelitischer Flüchtlingshilfen¹. Zunächst wurden sie in den nördlichen Grenzkantonen St. Gallen, Schaffhausen und Basel in Lagern untergebracht. Dann verteilten sie sich auf die grossen Städte. In Basel und in Zürich durften die Familien für sich sein; sie lebten in kleinsten Wohnungen oder Zimmern. Mit den Kindern kam man zum SHEK.

Jede Sektion ging da ihre eigenen Wege. Die Basler Hilfe schuf für ihre 30 Kinder in einem städtischen Schulhaus einen Hort, stellte eine ausgezeichnete Hortleiterin zur Verfügung, lieferte alles Material, gab eine Zwischenmahlzeit und organisierte vier Sommer lang eine Ferienkolonie. Das Bernische Hilfswerk betreute seine 23 Kinder individuell in den Familien, während die Zürcher Hilfe für die 50 Schulkinder unter ihren 159 Schützlingen aus Österreich die «Heimschule am Hirschengraben» auftat. Alle Sektionen des SHEK sorgten für insgesamt 222 Wiener Kinder.

Wohl überall, besonders aber in Zürich, war man von deren Liebreiz, Intelligenz und künstlerischen Talenten überrascht. Die Kinder und die Sektion hatten aber auch Glück: das alte Haus am Hirschengraben samt Mobiliar bekamen sie von der Stadt, das Schulmaterial vom Schulamt; eine Heimleiterin und zwei junge, aus öffentlichen Mitteln besoldete Lehrerinnen ergänzten sich prächtig; ein Wiener Restaurateur fungierte als Koch. So entwickelte sich während 17 Monaten, vom 8. November 1938 bis Februar 1940, eine selten harmonische Schule. Die Kinder kamen um 8 Uhr morgens und blieben bis 6 Uhr am Abend; sie erhielten drei Mahlzeiten, wurden dann entweder von den Eltern geholt oder eilten fröhlich «nach Hause».

1 In Zukunft VSIF.

Rückschauend ist festzustellen, dass diese Form des Getrenntseins und doch Beisammenbleibens als die beste Lösung eines Problems bezeichnet werden kann, das der Schweiz und allen anderen Gastländern viel zu schaffen machte. Denn die völlige Trennung von Eltern und Kindern erwies sich besonders für die Ersteren als ein zu schweres Opfer, und das völlige Zusammenleben war für die Letzteren eine ungeheure Belastung. Ging aber das Kind morgens weg und kam abends satt und fröhlich wieder heim, dann hörte es nichts von all dem Schweren, das der Tag brachte, sah nicht die Tränen und hatte doch die Mutter vor dem Einschlafen an seinem Bett.

Während des Bestehens der Schule wurden auch Ausflüge gemacht und Feste gefeiert. Es wurde gelernt, gemalt, gezeichnet, gesungen, getanzt und Theater gespielt, als ob nichts geschehen wäre, als wenn man noch zu Hause wäre in Wien, im unvergesslichen Wien. Selbstverständlich gab es darunter auch weniger begabte Kinder, weniger angenehme Eltern, und als Folgen Schwierigkeiten und Missverständnisse.

Internationales

Vorwärtsgerissen von der Einsicht in die untragbaren Verhältnisse hat unser Comité versucht, das Übel an der Wurzel zu fassen und bereits im Mai 1935 ein Memorandum an den Völkerbundsrat gerichtet¹. Was es dabei forderte, sollte erst nach dem zweiten Weltkriege einigermassen Zustandekommen. – Wir waren von der Wirkungslosigkeit unseres Vorstosses bitter enttäuscht, nicht minder von der Zurückhaltung unserer obersten Behörde in Bern, zu der sich eine von uns angeregte Delegation verschiedener konfessioneller, politischer und neutraler Flüchtlingsorganisationen begab. Wir waren uns damals noch nicht so klar, wie langsam internationale Mühlen mahlen, und verstanden erst mit der Zeit die Schwierigkeiten der Regierungen; an deren Lauheit, an ihr Tempo, das mit Treten am Ort grosse Ähnlichkeit hatte, gewöhnten wir uns nie. Wenn man bedenkt, dass der Nansenpass zu seiner Geburt über elf Jahre gebraucht hat, dass

¹ Wortlaut: Anhang, Seite 261.

die am 28. Oktober 1933 in Genf genehmigte Konvention des Nansenamtes dann nur von sieben Regierungen unter grossen Vorbehalten ratifiziert wurde, so ist der 1935 auch vom SHEK angeregte Flüchtlingsreisepass, der 1946 in London schliesslich beschlossen wurde, geradezu pünktlich eingetroffen. Die 1936 vom Norweger Michael Hansson gestellte Forderung, die Regierungen sollten ab 1939 die Flüchtlinge ihres Territoriums als ihre Schützlinge ansehen und ihnen eine Arbeitserlaubnis geben, hat bis zu ihrer Verwirklichung wiederum zwölf Jahre, statt zwölf Monate, gebraucht.

Kein Wunder, dass sich das SHEK schon nach diesen ersten Erfahrungen immer mehr auf seine praktische Arbeit zurückzog und auf hohe Politik verzichten lernte.

Der spätere Misserfolg der so heiss ersehnten Konferenz von Evian, die tödliche Enttäuschung der Emigranten, bestärkten es noch darin. In den vorausgegangenen Wochen und Monaten, seitdem man von Präsident Roosevelts Initiative zu dieser Konferenz wusste, also erkannt hatte, dass die Vereinigten Staaten ihr Nein an den Völkerbund und an Präsident Wilson von 1918 zwanzig Jahre später zu revidieren begannen, war ein Aufatmen durch alle Flüchtlingshilfen in Europa gegangen. «Endlich, Präsident Roosevelt wird mit den Deutschen verhandeln, er wird erreichen, dass die Vertriebenen wenigstens ihr Hab und Gut mitbekommen. Die neue Welt wird ihre Tore auf tun, unsere Schützlinge werden rasch hinauskommen aus der Mausefalle Europa, in der man ihnen ihr Vorhandensein mehr oder weniger deutlich übelnimmt.» So sagte und dachte man.

Und die Betroffenen selbst: Kein Unbeteiligter kann und konnte ahnen, mit welcher Spannung die ganze deutsche Emigration auf das Ergebnis von Evian wartete. Das Unerträglichste wurde erträglich, denn «bald beginnt die Konferenz von Evian», Roosevelt wird «uns helfen». Auch das verzagtste Gesicht eines Familienvaters hellte sich auf, von den Jungen gar nicht zu reden: Evian! Evian!

Und dann trafen sich am Südufer des Genfer Sees die Delegierten von 31 Staaten, darunter 22 aussereuropäischen; sie tagten vom Mittwoch, den 6. Juli 1938, bis Freitag, den 15. Juli; sie hatten sechs öffentliche Sitzungen und arbeiteten in zwei Kommissionen; man hörte interessante Berichte aus den einzelnen Ländern, was sie bisher getan

hatten, warum sie nicht mehr tun konnten und was sie vielleicht in Zukunft, nach überstandener Wirtschaftskrise, einmal tun würden.

Man soll uns nicht für unpolitisch oder anmassend halten; aber wenn verzweifelte Menschen auf ihre Rettung so warten, herumlungende oder schwarz arbeitende Männer und Frauen mit hungrigen, zukunftswilligen Kindern so auf eine Lösung hoffen, auf ein Land, wo sie willkommen wären und nicht nur geduldet, auf einen Ort, wo sie ihr Können, ihre Energie, die Liebe zu ihren Nachkommen in Taten umsetzen könnten, dann musste man ihnen mehr geben, als was sie in Evian bekamen: ein neues Comité.

Auch die Flüchtlings Organisationen, nationale und internationale, hatten sich unaufgefordert in Evian versammelt; sie hofften, durch ihre Anwesenheit, durch ihr Wissen um die steigende Not die Verhandlungen fördern zu können. Man erlaubte ihnen die Bildung einer Subkommission. Zweifelsohne wurde auch dort beste Arbeit geleistet; aber auch sie, die Fachleute, die Vertreter der unbeschreibbaren Kleinarbeit, die Kenner der vielfach gescheiterten Hoffnungen, konnten nichts anderes zu ihren Schützlingen nach Hause bringen als eben das neue intergouvernementale permanente Comité. In der englischen Weltstadt war das Hochkommissariat des Völkerbundes bereits am Werke, und nun kam vier Monate *nach* dem Anschluss Österreichs, vier Monate *vor* den Pogromen in Deutschland, ein zweiter, noch umfassenderer Apparat hinzu!

Die Wirkung, selbst in der Schweiz, wo man weder hungern noch frieren musste, freilich nicht arbeiten, sondern nur warten durfte, war verheerend. Es war weder H. Bérenger, noch Roosevelts Abgesandten, M. C. Taylor, noch dem Präsidenten des Nansen-Comités, dem bereits erwähnten, warmherzigen M. Hansson, gelungen, der Wirtschaftskrise und vielen anderen Strömungen zum Trotz eine Kreuzzugsatmosphäre zu schaffen und die Vertreter der Regierungen zu etwas – vielleicht Unsinnigem – aber menschlich Unerlässlichem mitzureissen. Nicht einen der vielen Redner hat der heilige Zorn gepackt, nicht einer hat auch nur etwas Ausserordentliches in Aussicht gestellt. Alle blieben ruhig, gefasst, mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen, und das Licht dieser Konferenz verlöschte im Aschenhaufen der Weisungen und Überlegungen. Dabei hatte man in Evian

nur für 35'000, höchstens 55'000 Menschen einen Ausweg zu suchen, den die 50 Staaten des Völkerbundes mit ihren 1,6 Milliarden Bewohnern nicht gefunden hatten. Der Delegierte Frankreichs konnte berichten, dass sein Land bereits 200'000 Flüchtlinge beherberge, bei einer Bevölkerung von 40 Millionen Einwohnern, unter denen 3 Millionen Ausländer seien. Dies als Massstab genommen, wären auf die Schweiz, mit ihren 4 Millionen Einwohnern, schon damals 20'000 Emigranten entfallen. Der Delegierte der Schweiz verwies in seinem Votum auf die 355'000 Fremden wie auf die 8'000 Emigranten; er verwies auf die Kleinheit unseres Landes und begründete damit, dass es nur Transitland sein und bleiben könne. Unter den positiven Leistungen erwähnte er auch das SHEK und dessen Ferientransporte. Er sagte u.a.: «Die Rolle des Staates besteht im Lenken aller, die guten Willens und bereit sind, am Hilfswerk zugunsten der Flüchtlinge mitzuarbeiten, aber zugleich in der Wachsamkeit darüber, dass diese Anstrengungen nicht in eine Situation münden, die ihre Kräfte überschreiten.» Hier steckte bereits die Antwort auf die so oft unter Schweizern diskutierte Frage: Haben wir genug getan? Was hätten wir darüber hinaus durchsetzen müssen und verantworten können?

Die Konferenz von Evian wurde hier so breit behandelt, weil es sich um die wichtigste internationale Zusammenkunft vor Kriegsausbruch handelte, weil hier die grosszügige und rechtzeitige Rettung der aus Deutschland bereits Vertriebenen oder dort noch angstvoll Zögernden versäumt wurde.

Die 300-Kinder-Aktion

Knapp vier Monate später, am 10. November 1938, begannen im grossdeutschen Reich die Pogrome. Es wurden 400 Synagogen und Bethäuser angezündet, 7'500 Geschäfte gestürmt; es wurde geraubt und geplündert. Hunderte von Menschen fanden dabei den Tod oder töteten sich selbst. Viele Juden flohen auf das Land, in die Wälder; andere sassen in den Eisenbahnen. Sie wussten, dass man sie suchte und wollten so der Verhaftung entgehen. Trotzdem wurde eine grosse Anzahl von Männern aufgegriffen und in die Konzentrationslager

eingeliefert. Es war eine höhnende Antwort auf die Konferenz von Evian; es war die Aufforderung an die restlichen Juden, nun endlich zu gehen und, kurz nach den Beschlüssen von München, eine neue Herausforderung der Welt.

Nach zwei Tagen hat sich dann die sogenannte «Volkswut» ebenso schnell wieder gelegt, wie sie entfacht worden war. Doch es folgten antijüdische Verordnungen, und der gelbe Davidstern musste von nun an von jedem Juden, Mann, Frau oder Kind, getragen werden. Mit dieser sichtbaren Brandmarkung wurde der erste Schritt zur Endlösung der Judenfrage getan.

Alles dieses war auch für die kühnsten Zuschauer im Ausland zu schauig; jetzt riefen auch die unbeteiligten Beobachter: «Retten wir wenigstens die Kinder!» Damit nahmen in allen noch ungeknebelten Ländern Europas neue Hilfsaktionen ihren Anfang.

Es war höchste Zeit: Seit Mitte November hatte sich in den Schulen der «numerus nullus» durchgesetzt, seit 3. Dezember wurden wieder die lange vergessenen Ghettos errichtet; Strassen, Plätze, Parks, Bänke wurden für Juden jeden Alters gesperrt, der Zutritt zu allen Konzertsälen, Museen, Sportplätzen, Schlittschuhbahnen, Badeanstalten wurde ihnen verwehrt, Radios und Telephonapparate enteignet, soweit sie nicht schon vorher mit anderem Mobiliar zerschlagen, auf die Strasse geworfen und verbrannt worden waren. Unvorstellbare, unbeschreibliche Szenen spielten sich vor den Augen der Halbwüchsigen, der Kleinen und Kleinsten ab. Das weitaus Schlimmste für sie war das Verhaften und Fortschleppen der Väter, die Verzweiflung der Mütter gewesen. Diese versteckten ihre Kinder bei Freunden, bei Bekannten, oder sie brachten sie in jüdische Anstalten, vor allem in die Waisenhäuser, soweit diese selbst noch vorhanden waren. Dort schienen sie am sichersten. Die Leiter des Frankfurter Waisenhauses waren im Amt, sie öffneten die Tore ihres Hauses und nahmen, in der Hoffnung, die Kinder bald weiterleiten zu können, mehr auf, als eigentlich Platz hatten. In diesem Sinne richteten sie an Schweizer Freunde, zu Händen der eidgenössischen Fremdenpolizei ein Gesuch, um einen Transitaufenthalt für 100 Kinder; zugleich versicherten sie, dass sie diese Kinder sehr bald nach den Vereinigten Staaten bringen könnten, die Verhandlungen seien bereits im Gange.

Dies war für das SHEK das Signal. Sofort hatte die Zentralstelle mit dem Chef der eidgenössischen Fremdenpolizei telephonisch zu verhandeln begonnen, hatten ihn unabhängig voneinander, die Basler und die St.-Galler Hilfe schriftlich bestürmt. Im Brief der Basler Präsidentin hiess es: «Ich möchte unsere Behörden beschwören können, doch jetzt, da höchste Not eingetreten ist, nicht aus Bedenken im Blick auf die Zukunft die Rettung dieser Kinder zu unterlassen. Wie sich die Dinge zugespitzt haben, muss jetzt eine internationale Lösung gesucht und gefunden werden, so dass es sich sicher nur darum handeln wird, eine interimistische Versorgung zu organisieren...»

Zwei Tage darauf bekam die Zentralstelle die Erlaubnis, maximal 300 Kinder in die Schweiz zu nehmen. Der Presse wurde folgendes Communiqué übergeben:

«Schweizer Hilfe für jüdische Emigrantenkinder: Bern, 9. November 1938. Die eidgenössische Polizeiabteilung teilt mit: Das Schweizerische Hilfswerk für Emigrantenkinder ist mit dem Gesuch an die Eidgenössische Fremdenpolizei gelangt, eine begrenzte Zahl *in Not geratener Kinder* aus dem deutschen Grenzgebiet vorübergehend in die Schweiz zu nehmen. Nachdem die Zusicherung erteilt worden ist, dass es sich nur um einen *vorübergehenden Aufenthalt* handle und dass alle Schritte unternommen werden, um die Kinder in einem definitiven Einwanderungsland unterzubringen, hat die Eidgenössische Fremdenpolizei im Einvernehmen mit dem Justiz- und Polizeidepartement ihre grundsätzliche *Zustimmung* zu dem Hilfswerk erteilt. Dieses wird von der Zentralstelle des Schweizerischen Hilfs Werkes für Emigrantenkinder in Zürich unter Beteiligung der ihr angeschlossenen Zweigstellen organisiert.»

Während der darauffolgenden Sitzung übernahm dann das SHEK mit seinen Sektionen für diese 300 Kinder die alleinige und volle Verantwortung und trug sie bis zu deren Weiterwanderung. Die Vertreter der jüdischen Organisationen sahen sich lediglich in der Lage, grösstmögliche Hilfe zu versprechen und haben auch nicht enttäuscht.

Es würde zu weit führen, den Werdegang dieser sogenannten «300-Kinder-Aktion»¹ in seinen Einzelheiten zu verfolgen, zu zeigen, wie relativ leicht es war, im Frankfurter Waisenhaus die Gruppe der

¹ In Zukunft: 300 K-A.

90 bis 100 Buben und Mädchen auszuwählen, da es nur Waisenkinder sein durften oder Kinder, deren Väter im Konzentrationslager waren und deren Mütter kein Heim mehr besaßen. Es kamen überdies nur solche mit deutschen Reisepapieren, also weder Polen noch Staatenlose, in Frage. Sie durften auch nicht über 16, später nicht über 14 Jahre alt sein. Weit schwieriger war es dagegen, die verlassen Kinder des deutsch-schweizerischen Grenzgebietes (50 km im Umkreis) zu sammeln und die Einreise vor allem noch in Wien lebender Kinder zu bewerkstelligen, deren Väter bereits in der Schweiz geborgen sein mussten. Wir übernahmen sie nur, wenn die Mütter nicht mehr vorhanden oder ausserstande waren, sie vor Hunger und Obdachlosigkeit zu bewahren. Es ist klar, dass auch Schweizer Verwandte neuerdings versuchten, ihre Neffen und Nichten zu retten, so dass man unter dem Ansturm der Bittgesuche, Telephonanrufe und Besuche kaum zur Besinnung kam.

Die Frage: «Wohin mit den Kindern aus Frankfurt?» war rasch gelöst. Die kleineren übernahm das Ferienheim in Heiden, zehn das jüdische Waisenhaus in Basel, und die grösseren kamen unter den Schutz unserer Basler Hilfe. Es war keine geringe Leistung, innerhalb von zwei Wochen eine passende Liegenschaft zu finden, den Kanton Basel-Land für das Unternehmen zu gewinnen, fehlende Möbel und Wäsche zu beschaffen, geeignetes Heimpersonal bereitzustellen und vieles mehr. Aber die Hilfsbereitschaft der Basler bestätigte sich wieder. So fanden sich die Dinge, die Mittel, die Menschen, und längst ehe die Kinder eintrafen, war man empfangsbereit. Niemand konnte damals ahnen, dass die am 5. Januar 1939 Ankommenden nur zum Teil Waisen waren, dass sie nicht sechs Monate, sondern sechs Jahre bei uns bleiben sollten, dass ein Teil der Knaben und Mädchen erst später Waisen werden und erst als Erwachsene uns wieder verlassen würden, dass eine christliche Lehrerin auf einmal 50 fromme Juden Kinder bekam, denen sie mit der Zeit im wahrsten Sinne des Wortes zur Mutter wurde.

Leichter war es dagegen, die anderen einzeln in Gastfamilien unterzubringen, gab es doch für 200 Kinder über 300 Angebote aus allen Gegenden und aus allen Kreisen der Schweiz. Es gab auch Geld, das zum Teil vermögende Emigranten eilig zusammengebracht hatten.

300 Kinder! Es waren nicht viele, gemessen an den wartenden 36'000 jüdischen und halbjüdischen Kindern des Grossdeutschen Reiches, aber es blieben die einzigen, die spontan und freiwillig in die Schweiz eingeladen wurden, obwohl ihre Weiterreise keineswegs gesichert war. Damals griffen auch andere Staaten helfend ein; so bot Holland für 1850 Kinder, Belgien für 800, Frankreich für 700 und Grossbritannien für 10'000 ein Asyl an. In England ging es freilich wie in der Schweiz; die erschwerten Ausreisebedingungen nahmen soviel Zeit in Anspruch, dass vor Kriegsausbruch dort nur 7'700 Kinder und bei uns nur 250 eintrafen. Immerhin konnten seit den Pogromen bis Ende September 1939 11 550 Kinder von ihren Eltern ins Ausland geschickt werden. Vereinsamt, einer völlig ungewissen Zukunft preisgegeben, mögen diese in manch schlafloser Nacht schliesslich in dem Gedanken Ruhe gefunden haben: Den Kindern geht es gut; dagegen ist alles andere weniger wichtig! Die aber, die in bester Absicht sich zu dieser Trennung nicht entschliessen konnten und ihre Kinder in letzter Minute zurückbehielten, haben es wohl bitter bereut. Für den Augenblick waren also 11'500 Kinder gerettet. Dass nur die es wirklich blieben, die nach Grossbritannien, nach Schweden und in die Schweiz kamen, ahnte man damals noch nicht.

Die 300-K-A war das erste gemeinsame Unternehmen des SHEK und führte dadurch auch die entsprechenden Schwierigkeiten herbei. So konnte z.B. die Leitung eines Hilfswerkes erst allmählich einsehen, dass ihre Autonomie und ihre Spezialität «Ferienkinder aus Paris» dadurch nicht angetastet wurde und dass die Zentralstelle nur auf Wunsch der Bundesbehörden so zentralistisch vorging. Auch andere Sektionen zögerten, und verschiedene Kantonsregierungen waren, wenn nicht verärgert, so doch erstaunt, dass die eidgenössische Fremdenpolizei sie in der Eile des Rettenwollens nicht zuvor um ihre Zustimmung gebeten hatte. Dadurch wurde die Durchführung der Aktion verlangsamt, so dass sechs Monate nach dem Bundesratsbeschluss erst 160 Kinder kantonal bewilligt waren und andere weiterhoffen mussten.

Die Kinder aus dem Frankfurter Waisenhaus hatten auf ihre Ausreiseerlaubnis auch sechs Wochen zu warten gehabt, bis die Steuer- und Finanzangelegenheiten ihrer Eltern geprüft waren. Die Reichs-

fluchtsteuer, die Judenvermögensabgabe, die Enteignung durften durch die Abfahrt der 96 Kinder keineswegs beeinträchtigt werden. Der Abschied von den Zurückbleibenden war tragisch; es war, als ob manche ahnten, dass man sich nie wiedersehen sollte.

Was die Gruppe der 50 Kinder in Buus und später in Langenbruck (Baselland) erlebte, dürfte sie für ihr ganzes Leben geformt haben. Überall, wo wir im Lauf der Jahre mit einem Zögling dieser Gemeinschaft zusammentrafen, fiel er durch eine besondere Haltung, durch Verantwortungsbewusstsein und Selbstzucht auf. Der erste Bericht dieses völlig improvisierten Schulheims sah folgendermassen aus:

«Die 41 Jungen und 6 Mädchen der Kolonie sind zwischen 10 und 17 Jahre alt. Die Jungen wurden nach ihrer Schulpflicht in 2 Abteilungen eingeteilt, wovon die obere 26 umfasst, die auf dieses Frühjahr die obligatorischen 8 Schuljahre hinter sich haben, also nicht mehr schulpflichtig sind.

Da die Kolonie die Aufgabe hat, die Kinder für die Auswanderung vorzubereiten, so stehen im Zentrum der Beschäftigung einerseits der Englisch-Unterricht und andererseits die praktisch-handwerkliche Durchbildung. Am Englisch-Unterricht nehmen alle teil und werden in 3 abgestuften Klassen unterrichtet.

Für die praktische Ausbildung wurden hier in Buus zwei Schreiner-, eine Schlosser-, eine Koch- und Bäckerklasse gebildet, in denen alle Jungen der Oberabteilung in die Grundbegriffe des betreffenden Handwerks durch eigene praktische Betätigung eingeführt werden. Bei den Handwerkern arbeiten sie drei Nachmittage pro Woche, je 3 Stunden, in unserer Küche und bei den Bäckern periodenweise. Ein Junge geht zu einem Gärtner, und der älteste wird in die Buchhaltung des Heimbetriebes eingeführt. – In Langenbruck soll dieser Unterricht in ähnlicher Weise fortgesetzt werden, möglichst auch unter Einbeziehung der Landwirtschaft. Alle Kinder erhalten ferner Anleitung in Handarbeit, wo sie einfache Flickarbeiten, wie Annähen von Knöpfen, Stopfen von Strümpfen und Kleidern und einfache Näharbeit erlernen. Zudem wechseln sie ab im Besorgen sämtlicher Hausgeschäfte.

Die Unterabteilung macht einen internen Handfertigkeitkurs mit, in dem mit Laubsägen, Nageln und Leimen aus Sperrholz praktische

Gebrauchsgegenstände hergestellt werden. Vorgesehen sind später auch leichte Metallarbeiten.

Was nun den Schulunterricht ausser dem Englischen betrifft, so ist zu sagen, dass auch da die Hauptschwierigkeit die ist, dass die Kinder aus verschiedenen Schulen stammen, so aus Volksschulen oder Realschulen, einer aber auch aus einer technischen Mittelschule und zwei aus humanistischen Gymnasien, und dass ferner ihr Unterricht schon kürzere oder längere Zeit, je nach örtlichen Verhältnissen, erheblich gelitten hatte, so dass die Kinder z. Z. für ihr Alter ziemlich zurück sind. – Der hiesige Schulbetrieb war ausserdem, besonders in der ersten Zeit, durch häufiges Unpässlichsein der Mehrheit der Kinder ziemlich oft gestört.

Für den weiteren Fremdsprachenunterricht ergab sich die Frage, wie weit neben dem Hebräisch, das alle Kinder aus kultischen Gründen treiben, Einzelne auch in Neuhebräisch und Französisch unterrichtet werden sollen.

Die Mädchen sind bis auf eines nicht mehr schulpflichtig. Neben den planmässigen Einführungen in die Hausgeschäfte und ins Kochen - die Küche wird von einer ausgebildeten Hausbeamtin geführt - werden sie auch an einem Nachmittag zum Nähen und Flicken angeleitet und an einem anderen werden ihre Schulkenntnisse etwas aufgefrischt und auch sie mit dem nötigsten Realstoff vertraut gemacht. Am Fremdsprachenunterricht nehmen sie ebenfalls teil.»

Dies sollte zeigen, welche Mühe man sich gab, der besonderen Situation der uns so plötzlich anvertrauten Kinder und Jugendlichen gerecht zu werden. So war der Anfang, ähnliches hat sich vielfach wiederholt. Meistens führten all diese Bildungsversuche zu guten Ergebnissen.

Die Heimunterbringung kostete viel Geld. Um keine unangenehmen Überraschungen zu erleben, schuf die Zentralstelle dafür einen «Spezialfonds», der möglichst von allen Sektionen bedacht und von grösseren Spenden oder von Beiträgen aus nationalen Sammlungen gespeist wurde. Zur allgemeinen Überraschung vermochte die Basler Hilfe viele Jahre lang die Gelder für ihr Heim in Langenbruck selbst aufzubringen, während die Mittel für Heiden von Anfang an dem Spezialfonds entnommen werden mussten.

Weiterwanderung

In dem ständigen Bewusstsein: «Die Schweiz kann nur Transitland sein», bemühten wir uns schon 1939 um eine planmässige Weiterwanderung. Wir versuchten, sämtliche Kinder der 300-K-A nach England zu bringen, um ihnen den Zugang zu einem Land des Commonwealth zu erschliessen. Anlässlich eines Fluges nach London durften wir uns davon überzeugen, dass man dort im Hinblick auf Einreisebedingungen und ähnliches ebenso gründlich vorging wie bei uns, dass die Berufsausbildung zwar angebahnt, dass aber alle anderen Schwierigkeiten und Probleme durchaus international waren, sich also offensichtlich überall wiederholten.

Es war Juni 1939; wir begleiteten neun Kinder von Zürich und Basel, die in Croydon von Eltern oder nächsten Verwandten erwartet wurden. Welches Staunen befiel uns, als wir, wohlbehalten angekommen, zum Immigrationoffizier gerufen wurden, der uns anklagend zeigte, dass ein junges Mädchen, das lediglich dem Flug angeschlossen worden war, ein orthopädisches Korsett trug und einen verwachsenen Rücken hatte. Das Mädchen war auch uns als «gesund und normal» gemeldet worden, und nun stimmte das nicht. Alle Bemühungen, die Ärmste dabehalten zu dürfen, blieben vergebens; 24 Stunden später wurde sie nach Basel zurückgebracht. Erst eine erhöhte Kautio und grössere Sicherungen durch die Familie ermöglichten dann die definitive Einreise der Buckligen.

Im Londoner Bloomsbury House waren fast alle Hilfsorganisationen konzentriert. Es reihte sich Büro an Büro für alle Schattierungen des Unglücks, für alle Konfessionen, für viele Berufsarten. Unser Anliegen fand kein Interesse. Angesichts der Verhältnisse mussten wir selbst zugeben, dass die Engländer recht hatten, wenn sie die Übernahme einer geschlossenen Kindergruppe aus einem anderen Transitland, und noch dazu aus der blühenden Schweiz, ablehnten. Sie wussten, dass immer noch Tausende und Abertausende von Kindern und Jugendlichen auf Rettung aus grösster Gefahr warteten. So begann man auch in London noch vorsichtiger zu werden; denn es zeigte sich immer deutlicher, dass eine spätere Rückkehr in die bisherige Heimat unmöglich wurde. Ausserdem hatte man ja knapp vor

einem Jahr in Evian festgestellt, wie zurückhaltend sich die überseeischen Regierungen verhielten. – So kehrten wir mit einem eindeutigen «Nein» nach Hause zurück, was jedoch nicht hinderte, dass das SHEK im Verlauf des Jahres 1939 doch noch insgesamt 30 Kinder teils einzeln, teils zu zweit oder zu dritt mit der Swissair zu ihren Eltern, zu Verwandten oder zu Garanten nach England schicken konnte. Da diese Kinder vor ihrem 18. Geburtstag dort sein mussten, gab es gelegentlich recht spannende Tage und Wochen.

Immerhin brachten wir von dort die Einsicht mit, dass die vielbesprochene 20'000-Kinder-Aktion nach USA eine Fata Morgana geblieben war, dass man uns von keiner Seite unsere 300-K-A erleichtern würde und dass wir unsere Aufgabe auf längere Sicht zu organisieren hatten.

Trotz dieses gescheiterten Versuches, unsere alleinstehenden Kinder en bloc in aussichtsreichere Verhältnisse zu bringen und später durch andere zu ersetzen, hat das SHEK in den Jahren 1936-1940 doch insgesamt 230 und bis zum Kriegseintritt Amerikas – also bis zum Dezember 1941 – insgesamt 268 Kindern zur Weiterwanderung verholfen¹; darunter befanden sich auch 27 der 300-K-A.

Die meisten, d.h. 66, wanderten nach USA aus; 64 kamen nach England, wohin sich manche Eltern oder nahe Verwandte hatten retten können. Nach Palästina kamen damals nur insgesamt 17, weil es kaum Zertifikate gab.

Es war die Zeit, in der u.a. das Martyrium um die «Transitvisen» begann. Kein Mensch, der es nicht selbst erlebt hat, weiss, was es damals hiess, auch nur ein Kind z.B. nach den Vereinigten Staaten zu schicken. Hatte man nach vielfachem Hin und Her vom Amerikanischen Generalkonsulat die Zusicherung, dass das Affidavit endlich erneuert war und auch genügte, so wäre es falsch gewesen, das Visum sofort in das Reisepapier eintragen zu lassen, denn nach vier Monaten verfiel es, und wer konnte sagen, ob man bis dahin einen Schiffsplatz und als dessen Folge die Transitvisen durch Frankreich, dann durch Spanien nach Portugal rechtzeitig erhielt? Oder man hatte ab Genua gebucht, und kurz vor der Abreise aus der Schweiz erfuhr man – wie das im Sommer 1940 geschah –, dass Italien den Juden plötzlich kein

¹ Siehe Anhang Seite 238.

Durchreisevisum mehr ausstellte. Dabei waren die Anwärter auf eine Einwanderung in USA noch die Glücklichen.

Wie aber sah die Zukunft jener Familien aus, die nirgends in der Welt vermögliche Verwandte oder Freunde besaßen, für die es keine Affidavits zu erneuern, keine Bankguthaben der Affidavitgeber zu prüfen gab! Viele versuchten es mit Visitor-Visen, oder wollten «zu Studienzwecken» nach USA; andere nahmen den Weg via Cuba oder Mexiko; wieder andere entschlossen sich für Columbien, Venezuela, Argentinien, Paraguay oder Brasilien. Auch Chile, Guatemala und Porto Rico waren ein Ziel, und nicht zuletzt San Domingo, wo man den Versuch einer grösseren Bauernsiedlung machte, aber schliesslich nur einen kleinen Erfolg damit hatte.

So warteten z.B. zehn Erwachsene, Mitglieder einer reichen Familie, die nach Chile auswandern wollte, in Holland gespannt auf die Ankunft eines neunjährigen taubstummen Kindes, das in der Zürcher Taubstummenanstalt ausgebildet worden war. Alle Bemühungen einer gewandten Anwältin um das französische und dann um das belgische Transitvisum zogen sich endlos hin. Als wir um unsere Mitwirkung gebeten wurden, griffen wir angesichts des fast undurchführbaren Auftrags zur Selbsthilfe, suchten und fanden eine christliche Schweizerin, die den Mut aufbrachte, mit dem jüdischen Kinde durch Deutschland zu reisen. In Köln wollte man ihr beim Übernachten Schwierigkeiten machen, aber als man den Zustand des Kindes sah, behielt man die beiden doch schliesslich für die eine Nacht im Hotel. 36 Stunden vor der Abfahrt des Schiffes war das Kind in den Armen seiner glücklichen Eltern; eine grosse Familie war gerettet.

Jeder, der in all diese Schwierigkeiten eingeweiht war, kannte auch das Drama der «Quotennummern für die Vereinigten Staaten». Die Menschen kamen nicht nach dem Grad ihrer Gefährdung, also nicht nach der Dringlichkeit ihrer Weiterreise, sondern nach den Nummern ihres Einwanderungsantrages an die Reihe. Eine niedere Quotennummer – im Dezember 1938 warteten 61'300 Einwanderer – war daher tausendmal mehr wert als sämtliche Verdienste eines Lebens. Eine besondere Schwierigkeit bestand darin, die Kinder rechtzeitig zur Visumerteilung zu den Eltern nach Stuttgart zu schicken. Einige

Male ist dem SHEK dieses Kunststück gelungen. Wir versahen die Kinder mit einem Rückreisevisum, entliessen sie auf 24 oder 48 Stunden nach Deutschland und behielten sie dann wieder, bis wir sie nach Genua zur gemeinsamen Ausfahrt schicken konnten. Das wurde später, als ab Sommer 1940 der «direkte» Weg von Deutschland nach New York über Russland und Japan führte, unmöglich. Hingegen wäre es noch möglich gewesen, Eltern und Kinder gemeinsam via Frankreich, Spanien und Portugal wegfahren zu lassen. Die Voraussetzung dafür war jedoch eine gleichzeitige Abfertigung in Stuttgart und Zürich. Dies wiederum konnte nicht geschehen, weil das Amerikanische Generalkonsulat sich erst mit Kindern beschäftigte, wenn die Eltern ihr Visum bereits hatten. So mussten wir des öfters kleinere Kindergruppen oder Einzelkinder die grosse Reise unter dem Schutz fremder Immigranten machen lassen. Dann hatten wir alles, aber auch alles vorzubereiten, den Kindern oder Jugendlichen neben den Fahrkarten, der Reiseroute, dem Fahrplan, den Devisen auch noch zu erklären, dass ihr Gepäck nur 40 Kilo wiegen durfte und dass der Reiseproviant aus 500 g Fleisch, 500 g Brot, 500 g Käse, ca. 200 g Schokolade zu bestehen hätte.

Wehe aber, wenn einer das Pech hatte, in Budapest oder in Warschau das Licht dieser Welt erblickt zu haben. Da nützte es nichts, dass man Mitglied einer rein österreichischen Familie war und die Mutter nur zufällig bei Verwandten oder Freunden ihr Kind verfrüht bekommen hatte. Geburtsort Budapest bedeutete ungarische Quote, im Jahre 1940 eine Wartezeit von vollen zehn Jahren.

An den Auswandererschiffen konnte man dann die tief tragischen Folgen erleben, wenn z.B. ein Vater mit drei kleinen Kindern das Schiff nach New York bestieg und die Mutter an Land blieb. Mit letzter Kraft sahen wir eine solche lächelnd stehen, bis das Schiff unter Musik und Tücherwinken den Sinn ihres Lebens davontrug. Kaum waren die Passagiere ausser Sicht, sank sie wie entseelt zu Boden. Schliesslich liess sie sich wegführen. «Ungarische Quote» war die kurze, für Eingeweihte so aufschlussreiche Erklärung der Umstehenden.

All diese Reisen der Auswandernden verschlangen Unsummen. Zum Glück wurden dem SHEK die Schiffskarten für die jüdischen

Schützlinge von den grossen amerikanischen Hilfsorganisationen, vor allem von der HICEM¹ abgenommen. Wie wichtig das war, zeigte sich am Schicksal der sogenannten „nichtarischen« Kinder und der Kinder, die zum Kreis der bekennenden Kirche gehörten. Unser Versuch, 21 solcher Pfarrerskinder in die Schweiz zu nehmen, scheiterte am Fehlen einer «relativ gesicherten Weiterwanderung». Wohin und womit hätten sie auch weiterwandern sollen? Ihre Väter standen ja mitten im Kampf und halfen retten, was zu retten war. Sie gehörten zu den Wenigen, die erkannt hatten, «dass die gleiche Hand, die gegen die Juden gegriffen, sich morgen nach der Kirche ausstrecken werde».

Diese Hand griff immer härter zu und erzwang die abenteuerlichsten Unternehmungen; so die illegalen Ausreisen nach Palästina, wobei die Eltern ihre Kinder wegen der Grösse der Gefahr weder mitnehmen wollten noch durften. Trennungen auf Jahre, vielfach auf immer, waren an der Tagesordnung. Es gab glückliche Eltern, die das «Land ihrer Väter» erreichten und manches Jahr danach auch die Kinder ankommen sahen; es gab Kinder, die durch die Jugend-Ali j ah ins Land kamen, aber vergeblich auf Eltern und Geschwister warteten. Es gab viel mehr Leid als Freude. Es war unsagbar und unbeschreiblich traurig, es schien die Grenze des Tragbaren. Man wusste nicht, was noch kommen sollte.

¹ Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

ATEMPAUSE 1939-1942

Kriegsausbruch

Und es kam der Krieg.

Die überwiegende Mehrzahl unserer Ferienkinder war bereits in Paris. Aber Kinder der Zürcher Hilfe und kleinerer Sektionen waren noch in der Schweiz. Sie standen am Abend des 1. Septembers abfahrbereit am Zürcher Hauptbahnhof, als der Bahnhofvorstand plötzlich abriet, sie wegfahren zu lassen, weil die reibungslose Beförderung von Zivilpersonen auf der französischen Strecke nicht mehr gesichert schien. Diese Ungewissheit und die Tatsache, dass viele Kinder in der Aufregung ihre Reisepapiere entweder vergessen oder in einem Amtsbüro liegen hatten, erleichterte den Entschluss. So gaben wir die Kinder den beglückten Pflegeeltern wieder mit nach Hause zurück und improvisierten für die von auswärts Gekommenen einen Aufenthalt in einem uns befreundeten Kinderheim. Dort kamen sie erst um Mitternacht an, schienen aber recht zufrieden über das unerwartete nächtliche Abenteuer und den verlängerten Aufenthalt. Erst nach einigen Wochen waren dann die Unterhandlungen soweit gediehen, dass wir sie mit zahlreichen Begleitpersonen nach Paris schicken konnten. Das Bernische Hilfswerk hatte noch länger gewartet, und so wurde es Ende Oktober, bis auch dessen 230 Schützlinge und weitere 90 Nachzügler in Paris eintrafen.

Hier herrschte unter den Ausländern ein panischer Schrecken, hatte man doch die Brüder und Väter zwischen 17 und 65 Jahren sofort in Lager gesteckt, desgleichen viele Frauen und Mädchen. Nur die Mütter mit kleineren Kindern blieben noch frei. Die Leiterin der AM war unterdessen mit ihrem Söhnchen, etlichen schutzlosen Kindern und einer Fürsorgerin nach Trouville gereist; ihr Vertreter und

der übrige Mitarbeiterstab versuchten, die aufgeschreckten Frauen zu beruhigen, obwohl die Hauptbeteiligten bereits wissen mussten, dass ein von Ausländern geleitetes Emigrantenhilfswerk in der alten Form kaum weiterbestehen konnte.

So zeigte auch hier die Maschinerie des Krieges ihre verheerende Wirkung; sie übersah erbarmungslos alle Einzelschicksale, stempelte zugleich alle zu «feindlichen Ausländern», denen man nun mit grösstem Misstrauen begegnete. Man machte sich zunächst keinerlei Gedanken, ob die Menschen im Hippodrôme oder in anderen Lagern hungerten oder froren; man kümmerte sich nicht um die Evakuierung der ausländischen Kinder, schloss nur ausnahmsweise einige davon in die Schutzmassnahmen für die französischen ein. Auch den Vätern und den Kindern der russischen Emigration ging es nicht besser. Nur wer sich auf fünf Jahre für die Fremdenlegion verpflichtete oder sich für die Dauer des Krieges anderweitig zur Verfügung stellte, konnte für seine Familie mit einem besseren Schutz rechnen. Jede private Initiative galt nichts mehr; nun hatte das Militär das ausschlaggebende Wort, nicht nur in Frankreich und in allen kriegführenden Ländern, sondern auch in der Schweiz.

Daher war es eine grosse Erleichterung, als wir die Kinder bei den Ihren wussten. Mit einem Schlag hatten sich die Grenzen geschlossen, und wir begannen unser Inseldasein, das uns aber erst im Frühling 1940 voll zum Bewusstsein kam. Durch die weltpolitischen Ereignisse hatte das SHEK ganz plötzlich eine wesentlich verkleinerte Aufgabe bekommen. In weiser Arbeitsteilung überliess es seine Tätigkeit im Ausland und für das Ausland der «Schweizer Arbeitsgemeinschaft für das kriegsgeschädigte Kind»¹ und beschränkte sich auf die Arbeit innerhalb der Schweiz. So blieb uns nur noch die Sorge für die Kinder der asylierten Politiker, für die Kinder der Österreicher und für unsere alleinstehenden Schützlinge der 300 K-A. Ferner übernahm das SHEK die Unterhaltskosten für 38 Kinder und Jugendliche in Schweizer Internaten, da deren Eltern schon längere Zeit keine Pensionsgelder mehr hatten transferieren dürfen. Die Hilferufe der Emigrantenfamilien aus Frankreich gab es an die SAK weiter und vermochte durch Hinweise auf die ärmsten indirekt noch manch

¹ In Zukunft: SAK.

Gutes zu bewirken. Freilich gab es nur noch Patenschaften von 10 Schweizer Franken und nicht solche von 50 Franken, wie sie bis dahin bei uns üblich gewesen waren.

Begreiflicherweise gingen im ersten Schrecken unsere Einnahmen stark zurück, und es schien sogar, die so viel kleinere Arbeit innerhalb der Schweiz noch unsere finanziellen Kräfte zu übersteigen. Allmählich gewöhnten sich jedoch unsere Gönner an die veränderte Weltlage; die Katastrophe in Polen, selbst die Besetzung Dänemarks und Norwegens, blieben mehr oder weniger Angelegenheiten der Politiker, der Presse und des Radios. Erst das Ende der «drôle de guerre», erst der Angriff auf Belgien, Holland und Luxemburg, erst die zweite Generalmobilmachung der Schweizer Armee, die Aufgabe des holländischen Widerstandes, die Flucht der Regierung samt ihrer tapferen Königin nach England, die Kapitulation Belgiens und der drohende Kriegseintritt Italiens brachten auch für unser Land grösste Gefahren. Die Maitage des Jahres 1940, in denen wir nach aussen tunlichst Ruhe bewahrten und unsere tägliche Arbeit anscheinend unbeeinträchtigt fortsetzten, sind wohl mit die dramatischsten gewesen, sowohl für den Bundesrat in Bern als für unsere Soldaten sowie für unsere Zivilbevölkerung und somit auch für unser Werk. Hatten wir doch die Verantwortung für rund 300 alleinstehende Kinder! Die Fragen: «Sollen wir sie evakuieren oder dürfen wir sie im Kinderheim über dem Bodensee und in Baselland lassen? Wo sind sie am sichersten? Wann ist der Zeitpunkt, sie wegzubringen? Können wir ihnen diesen neuen Schock nicht ersparen?», haben uns Tag und Nacht beschäftigt.

Erst als sich das deutsche Heer seinen Weg über den Norden gebahnt hatte, als sich die Flüchtlingsscharen aus Holland und Belgien mit den Nordfranzosen und den Parisern ins südfranzösische Gebiet gewälzt, als schliesslich am 22. Juni 1940 die Regierung Pétain den Waffenstillstand im Wald von Compiègne geschlossen hatte, liess die furchtbare Spannung wieder nach.

Gemessen an den vorausgegangenen Monaten und Jahren und an dem, was uns noch erwartete, verlebten wir SHEK-Leute trotz den Schrecken des sich ständig ausweitenden Krieges eine relativ ruhige Zeit. Zum ersten Male konnten wir etwas Atem holen, zum ersten Male war unsere Aufgabe überschaubar, konnten wir unsere Be-

mühungen um die uns gebliebenen Kinder und Jugendlichen vertiefen, mehr auf die Einzelnen eingehen, sogar für jedes Kind ein eigenes Dossier anlegen.

Erste Deportation

Doch bald wurden wir und besonders die alleinstehenden Kinder neu aufgeschreckt. Denn es kamen, vier Monate nach dem deutsch-französischen Waffenstillstand, hastige Abschiedsgrüsse von Eltern. «Wir müssen fort.» «Wir wissen nicht wohin.» «Lebt wohl.» Ganz überraschend hatte man 6'300 deutsche Juden in Baden und 1'150 Juden aus der Pfalz aufgegriffen, ihnen eine Viertel- bis zwei Stunden zur Vorbereitung gewährt, ihnen erlaubt Gepäck bis zu 50 kg und 100 RM mitzunehmen. Dafür hatten sie alles andere, wie Haus und Hof, Geschäft, Vermögen dazulassen. Man hatte sie sofort in bereitstehende Züge verladen und selbst Alte und Kranke auf Tragbahren aus den Asylen herbeigebracht. Nur wer die kurze Zeit des Aufbruchs zum Selbstmord benutzte, konnte Zurückbleiben. Alle anderen fuhren drei Tage und drei Nächte und wurden dann am Fuss der Pyrenäen ausgeladen. Sie kamen in das Camp de Gurs, über das eingangs bereits ausführlich berichtet wurde. Kein Wunder, dass die von dort eintreffenden Nachrichten – so schonend sie auch abgefasst waren – unsere Jugendlichen schwerstens beunruhigten. Sie zerbrachen sich die Köpfe, wie sie helfen konnten, sie sparten sich alles Überflüssige vom Munde ab, legten jeden Rappen beiseite und sandten den Ihren so viele Päckchen als nur möglich. Schliesslich kamen sie und flehten uns an, ihre Eltern und Geschwister in die Schweiz kommen zu lassen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, die Unglücklichen aus den Händen ihrer Peiniger zu befreien, verfügten weder das SHEK noch die Organisationen für Erwachsene über die Mittel, sie auf unabsehbare Zeit erhalten zu können. An eine rasche Weiterwanderung war angesichts der Lage jedoch nicht zu denken. So waren wir gezwungen, die Ärmsten sich selbst zu überlassen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sowie die südamerikanischen Staaten hätten die Gelegenheit, Tausende, ja Millionen Men-

sehen durch Lockerung ihrer Einwanderer-Gesetzgebung noch zu retten, wohl kaum ungenutzt verstreichen lassen, wenn Umfang und Schwere der kommenden Katastrophe rechtzeitig erkannt worden wären. Die Vichy-Regierung, die den Widerstand ihrer Bevölkerung gegen die Inhaftierung dieser Deportierten zu fürchten begann, konnte nur in der Waffenstillstandskommission erklären, dass man sie weder behalten wolle noch könne und daher zurückschicken werde. Dieser schwache Widerstand einer besiegten Nation hatte lediglich zur Folge, dass künftig die Deportationszüge nicht mehr nach Frankreich, sondern gleich nach dem Norden und Nordosten gelenkt wurden. Es war daher für alle Eingeweihten ein Trost, dass sich Schwester Elsbeth Kasser im Dezember 1940 in Gurs Eingang verschaffte, dass Rodolfo Olgiati sich nach der Rückkehr von seiner Reise so leidenschaftlich für diese Unglücklichen einsetzte. Wirklich und grundlegend helfen konnte jedoch niemand. Man musste damals so vieles geschehen lassen, was kein fühlender und denkender Mensch hätte erlauben dürfen. Wir waren alle Gefesselte, einerlei welcher Nation wir angehörten. Seit Ausbruch des Krieges konnten die Mitarbeiter des SHEK nur noch jenen wirksam helfen, die von sich aus bis in die Schweiz kamen.

In jenen Jahren gelang von uns aus nur noch ganz gelegentlich eine Rettung, wenn z.B. alle Familienmitglieder mit Ausnahme eines Kindes bereits in der Schweiz waren. In einem so seltenen Fall konnten wir ein Einreisegesuch wagen und uns selbst als Garanten einschalten. Bei allen anderen nahm das Verhängnis seinen Lauf. Und so mussten wir im Herbst 1942 feststellen, dass von den 39 Schützlingen des Kinderheimes in Langenbruck 55 nächste Verwandte – 16 Väter, 15 Mütter, 14 Geschwister, 1 Grossvater, 4 Onkel und 5 Tanten – deportiert worden waren: es kamen davon 31 nach unbekannt, 3 nach Izbika (Lublin), 1 nach Birkenau (Auschwitz), 3 nach Litzmannstadt, 4 nach Polen, 1 nach Sobibor, 1 nach Prag und 11 nach Theresienstadt. Aus Theresienstadt sind dann im Januar 1945 fünf der Beweinten zurückgekommen: zwei Elternpaare und eine Mutter. Nach sechsjähriger Trennung und Qual konnten sie die unterdessen herangewachsenen Kinder in die Arme schliessen. Drei Mütter und zwei Väter für 39 wartende Kinder!

Finanzielles – Materielles

Über unsere Einnahmen gibt die Tabelle auf Seite 237 gebührenden Aufschluss. Hier sei nur kurz darauf hingewiesen, welche Mühe und welche Geduld hinter solchen Zahlen stecken. Anfangs genügte das Werben von Mensch zu Mensch, das Abhalten von Vorträgen, in denen wir die Lage der Emigranten und ihrer Kinder schilderten oder schildern liessen. Dadurch gewannen die Sektionen ihre ersten Gönner, die ihnen vielfach fünfzehn Jahre lang die Treue gehalten haben. Mit wachsendem Aufgabenkreis brauchten wir begreiflicherweise immer mehr Mittel; der Tätigkeitsbericht jeder Sektion, dem meist der zusammenfassende «Bericht der Zentralstelle» beigefügt wurde, brachte Jahr um Jahr eine gewisse Summe Geldes in die Kassen. Die Beiträge schwankten, je nach den politischen Ereignissen, d.h. je nach den mehr oder weniger aufregenden Verhältnissen rund um unser Land. Anfangs waren die Sektionen ausschliesslich auf ihre eigenen Werbeerfolge angewiesen. Die Hilfswerke von Zürich und Bern stützten sich – wie bereits erwähnt – stark auf den «Suppentag», das so wirksame und erzieherische Opfer ganzer Familien, die einmal in der Woche statt des gewohnten Essens eine währschafte Suppe einnahmen und dafür mindestens 75 Rappen, also 3 Franken im Monat, an eine Gruppenfrau sandten. Diese zog das Suppengeld bei weiteren 10 bis 15 Familien ein und schickte es monatlich an die Sektionskasse. So gingen bei den zwei genannten Werken ab 1935 als unversiegbarer Quell während all der Jahre monatlich je rund 1'000 Franken ein.

In allen Sektionen wurden immer wieder Kinderfeste, Bazare, Theaternachmittage organisiert; Künstler wie Thomas Mann, Emil Ludwig, Serge Lifar, Adolf Busch, Wladimir Horowitz, Serkin, Paderewski, aber auch das Ensemble des Zürcher Schauspielhauses sowie Kinobesitzer und viele andere stellten sich in den grösseren Städten immer neu zur Verfügung. Wir durften auch Bücher uns zugewandter Autoren zu unseren Gunsten verkaufen, Kinder spielten für uns Theater, Studenten lasen aus eigenen Arbeiten für uns vor, und die Frauen, Mädchen und Kinder nähten, strickten und malten für uns, jahrein, jahraus.

Ab 1940 veranstalteten mehrere Sektionen zusätzlich jährlich wiederkehrende Verkaufsaktionen, indem sie vor Weihnachten brauchbare kleine Gegenstände verschickten. Einmal waren es Geldbörsen, einmal Strohtellerchen, ein andermal Couverts in allen Grössen, oder eine Packung Bindfäden und Klebeadressen, oder Photoalben, Dokumentenmappen, Taschentücher und ähnliches mehr. In den ersten Jahren kamen als Antwort statt der erbetenen 5 Franken des Öfteren auch 50 oder 100, aber nach und nach wurden die blauen oder gar braunen Scheine immer seltener. Trotzdem hatte z.B. die Zürcher Hilfe im Jahre 1945 dabei einen Reinertrag von über 9'000 Franken. In Basel wurde der «Schneckentag» zu einer öffentlichen Angelegenheit, das heisst, es war dort Ehrensache geworden, zugunsten der Emigrantenkinder einmal im Jahr Schneckenudeln zu verzehren.

Das SHEK erhielt als seinen Anteil an der jährlich wiederkehrenden nationalen Sammlung für die Flüchtlinge sowie an der von begüterten Emigranten einmalig erhobenen Solidaritätsabgabe, die rund eine Million Franken einbrachte, insgesamt 710'000 Franken.

Es vergingen spannungsreiche Jahre, bis das SHEK nach Begründung der SAK auf breiteres öffentliches Werben verzichtete und dafür von der umfassenden Kinderhilfsorganisation jährliche, ständig wachsende Zuschüsse bekam. Es fing 1941 mit 15'000 Franken der SAK an, erreichte im Laufe der Jahre 650'000 Franken von der Kinderhilfe des Schweiz. Roten Kreuzes, fiel 1945 auf 491'800 Franken und endete 1947 mit 88'400 Franken¹. Daneben erhielt unsere Zentralstelle vom europäischen Vertreter des Joint Distribution Committee – der Gemeinschaft vieler grosser jüdischer Organisationen in den Vereinigten Staaten von Amerika – und vom Jewish War Appeal in Johannesburg im Laufe der Jahre 1943 bis 1947 insgesamt 2'446'800 Franken. Auch die Flüchtlingssektion des eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements liess sich ab 1942 bei Zahlungen für die Flüchtlingskinder einschalten. Sie hat jeweils die ersten drei Monate im Kinderauffanglager bezahlt und sich ab 1946 insgesamt mit 206'700 Franken in Notfällen weiter beteiligt. Vom intergouvernementalen Comité in Genf bekam das SHEK Gelder für die ausreisenden Kinder, und die Materialzentrale des Schweiz. Roten Kreuzes

1 Das SHEK erhielt vom SRK, Kh insgesamt Fr. 1'857'000.–.

ist uns bei der Ausstattung unserer Schützlinge während des Schweizer Aufenthaltes sowie bei deren Abfahrt grosszügig beigestanden.

Diese Stelle hat auch bei der Einrichtung unserer Kinderheime, bei fehlenden Betten, bei mangelnden Bettbezügen, Handtüchern und Wolldecken weitherzig geholfen. Das warumso wichtiger, als gerade zur Zeit der Lebensmittelkarten, der Kleider-, Schuh- und Seifenrationierung, die grösste Anzahl Kinder bei uns lebte. Es waren die Jahre des Kohlenmangels, der Gas- und Elektrizitäts-Einschränkungen, die Jahre, in denen ein halbes Pfund Butter oder ein Pfund Zucker oder gar ein Kilo ungebrannten Kaffees zu den grossen Geschenken des Lebens gehörten.

Die Wasser steigen

Es war auch die Zeit, in der Ende November 1941 die 11. Verordnung zum deutschen Reichsbürgergesetz erlassen wurde, womit Hunderttausende von Menschen ihrer deutschen Staatsbürgerschaft und ihres ganzen restlichen deutschen Vermögens mit einem Schlage verlustig gingen. Drei Jahre vorher hatte eine andere Verordnung die Einfügung der Polizeinamen «Israel» und «Sarah» in die Pässe, also auch in die deutschen Kinderausweise, verlangt. Hierzu hatten die Eltern als die gesetzlichen Vertreter – wo immer sie sich aufhielten – ihre amtlich beglaubigte Zustimmung zu geben. So wenigstens verlangte es das deutsche Konsulat in Basel. Die meisten Schweizer Kantone hatten ursprünglich und normalerweise grossen Wert auf geregelte Papiere gelegt; sie hatten daher die Aufenthaltserlaubnis für unsere Schützlinge nur verlängert, wenn auch die Reisepapiere verlängert waren oder dies wenigstens in Aussicht stand. Sonst gab es «Frist zur Ausreise», die zwar manchen Erwachsenen ängstigte, unsere Jugendlichen aber in keiner Weise beunruhigte. Durch die nunmehr einsetzende Staatenlosigkeit der Kinder waren die Behörden und auch das SHEK mancher Scherereien enthoben. Es war die Zeit einer beginnenden bürokratischen Anarchie. Nun war der Zeitpunkt erreicht, wo ein deutscher Kinderausweis oder Pass nur noch als Identitätspapier einen Sinn behielt.

Es war zugleich die Zeit, wo in deutschen Landen der Nachweis einer jüdischen Grossmutter oder jüdischer Grosseltern manch Lebensglück zerstörte. Es war die Zeit, in der christlich geborene oder christlich getaufte und so erzogene Kinder plötzlich von ihrer jüdischen Abstammung erfuhren. Es war die Zeit der Familientragödien, in der Vieles, nicht Gutzumachendes an der Jugend gesündigt wurde, aber auch die Zeit, in der sog. «arische» Väter und Mütter selbstverständlich und ohne Besinnen mit der diffamierten Eehälfte und den diffamierten Kindern in die Verbannung und in das unvermeidliche Elend gingen.

Es war die Zeit, in der die deutsche Faust viel Unerträgliches und Unsinniges in den beherrschten Ländern erzwang und der deutsche Soldatenstiefel viele bisher aufrechte Menschen niedertrat.

Nicht alle Nationen hatten die Widerstandskraft *Hollands*, wo, trotz deutscher Besetzung, die Lehrer für die entlassenen jüdischen Schüler geheime Klassen einrichteten, wo bei einem Schulfest kein einziges Kind erschien, weil man die jüdischen Kameraden ausgeschlossen hatte, wo in Buchenwald 1941 bei dem Appell auf den Befehl «alle Juden vortreten» sämtliche neuangekommenen Holländer – also Juden und Christen – vortraten, wo die Professoren ihre jüdischen Kollegen und die Studenten ihre jüdischen Lehrer solange verteidigten, bis auch sie in den Gefängnissen und Konzentrationslagern verschwanden, wo Christen die gelben Davidsterne wie eine Auszeichnung trugen.

Die *Italiener*, die genau vier Wochen nach dem Angriff auf Holland unter dem Drucke der Deutschen und auf Wunsch Mussolinis in den Krieg eintreten mussten, haben vieles, viel zu vieles mitmachen müssen, was ihnen in der Seele verhasst war, aber zur energischen Judenverfolgung, zur Deportation waren selbst die faschistischen Beamten nicht zu bewegen; dazu mussten die Bundesgenossen ihre eigene Gestapo zuziehen. Wenn es dieser dann gelang, manch antijüdisches Gesetz durchzuführen, so tat das Volk in seiner grossartigen Menschlichkeit, mit seiner tiefen Liebe zu Kindern, alles, um alle zu retten, die noch zu retten waren. Das wusste man in Flüchtlingskreisen; so kam es, dass viele Fliehende versuchten, wenigstens auf die von Italienern besetzten Gebiete zu gelangen. Auch hier gab es Lager; aber

sie waren erträglicher als die unter deutscher Kontrolle. Auch hier musste man harte Arbeit verrichten; aber sie war nicht über die Kraft. Besser noch war es, italienischen Boden zu erreichen, wo man auf ein «confino libero» hoffen konnte. Der Zudrang zu diesem «himmlischen» Lande war daher so gross geworden, dass Ende Juni 1941 die Grenzen für die Flüchtlinge gesperrt wurden.

Die *Franzosen* mussten dagegen – als die Besiegten – viel Furchtbares stumm geschehen lassen. Unter dem zerschmetternden Eindruck der Niederlage hatte die Nationalversammlung an Marschall Pétain die Macht übertragen und sich damit einem Manne und darüber hinaus einem Kreis von Menschen ausgeliefert, der sich schon lange zu Hitler hingezogen fühlte. So folgte ein Schlag gegen die Freiheit, die Gleichheit, die Brüderlichkeit dem anderen. Da halfen weder die Proteste von Herriot noch von Claudel, weder Demonstrationen der Studenten noch Kundgebungen der Kirche. Allein durch den Widerruf der Naturalisationen, die auf Grund eines Gesetzes von 1927 erfolgt waren, verloren 50'000 bis 60'000 Franzosen ihre Staatsbürgerschaft. Und bereits im Juli 1940, also vier Wochen nach Waffenstillstand, mussten auch die jüdischen Franzosen-Kinder voller Schrecken an den Fensterscheiben der Geschäfte oder Cafés lesen «juifs pas admis», und im August wurde gegen sie und ihre Eltern demonstriert, wenn sie sich in den Champs-Élysées und auf den grossen Boulevards sehen liessen. Diejenigen, die mehr als zwei jüdische Grosseltern hatten, durften aus Südfrankreich nicht mehr in die besetzte Zone, also nicht mehr in ihr Heim zurück. Im März des folgenden Jahres wurden alle Juden, die im nördlichen Küstengebiet zuhause waren, aus ihren Wohnungen vertrieben und in zwei Lagern interniert. Im Februar 1942 bekamen auch die französischen Juden und deren Kinder den gelben Stern angeheftet; sie durften keine öffentlichen Lokale, auch keine öffentlichen Telephonkabinen mehr benutzen; sie mussten in der Métro in besonderen Wagen fahren und konnten nur noch zwischen drei und vier Uhr ihre Einkäufe machen. Kurz: in Berlin oder in Paris, in Deutschland oder in Frankreich wurden die gleichen Erniedrigungen erzwungen. Dies alles war noch verzweifelter, wenn man es als Emigrant zum zweiten- oder zum drittenmal erleben musste. Noch konnten es die französischen

Juden kaum fassen; immerhin war es «der Feind», der ihnen das antat.

Die grossen Deportationen

Auch der französischen Bevölkerung gelang es unter Lebensgefahr, die Wirkung und den Umfang mancher Verordnungen abzuschwächen. Trotzdem befanden sich viele unserer früheren Ferienkinder unter den 70'000 ausländischen Juden, die vom Juli 1942 bis Juli 1943 aus der besetzten und der unbesetzten Zone Frankreichs nach dem Osten deportiert wurden.

Viele, seit 1933 schon unterwegs, hatten den Anfang in der grossen, fremden Stadt, in der neuen Schule, mit der ungewohnten Sprache schon fast vergessen; alles schien wieder in Ordnung.

Andere hatten es bis 1938 in der Heimat aushalten müssen, denn die Eltern wollten das mühsam Erworbene nicht preisgeben, hatten gehofft, «es» werde vorübergehen. Aber als der Vater endlich aus dem Konzentrationslager zurückgekommen, da war des Bleibens nicht länger, und so war man in das gastliche Frankreich geflohen. Wenige Monate später, bei Kriegsausbruch, wurde er freilich wieder in ein Lager eingeschlossen, und man wusste nicht einmal, wo er sich aufhielt. Dann waren er und der grosse Bruder in die Fremdenlegion eingetreten, und man hatte sich dadurch ein bisschen dazugehörig gefühlt.

Aber die apokalyptischen Reiter folgten ihnen schon wieder. In der Nacht des 12. Juli 1942 kam es in Paris zu Massenverhaftungen nach Listen, die bereits seit sechs Monaten vorbereitet waren. Diesmal sollte es keine Ausnahmen geben. So wurden auch die Kranken, die Frischoperierten, die Gebärenden aus den Spitälern geholt und bisher noch vereinte Familien auseinandergerissen. Mütter warfen in ihrer Verzweiflung ihre Säuglinge aus dem Fenster, die Selbstmorde häuften sich, während die gardes mobiles vor den Haustüren standen und die Flucht verhinderten. Frauen und Kinder wurden ins Hippodrome d'Hiver gebracht, wo man 12'000 Menschen von der Aussenwelt abschloss. Nichts war für sie vorbereitet, es gab kein Wasser und

nur zwölf Toiletten. Man schien sie dort vergessen zu wollen; erst am dritten Tag gab es pro Kopf 70 Gramm Brot.

Zwei Wochen später geschah ähnliches in der noch unbesetzten Zone. Die bisherigen Insassen der Lager Argelès, les Milles, Gurs, Rivesaltes, wurden als erste nach dem Osten deportiert, um dem neuen Schub aus Paris und aus anderen Orten Platz zu machen. Man muss dort gewesen sein, durch die Baracken der äusseren Bezirke gewandert sein, man muss die in offenen Lastautos Ankommenden oder Abfahrenden gesehen haben, man muss versucht haben, wenigstens am Stacheldraht einen geliebten Menschen zu sprechen, man muss sich den Kopf zermartert haben, wie ein Kind oder ein junges Mädchen doch noch zu retten wäre. Beschreiben lässt es sich nicht.

Und dennoch, nicht nur in Gurs, auch in Rivesaltes gab es eine Milchkantine, einen Kindergarten und einen Hort des «Secours Suisse», auch dort wurden Milch, Apfelschnitze oder Käse verabreicht und versucht, in diesem Meer von Verzweiflung eine Insel menschlichen Erbarmens zu schaffen; auch dort arbeitete die von den amerikanischen Quäkern organisierte «Amitié chrétienne», die sich schützend um manches Lager legte. Die katholische und die protestantische Geistlichkeit vermochten gelegentlich eine Familie in Sicherheit zu bringen, vor allem die Kinder hinter Klostermauern verschwinden zu lassen. Und Erzbischof Gerlier wagte in Lyon sogar deren geforderte Herausgabe abzulehnen. So konnte unter irgendeinem Vorwand ab und zu ein Erwachsener weggebracht werden, so entkam gelegentlich ein Kind. Die Regel jedoch war die letzte Fahrt in den Tod.

ei der Rettung der Kinder hat sich die OSE¹ unvergessliche Verdienste erworben. Sie nahm allein in Frankreich mehr als 4'000 Kinder unter ihren Schutz und unter ihre Verantwortung. Sie hatte im Jahre 1943 zwanzig Heime und führte einen zähen Kampf um jedes ihrer Kinder. Bald nach der Internierung hatte sie diese aus den Lagern geholt, wo die Eltern sieumso lieber hergaben, als man sie im Kinderheim eher gesichert glaubte. Auf dem Höhepunkt der Deportationen wurden sie den OS E-Mitarbeitern sogar noch von den Lastwagen heruntergereicht, wenn nicht zugeworfen. Als dann die Heime

¹ Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

auch keinen sicheren Schutz mehr boten, hat die aufgelöste Organisation unterirdischumso tatkräftiger weitergearbeitet. Einzeln oder zu zweit brachte man die Kinder auf ländlichen Kostplätzen unter. Es war ebenso beschwerlich als gefährlich, herumzureisen und die Versteckten zu besuchen, da man ja selbst gesucht wurde. Einige dieser hingehenden Wanderfürsorger kamen dabei in eine Razzia und mussten dann selbst unweigerlich mit in den Tod.

Angesichts dieser in der Geschichte einmaligen Zustände trat in Genf eine Arbeitsgruppe grosser internationaler und Schweizer Organisationen zusammen, die sich zur Rettung von wenigstens 5'000 bedrohten Kindern nach allen Seiten wandte. Es wurden u.a. sowohl der Heilige Vater in Rom, wie Eleanor Roosevelt in New York um ihre Mitwirkung gebeten. Man hoffte 1'000 Kinder nach den Vereinigten Staaten, 1'000 nach Canada, eine Anzahl nach San Domingo und 1'000 in die Schweiz zu retten. Die rasche Abreise einer ersten Gruppe von 500 Kindern war die Folge. Für mehr gab die Vichy-Regierung keine Ausreiseerlaubnis.

Neue Flucht

Als es immer bedrohlicher wurde und sich die Gefahr für die ländlichen Pflegefamilien als zu gross erwies, entschloss man sich, die Kinder wieder abzuholen und in die Nähe der Schweizer Grenze zu bringen. Von hier sind sie seit dem August 1942 zu uns herübergelaufen. Viele Jugendliche fanden Kameradschaft und Hilfe bei den französischen Pfadfindern. Sie zogen mit diesen zuerst in die Wälder und versteckten sich dort, bis sie gemeinsam den Weg in die Schweiz fanden.

Auch die noch freien, dem Zugriff bisher entschlüpften Familien oder Mütter kamen neu in Bewegung. Sie holten die Kleinsten, die Kleinen, die Schulkinder wieder heraus aus dem Waschkorb, aus dem halben Bett, gaben ihnen wieder ein Bündel in die eine Hand, den jüngeren Bruder an die andere. Weiter, fort, aber wohin? Im unbesetzten Frankreich hatten sich die Kinder eine Zeitlang geborgen gefühlt, hatten geglaubt, man könne dableiben. Die Hausleute und

der Bäcker, auch der Schuster, alle waren so freundlich und gut gewesen. Aber seit einigen Tagen war die Mutter wieder so unruhig, so leicht erschreckt, und wenn sie Männerschritte kommen hörte, wurden ihre Augen ganz gross. Und so ging es wohl wieder weiter. «Mutter, wohin? Warum müssen wir schon wieder fort?» «Kinder, das versteht ihr nicht! Kommt, wir wollen an einen Ort, wo es schöner und besser ist. Kommt!» Und so stoben sie auseinander, so rasch es ging, nach Spanien, nach Italien, in die Schweiz. Manchmal wurden sie schon an der nächsten Strassenecke gefasst und in eines der Lager abgeführt, Männer und Buben von den Frauen und Mädchen getrennt; manchmal hat sie ihr Schicksal erst in den Zügen nahe der schweizerischen, der spanischen oder der italienischen Grenze erreicht. Viele glaubten sich bereits gerettet und wurden zurückgewiesen; viele stiegen bei Nacht und Nebel über die Berge, manche erfroren dort, andere schleppten sich mühsam weiter, verirrt sich und liefen ihren Häschern direkt in die Arme. Andere mussten unterwegs eine alte Mutter, einen alten Vater zurücklassen, um wenigstens die Kinder zu retten. Andere waren zu schwach und zu krank und schickten die Kinder alleine fort; wieder andere wurden von den Häschern gestellt und gezwungen sich auszuweisen. Dann raunten die Eltern den Kindern rasch zu: «Lauft, lebt wohl, lauft!» So hatten sie sich verloren und wussten nichts mehr voneinander. Nur die Geschwister hatten sich bei den Händen gefasst und liessen einander nicht los. Einerlei ob sie hungerten oder froren, ob sie zu Tode erschöpft waren, ob sie verstanden, was man sie fragte; nur nicht loslassen, nur sich nicht aus den Augen verlieren; denn das wäre für sie das Ende gewesen, das Ende von allem. Und dennoch kamen viele schliesslich doch ganz allein bei uns an; aber viele kamen auch mit der vierzehnjährigen Schwester, dem fünfzehnjährigen Bruder, die, in Sekunden zu Frauen und Männern gereift, wie Mütter und Väter für die kleineren Geschwister sorgten. Viele hatten auch das grosse Glück, die Grenze mit ihren Eltern zu überschreiten. So viele Verfolgte, so viele Variationen, denn kein Schicksal glich dem anderen. Gemeinsam war allen nur das eine: sie waren ausgestossen, gejagt wie die Hasen, von Hunden umstellt.

GERETTET 1942-1945

Wie und woher sie kamen

«Allein, zu zweit, in kleinen und grossen Gruppen, mit und ohne Begleitung Erwachsener, kommen sie daher, mühselige, lange und gefährvolle Wege hinter sich, bis das Ziel ihrer seltsamen Reise, die Schweizer Grenze, erreicht ist. Wochenlang sind die Flüchtlingskinder oft unterwegs, unter falschem Namen, um der Gefahr der Verschickung zu entgehen, am Tage versteckt, nachts weitergeschoben, von helfenden Menschen unterstützt. Und so treffen sie bei uns ein: trotzig Jungens, die sich bei allen erlittenen Demütigungen nicht unter kriegeln lassen, kleine Mädchen, die zittern, wenn sie angesprochen werden, und viele, deren Ausdruck sich in eine Maske verwandelt, sobald man eine Auskunft von ihnen haben will. Es sind apathische Gesichter, bleich, schmal, müde, nervös zuckend, voll von Angst und Misstrauen. Allen gemeinsam aber ist der Blick der Augen, den man nicht wieder vergessen kann, denn in ihm spiegelt sich unmessbares Leid und die stumme Klage um Unwiederbringliches.»

So schilderte sie die Leiterin der neu erstandenen Sektion Genf in ihrem ersten Tätigkeitsbericht, und der Schweizerische Zwingli-bund, der ein Jahr darauf für vierzig unserer Flüchtlingskinder über dem Genfer See ein Heim führte, hat ergänzend hinzugefügt:

«Am Montag, dem 8. November 1943, wurden uns die Kinder zugewiesen. Wir waren nach Vevey gefahren, ihnen entgegen. Als wir sie daherkommen sahen mit ihren Schachteln, in denen sie ihre ängstlich gehüteten ‚Kleider‘ trugen (die wir mit anderem Namen bezeichnen), in Halbschuhen und dünnen Mäntelchen, da erschrakten wir. Wie bleich die Gesichter, wie angstvoll und gehetzt oder stumpf und nach innen gekehrt der Blick! Wir dachten uns, dass es ein grosses

Mass von Liebe und Geduld brauchen würde, um diese Menschlein an ein geordnetes Leben zu gewöhnen, sie zurückzuführen von der Flucht vor dem Krieg, vom Rennen um das nackte Leben, in ein unbeschwertes Kinderdasein.

Als wir hinauffuhren, beobachteten wir sie. Die Fahrgäste versuchten, ein Gespräch mit einzelnen Kindern zu beginnen. Die meisten waren abweisend. Höchstens ihre Augen frugen ängstlich: Was will man wohl wieder von uns? Was erwartet uns am neuen Wohnort?

Es sind lauter Geschwistergrüpplein, die zusammen aus sechs Familien stammen. Wie froh waren wir, dass die Anlage des Hauses es gestattet, sie familienweise in den Schlafräumen unterzubringen. Das Inventar offenbart eine furchtbare Not. Nur zwei Buben haben hohe Schuhe, etwa sechs bis sieben Handschuhe, zwei bis drei Waschlappen usw. Kämmе, Zahnbürsten fehlen, ohne Unterwäsche sind viele. Buben und Mädchen haben nur kurze Strümpfe. Doch obwohl sie unterwegs nasse Füsse hatten und froren, klagte keines. Uns fällt auf, wie sich die Grösseren Mühe geben, die ‚Ausstattung‘ aller Geschwister in Ordnung zu halten.

Langsam werden sie lebendig und betrachten neugierig die künftige Wohnstatt. Schwester Pia, die Heimleiterin, beginnt Zimmer anzuweisen. Das Fräulein in der Küche erhält eine Mannschaft, die überraschend bereitwillig dort antritt. Als die Kinder die sauberen Betten und die freundlichen Zimmer sehen, beginnt ein Glanz in die Augen zu kommen. Sie spüren es unglaublich bald, dass man ihnen hier freundlich ist und ihnen Liebes antun will.

Es sind einige unter ihnen, die noch nicht auftauen, die apathisch vor sich hinstarren. Aber Schwester Pia weiss Rat, und bald betrachten wir mit feuchten Augen ein Mädchen, das völlig versunken ist in die Betreuung seiner Puppe. Mit einer Schachtel improvisiert es eine Wiege, und noch im Schlaf presst es sie später an sich.

Immer mehr zerfliegen unsere Befürchtungen. Die Kleinen sind trotz allem Furchtbaren, das sie hinter sich haben, gar nicht so schwierig. Sie zeigen gleich am andern Morgen eine unerwartete Arbeitswilligkeit.»

Dort bei Genf war wohl das für Kinder günstigste Einfallstor. Es lief sich so leicht von Annemasse in die schützende Stadt hinein, und

die schweizerischen Grenzwächter schienen sich mit den armen Kindern sogar zu freuen.

Da war das Verlassen Frankreichs viel schwerer gewesen, besonders für ganze Familien oder alleinstehende Männer und Frauen. Der Bahnhof von Annemasse ist gar manchem zum Verhängnis geworden. Da steht wieder ein Ehepaar mit zwei kleinen Mädchen. Das Zehnjährige ähnelt der Mutter, das Jüngere scheint aus der Art geschlagen, weder vom Vater noch von der Mutter eine Spur. Wie sollte es auch! Es ist nicht ihr Kind, das Leben hat es ihnen erst vor zwei Wochen «geschenkt», als seine Eltern gefasst und verschleppt wurden. Ob es nun zum Verräter werden wird mit seinem so andersartigen Äussern und Gebaren? Und siehe da, bei der Billett- und Passkontrolle werden sie auch schon aufgehalten; ein herbeigerufener Gendarm zwingt sie, zur Seite zu treten und zu warten. Der letzte Reisende hat die Sperre passiert. Der Eisenbahnbeamte betrachtet nochmals voller Misstrauen die Identitätspapiere, dann den Mann, die Frau, die Kinder. «Sie sind Jude?» «Nein, Katholik!» «Sie lügen; Sie sind Jude und reisen mit falschen Papieren!» Alle Beteuerungen wollen nichts helfen. Da kommt dem Gendarm ein rettender Gedanke. Er wendet sich plötzlich der Siebenjährigen zu und meint: «Wenn ihr Katholiken seid, so sag das Vaterunser!» Eine atemberaubende Pause, fünf Augenpaare hängen an den Lippen der Kleinen. Da kommt aus dem angstvoll zitternden Munde monoton fehlerlos: «Vater unser der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name.. .», Noch vor dem Ende unterbricht sie der Wächter des Gesetzes: «C'est en ordre, passez!» und lässt die Familie durch. Diese wurde durch das angenommene Kind, durch dessen Versteck im Kloster sowie durch eigene Barmherzigkeit gerettet.

Viele Flüchtlinge, Erwachsene, Jugendliche und Kinder, haben in jenen Tagen an unseren Grenzen falsche Angaben gemacht. Jeder aus einem anderen Grunde, und eigentlich alle aus dem gleichen. Sie hatten Angst und besaßen zudem keine «Wahrheit» mehr; die war ihnen im Kampf um das nackte Leben abhanden gekommen, und so machten sie sich zurecht, was ihnen das Aussichtsreichste schien.

Da waren z.B. Jungen, die man im südlichen Frankreich in die Wälder geschickt hatte, die keine Nacht mehr richtig geschlafen hat-

ten, die sich ohne Lebensmittelkarten durchschlagen mussten, die für ihre Freunde oder die jüngeren Geschwister *zu* Dieben wurden – sie nannten das «se débrouiller» – und denen das Lügen sorgfältig gelehrt worden war. Denn die Wahrheit bedeutete den Tod.

Auch die anderen westlichen Grenzkantone bekamen ab Juli 1942 ohne Unterbruch zahllose unvorhergesehene Gäste. Am Traurigsten war deren Anblick wohl im Wallis. Hier stiegen vielfach hochbepackte Männer, Frauen und Kinder aus den Bergen herunter.

Die Erwachsenen waren zu Tode erschöpft. Zu der für sie so ungewohnten Anstrengung hatten sich Zweifel gesellt, ob der Bergführer ihnen auch den rechten Weg gewiesen, ob sie vielleicht später irregegangen und am Ende den Verfolgern doch noch in die Arme laufen würden, um höhnend zurückgebracht zu werden. Als sie schliesslich die Schweizer Grenze hinter sich hatten, als sie sich geborgen wussten, brachen die meisten zusammen. Da lagen sie dann ganz benommen auf ihren Strohsäcken, sahen mit schwachem Lächeln auf ihre zerfetzten Schuhe, nahmen dankbar, was man ihnen zu essen und zu trinken reichte.

Erst allmählich fanden sie sich wieder und es überkam sie unter Schluchzen eine grosse Glückseligkeit. Je mehr sie dann zu Kräften kamen, umso bewusster wurden sie sich ihrer Lage. Da fiel zuerst der Blick der Mutter auf die Mädchen, die neugierig umherschauten; den Mann mit den Buben wusste sie in ihrer Nähe, auch geborgen. Aber schon begannen die Sorgen: Hätte man doch die alten Eltern mitgenommen! Wäre doch der Bruder mit der Frau und den zwei Kindern nicht von Rivesaltes nach dem Osten verschickt worden! Von der Schwester und deren Familie, die vor sechs Monaten via Drancy ausreisen mussten, hatte man auch kein Lebenszeichen mehr... Wie froh wäre man über die Decken, die man aus Müdigkeit unterwegs im Walde liegen liess. – Und was war das? Auch in der Schweiz durfte man sich offenbar nicht frei bewegen?

Auffanglager

So war es auch. Es verstand sich von selbst, dass man die aus den unterschiedlichsten Verhältnissen kommenden Menschen zunächst

in ein Quarantäne- und dann in ein Auffanglager brachte. Hier wurden ihre in der ersten Erregung gemachten Angaben noch einmal geprüft und festgehalten. Obwohl die Schweiz auf allerlei gefasst gewesen war, so hatte sich kaum einer solch massive Verfolgungen vorsteilen können, weshalb man auch auf das Einströmen solcher Menschenmassen nicht vorbereitet war.

Angesichts dieses Andrangs wollten die Behörden im August 1942 die Grenzen schliessen; die Bevölkerung aller Landesteile hat dagegen Einspruch erhoben und stürmisch die Asylgewährung verlangt. Diese Grundwelle der öffentlichen Meinung bewirkte dann, dass Familien mit kleinen Kindern, Jugendliche bis zu sechzehn Jahren, später Mädchen bis zu achtzehn und selbstverständlich alle alleinstehenden Kinder aufgenommen wurden. Diese Tatsachen hatten sich vor der Grenze rasch herumgesprochen, weshalb ad hoc «Familien» entstanden, Kinder ausgeliehen und Geburtsjahre herabgesetzt wurden. Wie oft kam später eine Mutter oder ein Vater und gestanden ihren frommen Betrug; wie oft wunderten wir uns anfangs über die Grösse und auch über die geistige Reife von «vierzehn⁴Jährigen Buben und «fünfzehn⁴jährigen Mädchen. Nachdem Straffreiheit zugesichert war, konnten wir nach Monaten und Jahren bei den Amtsstellen vorstellig werden und die «Wunderkinder⁴⁴ in normale Jugendliche umwandeln.

Der Flüchtlingsstrom schwoll immer mehr an; so kamen z.B. ab Ende Oktober 1942 innerhalb von vierzehn Tagen 2'200 Menschen. Sowohl die eidgenössische Polizeiabteilung als auch das zu Hilfe gerufene Militär konnten diesen plötzlichen Anprall kaum bewältigen. Daher haben beide Behörden die Unterstützung durch die privaten Flüchtlingshilfen, insbesondere durch das Kinderhilfswerk, gerne angenommen. Nach gründlicher Besprechung bekam das SHEK – als die seit Jahren für solche Kinder spezialisierte Organisation – von der Bundesbehörde am 2. Dezember 1942 die Sorge für alle alleinstehenden Flüchtlingskinder bis zu sechzehn Jahren anvertraut und erhielt darüber hinaus den Auftrag, alle Schulkinder über sechs Jahre in Schweizer Privatfamilien unterzubringen. Nur die holländischen Kinder wurden hiervon ausgenommen, weil deren Regierung von London aus selbst für sie sorgen konnte und wollte.

Die erste Voraussetzung für die Durchführung dieser Regelung war einerseits das Werben um Freiplätze und andererseits die Erlaubnis, in die militärischen Auffanglager zu gehen, um sich mit den neuen Schützlingen, mit deren Eltern oder Verwandten bekannt zu machen. So verteilten wir die Arbeit in den weit zerstreut gelegenen Auffanglagern unter die Mitarbeiter unserer nunmehr elf Sektionen. Da immer mehr Lager nötig wurden – man zählte 1944 deren 41 – kann man sich leicht vorstellen, wie wichtig eine einheitliche, lückenlose Organisation war, wodurch das SHEK, fast ohne es zu merken, viel zentralistischer wurde.

Lagerfürsorge und Lagerbefreiung

Anfangs begegneten die Flüchtlinge unseren Lagerbesucherinnen mit begreiflichem Misstrauen, das sich in passivem Widerstand mancher Väter und Mütter äusserte. Sie hatten sich eben erst mit letzter Kraft in die Schweiz gerettet, waren dabei, sich mit dem unerwarteten Lagerleben abzufinden, da kamen völlig fremde Frauen und fragten, ob sie Verwandte oder Freunde im Lande hätten, ob sie über eigene Mittel verfügten, ob sie alle Kinder bei sich hätten, oder ob ihnen bereits einige entrissen wurden und ob sie ihre Kinder lieber in einer jüdischen oder in einer christlichen Familie untergebracht sähen? Immer wieder musste man erklären, warum man das alles wissen sollte und stiess des öfters auf ein empörtes: «Nein, wir geben unsere Kinder nicht her!» Andere waren einsichtig genug, um unsere guten Absichten gleich zu erkennen und zu verstehen, dass sie ihren Kindern Gutes erwiesen, wenn sie in diese Massnahmen einwilligten. Die technisch unerlässlichen Verzögerungen liessen dann auch den Neinsagern alle Zeit, sich an den Gedanken dieser Trennung zu gewöhnen.

Es gab ja noch allerlei zu tun, ehe wir die Kinder abholen konnten. Da mussten zuerst die uns genannten Verwandten und Freunde angefragt werden, ob sie auch bereit seien, die Kinder aufzunehmen. Im Falle einer Absage war ein anderer geeigneter Freiplatz unter den 856 Angeboten herauszusuchen. Fand er sich nicht, so benutzten

wir die für ca. 100 Kinder auf sechs Monate erhaltenen Patenschaftsgelder für Heime. Denn ein ausschliesslich Französisch sprechendes Kind sollte womöglich in der französischen Schweiz untergebracht werden. Es war die Konfession, es war überdies bei den jüdischen Kindern jede religiöse Schattierung zu berücksichtigen. Ein strenggläubig erzogenes Kind konnte sich z.B. nur in einer orthodoxen Familie zu Hause fühlen; Alter und Geschlecht mussten mit dem Angebot übereinstimmen und viel ähnliches mehr.

Es ist klar, dass man angesichts dieser grossen Aufgabe die Kantonsgrenzen ignorieren musste. Daher hatte das SHEK die unbeschränkte Freizügigkeit auf dem ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft zur Bedingung gestellt. Da der Bund auch die erwachsenen Flüchtlinge weder den Kantonen aufzwingen konnte noch wollte, blieben auch diese direkt in Bern zuständig. Sie mussten jedoch, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, in Zivillagern leben, die bereits im April 1940 durch die «Eidgenössische Zentralleitung der Arbeitslager»¹ für Emigranten eingerichtet worden waren. Auf diese Weise kamen auch die neuen Flüchtlinge, sowohl Erwachsene als Jugendliche und auch Kleinkinder – die bei ihren Müttern blieben – allmählich wieder unter die Obhut der Zivilbehörde.

Für die allein ankommenden Kinder, die unseren Schutz am dringendsten brauchten, hat das SHEK in aller Eile drei Kinderauffanglager schaffen können, wohin sie nach überstandener Quarantäne sofort gebracht wurden. Hier, in Heiden, Langenbruck oder Ascona, blieben sie, bis Verwandte oder Freunde oder gütige Fremde sie übernahmen. Wie dringlich man sie auch erwarten mochte, so konnte die Lagerbehörde sie erst entlassen, wenn von Bern das für sie ausgestellte Papier, der «Internierungsbeschluss» (IB) vorlag; später haben manche Lagerkommandanten die Kinder schon vorher beurlaubt. Dieser «IB» und der Kampf um seine möglichst rasche Ausstellung hat unsere Zentralstelle in einen engeren telephonischen Kontakt mit einigen Bundesbeamten gebracht. Obwohl sich zu jener Zeit im Bundeshaus die Akten türmten und von einem Büro ins andere wanderten, gelang es doch bis Ende März, 960 Kinder aus den Lagern zu holen, sechs Monate später waren es 1350, und am Ende

¹ In Zukunft: ZL.

des Jahres 1943 lebten von rund 2'000 Schulkindern zwei Drittel in Familien und ein Drittel in Kinderheimen. Um dies zu ermöglichen, hat man in Bern gelegentlich unsere Fragebogen als Grundlage für den amtlichen IB benützt und ist dabei nicht schlecht gefahren, mussten doch wir und die Behörden glauben, was man uns oder ihnen sagte, da ja alle Möglichkeiten einer wirklichen Kontrolle fehlten. Es war und blieb wohl das Interessanteste der ganzen Arbeit, auf Grund eines kürzeren oder längeren Kontaktes mit einem Erwachsenen, einem Jugendlichen oder mit einem Kinde zu ertasten, ob und wo er, sie oder es den Pfad der Wahrheit verliess und ins Phantasieren oder ins Lügen abglitt. Im Lauf der Jahre entwickelte sich bei vielen von uns die Fähigkeit, nach maximal einer Stunde zu wissen, ob die verlassene Wohnung, das Geschäft und das Bankkonto wirklich so gross, die Zeugnisse wirklich so gut gewesen waren oder nicht. Dabei interessierte man sich mehr für den Tonfall einer Stimme, für die Geste einer Hand und vor allem für die Augen des Gegenüber als für dessen Papiere und Angaben von Zahlen, Namen und Daten.

Die Kinder in unseren drei Kinder-Auffanglagern machten uns die geringste Mühe; denn sie konnten bleiben, bis sich eine noch bessere Lösung für sie bot. Es kam auch vor, dass das eine oder andere Kind aus psychischen oder physischen Gründen einer Privatfamilie nicht zumutbar war. Solche Kinder blieben dann dauernd in den Heimen. Mit der Zeit kamen auch Kinder jüdisch-orthodoxer Herkunft in zum Teil neu geschaffene Heime, weil wir nicht genug entsprechende Privatfamilien fanden, selbst dann nicht, wenn wir bei ärmeren Familien Kostgelder anboten und auch zahlten. Es entstanden im Verlauf der Jahre auch Heime für eine besondere Berufsvorbereitung, so z.B. für Mittelschüler oder für die Lehrlinge der ORT¹ oder Heime zur Vorbereitung der Auswanderung nach Palästina.

Wir haben verzichtet, auf Einzelheiten der Lagerarbeit näher einzugehen. Nur dies sei erwähnt: Es kam oft vor, dass ein Kind, dessen Weggang aus dem Lager endgültig vorbereitet war, von seiner Mutter unter irgendeinem Vorwand nicht herausgegeben oder dass wegen eines Scharlachfalles Quarantäne verhängt wurde. Dann mussten wir

¹ Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

die wartende Gastfamilie auf später vertrösten. Oder wir kamen im Lager an, um zu erfahren, dass die Belegschaft und mit ihr das gesuchte Kind an einen anderen Ort verschickt worden war.

Mit der Zeit wurden solche und andere Betriebsunfälle behoben und militärische Verfügungen sowie Ortsveränderungen den einzelnen privaten Hilfsstellen, also auch dem SHEK, rechtzeitig zugestellt. Die Lagerleiter lernten uns kennen; die Beziehungen zu den Vertreterinnen des F.H.D.¹ wurden enger, so dass wir von diesen jeweils Wunschlisten erhielten, die wir rasch zu erfüllen trachteten. Wir brachten mit, was wir an Medikamenten, an kondensierter Milch, an Kindermehl, Lebertran, Apfelstückli, Zucker, Lindenblütentee und an anderen zusätzlichen Nahrungsmitteln oder an Coupons nur auf-treiben konnten. Denn es gab vielfach keine eigene Kinderküche, und die Kost für die Erwachsenen – es waren die Zeiten der Rationierungskarten und des Mangels – war für unterernährte Kinder nicht gerade die geeignetste. Da haben unsere grossen Firmen Hoffmann-La Roche, Sandoz, Wander, die Ciba und manch andere wieder viel Gutes an der fremden Jugend getan. Wir haben Kinderbettchen in die Lager geschickt, auch Schuhe, Röckli, Hemden, Hosen, Mäntel und Pantoffeln. Eine unserer intensivsten Lagerfürsorgerinnen hat es wohl bestens formuliert, als sie im Januar 1943 schrieb: «Man sollte zehn Hände und fünf Köpfe haben und die Sonne zum Stehen bringen können.» Dies galt besonders auch für unsere Beauftragte in Genf, die zum «Grenzhilfsposten» für alle dort einströmenden Kinder ernannt wurde, und auch für Lausanne. Hier war eine Frau am Werk, die mit ihren Mitarbeiterinnen Ausserordentliches zu leisten vermochte. Sie war nicht nur tüchtig, sondern auch liebenswürdig und besonders liebevoll, was alle Beteiligten dankbar genossen.

Als dann am 25. Juli 1943 Badoglios Staatsstreich Mussolini zum Rücktritt zwang und Italien am 3. September kapitulierte, als die Deutschen kurz darauf den Duce entführten und die Macht in Oberitalien an sich rissen, brachen über unsere Südgrenze die italienischen Soldaten herein. Mit ihnen kamen Mitte September innerhalb von sechs Tagen 4907 Zivilflüchtlinge, vorwiegend Familien aus Mailand, die ihrer Freude über den Zusammenbruch des Faschismus zu schnell

1 Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

und zu laut Ausdruck verliehen hatten. Es waren hochangesehene Leute darunter, Bankdirektoren, Fabrikbesitzer, Intellektuelle. Die meisten bewegten auch noch «rassische» Gründe, vor den Deutschen zu fliehen.

Diese Nachbarn aus dem Süden fanden im Tessin und in der ganzen Schweiz einen freudigeren Empfang als die überwiegend staatenlosen Flüchtlinge aus dem Westen. Sie brachten aber auch ihre heimatlichen Ausweispapiere mit, hatten vielfach Geld auf Schweizer Banken und konnten auf eine baldige Heimkehr hoffen. Ausserdem profitierten sie von den inzwischen durch Militär- und Zivilbehörden sowie durch die von privaten Flüchtlingshilfen gemachten Erfahrungen.

Das SHEK übernahm auch die italienischen Kinder. Diesmal hatte die Sektion Tessin die Hauptarbeit, wurde jedoch von Zürich nach Kräften unterstützt. Allmählich gab es in fast allen Sektionen Italienern. Viele der Kinder waren noch acht Tage vorher in Mailand friedlich in ihr Gymnasium gegangen und hatten jetzt die eine Hauptsorge, ja nichts zu versäumen und schnell weiterlernen zu können. Da haben sich die staatlichen und klösterlichen Mittelschulen des Tessin bestens bewährt. Ein Jahr darauf hat dann die rasch aufgebaute Flüchtlingsorganisation der italienischen Juden DELASEM¹ in Zusammenarbeit mit dem SHEK noch ein eigenes Mittelschulheim geschaffen, weil die Rückkehr in die Heimat sich doch länger als erwartet hinzog. Dort, am Vierwaldstättersee, haben Buben und Mädchen mit Hilfe ihrer mitgebrachten Lehrer so gut und so fleissig gearbeitet, dass sie, schliesslich im Mai 1945 nach Hause zurückgekehrt, in keiner Weise von den Daheimgebliebenen zu unterscheiden waren.

Doch zurück zu den ungleich schwerer Betroffenen aus dem Nordwesten und Westen.

Schicksale

Welch unglaubliche Schicksale haben sich bei den verschiedenen Bestandesaufnahmen ergeben!

¹ Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

Da gab es einen Jungen von dreizehn Jahren; sein Vater war gestorben, seine Mutter seit 1939, also seit drei Jahren, in USA, ein Bruder lebte in Shanghai, eine Schwester in Südafrika, eine andere in Chile!

Da war Georges, ein Sechzehnjähriger, im militärischen Auffanglager in Charmilles, wortkarg, verschlossen, ein vom Unglück Gezeichneter. «Eltern?» «Deportiert!» «Geschwister?» «Zwei jüngere Schwestern, aber wo?» Er wusste seit Jahren, seitdem man die Zwiljinge in ein Kinderheim gebracht hatte, nichts mehr von ihnen. Nach vier Tagen ging die Türe auf, und es kamen zwei kleine Mädchen herein. Der Junge stutzte, rieb sich die Augen, zögerte, stürzte auf sie zu: «Wer seid ihr?» Er brauchte nicht weiter zu fragen. Da waren sie ja, aus dem Chaos im gleichen Augenblick an den gleichen Strand gespült.

Da war Henri, ein schmaler, blonder, blauäugiger Jude, der 1927 in Berlin zur Welt gekommen war; die Eltern waren 1938 mit ihren beiden Söhnen nach Brüssel ausgewandert. Der Frühling 1940 schwemmte die Familie mit den übrigen Millionen Menschen nach Südfrankreich. Dort begann das richtige Wanderleben, von einer Stadt in die andere, von einem Städtchen ins nächste, von einem Camp ins zweite und dritte. So verbrachten Henri und sein vierzehnjähriger Bruder mit den Eltern und der siebzigjährigen Grossmutter neun Monate im Camp von Rivesaltes. Man muss es gesehen haben: die trostlose Sandwüste im zerrenden Wind, unter der glühenden Sonne, mit den fensterlosen Holzbaracken. Und darin die eng aneinander gelegten Matratzen, über denen an den Haken die Reste einer einstmaligen guten Garderobe baumelten und am Fussende aus Koffern und zerrissenen Schachteln Beweise einer vormals geordneten Existenz hervorquollen. In einer solchen Baracke für 50 bis 80 Frauen hat sich Henri rasch ins Bett seiner Mutter gelegt, ein Tuch um den Kopf gebunden, sich bis zum Hals unter die noch vorhandene grosse Decke verkrochen. Der Soldat, der die zur Deportation bestimmten Männer und Jünglinge suchen soll, geht durch den engen, freigelassenen Gang; sein Blick streift flüchtig die junge Frau im Bett, er geht wei-

ter. Das war die erste Rettung. Bei der zweiten hiess es vier Stunden lang im Kochkessel der Lagerküche liegen und den Deckel festhalten, damit ja kein Zufall zur Entdeckung führte. Die dritte, die endgültige Rettung, war dann der Weg an und über die Grenze, den Bruder an der Hand. Aber die Eltern blieben zurück, sie lebten anfangs 1943 noch immer in Frankreich, noch immer im Lager, noch immer in grösster Gefahr. Sie schwanden dahin, Hunger Ödeme verwüsteten sie; aber die Grossmutter konnte nicht sterben. Im Stiche lassen konnte man sie auch nicht. Mit dünner Stimme hat der Junge erzählt; und dann: «Können Sie meinen Eltern keine Päckchen schicken?» Das war sein sehnlichster Wunsch. Ausserdem möchte er Schneider werden. Seine Vorbildung: Fünf Jahre Primarschule in Berlin, fünf Monate Gewerbeschule in Brüssel, wenige Wochen bei einem Schneider in Toulouse.

Unter den Ankömmlingen hat sich auch manch früheres Emigrantenkind befunden, und manch ein Wiener Junge, den wir 1938 nicht aufnehmen konnten, ist nun auf grossem Umweg doch bei uns gelandet. Oft haben sich die abenteuerlichsten Wanderkurven ergeben. Da war z.B. ein Fünfzehnjähriger; er brach von Gross-Deutschland nach Holland auf, von dort ging's nach Italien, von Italien nach Frankreich; die grosse Flüchtlingswelle hat ihn dann zu uns getragen.

Im Asconeser Kinderheim wurde im Jahr 1942 einmal als Stundenaufsatz ein Lebenslauf verlangt. Die folgenden vier Berichte haben wir ausgewählt, um zu zeigen, was die Kinder einige Monate nach der Flucht berichteten und dass der Vierzehnjährige, der Zwölfjährige und die Elfjährige – wohl aus unbewusstem Selbstschutz – sich von dem Erlebten soweit distanzieren, dass sie sogar in der dritten Person schreiben. Nur der achtjährige Emanuel hatte die Unbefangenheit, in der Ichform zu erzählen:

Paul: «7.9.29 in Antwerpen geboren. Als die Besatzungsbehörde die Judenverfolgungen begann, retteten sich Vater und Sohn nach dem unbesetzten Frankreich. Dort wurden sie in ein Konzentrationslager gesteckt. Einige Wochen später daraus befreit, wurde

ihnen ein Zwangsaufenthalt auferlegt, und sie wurden streng überwacht. Trotzdem verbrachten sie dort einen friedlichen Monat. Dann wurden sie eines Morgens aus dem Bett geholt und nach dem Lager Casseneuil gebracht, von wo aus sie zur Deportation kommen sollten. Den Vater traf dieses Los nach acht Tagen; der Junge konnte sich verstecken. Nach drei Monaten des Elends und unsäglicher Leiden entschloss er sich, in die Schweiz zu fliehen, was ihm auch gelang. Dort fand er Mutter und Schwester wieder.»

Noel: «In Ougré in Belgien am 14.6.31 geboren. Die Familie lebte glücklich in guten Verhältnissen. Der Vater betrieb ein Konfektionsgeschäft. Als die Deutschen Belgien den Krieg erklärt hatten, floh die Familie über die französische Grenze. Als sie vernahmen, dass ihr Haus nicht zerstört worden sei, kehrten sie zurück. Aber nach einiger Zeit schlossen die Deutschen das Geschäft. Da gab es nicht viel zu essen, denn der Vater konnte kein Geld mehr verdienen. Dann sollte der Vater deportiert werden, und so verliess die Familie gemeinsam die Heimat und gelangte glücklich in die Schweiz.»

Jacqueline: «Am 3.9.32 in Paris geboren. Die Familie zog bereits nach wenigen Monaten nach Belgien. Dort lebte sie ruhig und glücklich, bis der Krieg am 10.5.40 ausbrach. Den Freitag, Samstag und Sonntag konnte die Familie den Keller nicht verlassen wegen ununterbrochenen Bombardements. Dann schickte sie sich zur Flucht an. Nach fünftägiger Reise erreichte man Frankreich. Erst ging es nach Toulouse, dann nach Brugières in der Haute-Garonne. Dort blieb man zwei Jahre. Von dort wurde die Familie in das Departement Ariège geschickt, wo man ein halbes Jahr Ruhe fand. Da setzten die Deportationen ein. Vor diesen floh man nach Lyon, dann nach St-Julien. Eines Abends machte man sich auf den Weg, und um fünf Uhr früh brachten Passeure sie auf Schweizer Boden.»

Emanuel: «Ich heisse Emanuel, bin in Bordeaux am 8.2.36 geboren. Mein Vater ist nach La Musquette gegangen und meine Mutter und ich nach Polen, um meine Brüder und unsere übrige Familie zu besuchen. Dort bin ich mit Mutter ein Jahr geblieben, dann sind wir

wieder nach La Musquette zurück. Dort sind wir drei Jahre geblieben. Mein Vater ist mit mir zusammen nach der Schweiz gegangen. Man musste zu Fuss über die Grenze gehen. Man musste über einen Zaun und über ein wenig Wasser. Dann ist man durch ein Haus gegangen, und man hat die Papiere gezeigt. Die Gendarmen haben mir zu essen gegeben, und am nächsten Schweizer Bahnhof sind wir eingestiegen und nach Genf gefahren. Dort hat man mich ins Lager Charmilles gebracht, wo ich einen Tag blieb, dann kamen wir nach Val Fleuri. Dort hat man meinen Namen von einer Liste abgelesen und ich bin ins Kinderheim Ascona gekommen, wo ich sehr glücklich bin.»

Das ist alles so leicht aufgezählt und hingeschrieben. Was aber das ständige Eingewöhnen, wieder Aufbrechen, sich Neuniederlassen an Kräften verbraucht, was an Qual und an Verzweiflung der Erwachsenen, an Spannung der Kinder zwischen den einzelnen Stationen steckt, das ahnt man nur.

Da gab es auch Schicksale, die sich als so verzweifelt entpuppten, dass keine Teilnahme und kein Zureden mehr helfen wollte. Das Schlimmste war wohl, wenn eine Mutter sich retten konnte und jede Spur ihres zurückgelassenen Kindes verloren hatte. Alles schien vergebens, nirgends ein Anhaltspunkt; man wusste nicht, wo mit Nachforschungen beginnen, schickte Alarmrufe nach allen Seiten; schliesslich aber kam ein Brief wie dieser:

«Arisdorf, den 4. November 1943. Mit unendlicher Freude habe ich heute früh die Nachricht erhalten, dass mein Sohn vor knapp zwei Wochen nach Genf gekommen ist. Durch Telegramm des Lagerkommandanten wurde ich heute Abend verständigt, dass über das Lager Quarantäne verhängt sei und ich demgemäss meine Absicht, den Kleinen zu besuchen, nicht realisieren könne. Ich bin aber über die Rettung meines Jungen so glücklich, dass ich gerne noch ein wenig warte, bis ich ihn wiedersehen kann.

Jetzt habe ich nur noch eine grosse Sorge, von der mich erst das Wiedersehen mit dem Kinde wird befreien können. In welchem Masse der Junge in Frankreich geistigen oder seelischen Schaden erlitten hat? Das Kind hat mit seinen Grosseltern einen vergeblichen Fluchtversuch in die Schweiz unternommen, wurde unterwegs von

den französischen Gendarmen verhaftet, nach Gurs und von dort nach Rivesaltes gebracht. Ein achtjähriges Kind, das die letzten zwei Jahre nichts anderes als Flucht von einem Land in das andere, als Verschleppung von einem Lager in das andere erlebt hat, könnte nur durch ein Gottes wunder gesund und heil davongekommen sein.»

Das waren die seltenen Glücksfälle; viel öfters hatten die Eltern zwar noch Hoffnung, mussten diese aber allmählich aufgeben. Da suchte man nach einem Bübchen von zwei Jahren, dessen Schwesterchen in einer Zürcher Familie bereits geborgen war. Die Eltern schrieben der Pflegemutter, Maurice habe Frankreich verlassen, um zu seiner Rosette zu kommen. Da es nicht ratsam war, die Zusammenhänge klar darzustellen, hatte die Pflegemutter der Kleinen weder die Adresse des Kindes noch die seiner Eltern. Alles blieb dunkel, das Kind kam niemals an.

Wer jedoch den Mut auf brachte, das einzige Menschliche und Natürliche offen und nachdrücklich zu tun, der musste gelegentlich erleben, dass dies vom Übel war. So setzte ein Vater alle Hebel in Bewegung, um sein sechsjähriges Söhnchen zu sich in die Schweiz zu bekommen, besonders nachdem er erfahren hatte, dass seine Frau bereits verhaftet worden war. Der Service d'assistance à l'enfance de la Seine hatte den Jungen unter seinen Schutz genommen. Die Bemühungen des Vaters, für das Kind ein Ausreisevisum aus Frankreich zu erhalten, seine immer neuen Reklamationen bei der Assistance publique, sie solle das Gesuch doch endlich bei der Préfecture einreichen, machten die deutschen Behörden auf den Fall aufmerksam. Sie verlangten als Folge davon die Übergabe des Kindes, das im Juli 1944 mit einem Kindertransport Paris auf immer verlassen musste.

Solche und andere Erfahrungen waren auch für das SHEK eine Warnung. Man konnte nur unter der Hand und nur mit Hilfe sachkundiger Organisationen Auskünfte einholen und Nachrichten weitergeben. Es war ein Glückstag, wenn wir bangenden Eltern, Müttern oder Vätern, durch Mitwirkung der SAK oder der OSE oder der AAE¹, die alle drei auch in Frankreich Mitarbeiter hatten, neueste Nachrichten geben oder sogar Photos beschaffen konnten. Alle

¹ Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

Nachforschungen bei uns oder im Auslande waren jedoch durch Folgendes erschwert: Einmal war die Schreibweise mancher Namen ganz unterschiedlich. Dann gab es Kinder, die sich unter dem Namen der Mutter bei uns eingetragen hatten, aber unter dem des Vaters gesucht wurden. Ferner gab es Familien, die zum täglichen Gebrauch jüdische Namen hatten, offiziell aber ganz anders hiessen, und schliesslich gab es Kinder, die überhaupt nicht wussten, wie sie hiessen oder die Vornamen von Vater und Mutter nicht kannten. Erst nach langen, oft jahrelangen Bemühungen gelang es, manche Kinder zu identifizieren. Wieviele Fragebogen von Kleinkindern enthielten mehr Fragezeichen als richtige Angaben, von falschen Behauptungen ganz zu schweigen!

Da war z.B. Monique; sie kam, vier Jahre alt, mit einem Zettel um den Hals, völlig verlassen, über die Grenze; hässlich, schielend, unterernährt. Über ihre Herkunft war zusätzlich nur aus ihr herauszubringen, dass die Mutter Mireille heisse und der grosse Bruder weit fort sei. Wo sie geboren war, wusste sie nicht, aber sie kannte ein hebräisches Gebet. Monique muss unendlich Schweres durchgemacht haben, denn nachts fuhr sie voller Schrecken auf, schrie und weinte bitterlich. Allmählich wurde sie ruhiger und konnte nach acht Monaten Kinderauffanglager in eine Familie nach Winterthur gegeben werden. Dort machte sie weitere Fortschritte und erholte sich zusehends. Im September 1944 wurde das Kind wieder befragt und ein neuer Bogen ausgefüllt. Dabei kam der Vorname des Vaters zum Vorschein. Monique erzählte ferner, er sei von einer Besorgung nicht zurückgekommen. Dann, nachdem der Vater verschwunden, habe die Mutter sie aufs Land gebracht und sei auch verreist. Der Bruder heisse Jacques. Der Grossvater sei Schuhmacher gewesen und wohnte bei P. Es dauerte weitere fünf Monate, bis endlich die OSE durch Nachforschungen über das Waisenhaus Klarheit schaffen konnte. Monique war am 18. Dezember 1936 geboren, war Französin, die Eltern waren Rumänen, Mutter deportiert, Vater Kriegsgefangener. Die Adresse eines Onkels in Paris wurde bekannt; er war es, der nun alle Angaben machte. Drei Wochen darauf schrieb er selbst. Er ist der Bruder des Vaters; «nach zwei Jahren der Misshandlung ist es

mir gelungen, aus den Lagern zu entkommen.» Mit Hilfe der OSE hatte er die kleine Nichte entdeckt. Offenbar hat er eine frühere Freundin der Familie auf Monique aufmerksam gemacht. Obwohl diese selbst vier Kinder hatte und der Mann gerade das Nötige verdiente, wollte sie Monique zu sich nehmen. Das Kind kam daher Ende Mai 1945 mit einem Rotkreuztransport nach Paris zurück. Am 1. Juni schrieb der Onkel an die Pflegeeltern: «Gestern kam Monique mit hundert anderen Kindern in Paris an. Hoffentlich wird nun auch mein Bruder bald in Paris sein...» Der Bruder kam nicht; aber als der Onkel den Brief gerade unterschrieben hatte, tat sich die Tür auf und: «ich bekomme den völlig unerwarteten Besuch meiner Schwägerin, der Mutter Moniques.» – So schrieb diese selbst darunter: «...Sie können sich meine Freude vorstellen, als ich ohne zu wissen, was aus meiner Tochter geworden ist, aus Dachau entkommen, dank Ihnen, diese hier so wohl vorfinde.»

Diese für die Arbeit des SHEK so charakteristische Geschichte hatte ein trauriges Nachspiel: Sechs Wochen später meldete die AAE, dass Monique sehr still sei und nicht essen wolle, dass Mutter F. ihre Wohnung zwar unbeschädigt wiedergefunden habe, aber zur Zeit noch andere Leute darin lebten. – Sie sei sehr erschöpft aus dem K.Z. zurückgekommen, und die freundliche Schustersfrau werde das Kind behalten, bis Frau F. sich erholt und ihr Leben neu organisiert habe. Frau F. hat sich jedoch nicht mehr erholen können; bald darauf hat der Tod sie erlöst, und die kleine Monique ist nun doch ein Waisenkind geblieben.

Den Ruf als zäher Detektiv hat das SHEK vielleicht verdient, aber seine Möglichkeiten wurden vielfach überschätzt. Unter den seltsamen Gesuchen, die es bekam, war wohl das seltsamste ein Brief, in dem es dringend gebeten wurde, Kinder, die sich in einem deutschen Lager in der Nähe von Hannover befanden, in die Schweiz zu nehmen.

Andere Pflegeeltern

Schon bei den Emigrantenkindern haben wir ihr Lob gesungen. Damals freilich wussten sie lange vorher, wann das Kind ankam und wann es auch wieder abreiste. Blieb es länger als sechs bis zwölf Wochen, so war das der freie Wille seiner Gastgeber. Gab man es zurück, so warteten die Eltern und übernahmen von Neuem die Erziehung. Jetzt sah das Problem weit schwieriger aus. Da war nicht mehr von einem Aufenthalt von Wochen die Rede; sondern man musste sich gleich auf mindestens sechs Monate verpflichten. Übernahm man ein alleinstehendes Kind, so hiess dies das Aufsichnehmen einer schwer lastenden Verantwortung. Meldete man sich für ein Kind, dessen Eltern auch in die Schweiz geflüchtet waren, so bedeutete das eine Teilung der erzieherischen Aufgabe, und zwar mit Menschen, die man nicht kannte, für die man sich nur in zweiter Linie interessierte, die aber unbestreitbar natürliche Rechte hatten. Schon das Emigrantenkind hatte allerlei Sorgen ins Haus gebracht; die Nächte waren anfangs so unruhig gewesen, das Kind oft so unberechenbar. Was würde nun ein Flüchtlingskind erst bedeuten an Unordnung und Mehrarbeit? All diese Bedenken haben die gütigen Pflegeeltern, vor allem die Pflegemütter, zwar gehabt, sich dadurch aber nicht behindern lassen. Viel konnte man ja sowieso nicht tun, um seiner Empörung über die Verfolgungen Luft zu machen und seine ehrliche Teilnahme zu zeigen; da wollte man wenigstens dieser furchtbaren Not steuern und den Ärmsten dieser Armen, den Kindern, helfen. Und so haben sich Menschen aus allen Schichten der Bevölkerung, Angehörige aller Konfessionen, Reiche und Arme, um ein Flüchtlingskind beworben. Die einen wollten ihren Glaubensgenossen beistehen; die anderen taten es um Christi willen, und wieder andere handelten aus reiner Nächstenliebe. Wer mithelfen wollte, jedoch kein Kind bei sich aufnehmen konnte, der zahlte dafür in einem Kinderheim oder auf einem Kostplatz; wer das nicht vermochte, der stellte sich mit seiner Arbeitskraft den Büros zur Verfügung oder nähte und strickte zu Hause.

In jenen Augusttagen des Jahres 1942 hat eine grosse Bewegung im Schweizer Volk begonnen, die erst abebbte, als der Krieg schliess-

lich die Schuldigen in die Knie zwang. So ist in den drei Jahren von 1942 bis 1945 manches ertragen und geleistet worden um der Flüchtlinge, um der Flüchtlingskinder willen. Nicht immer kam es so gut heraus, wie es beabsichtigt war; nicht immer machten die Kinder das Opfer leicht; aber viele Schweizer und Schweizerinnen hielten durch bis zuletzt.

Die ersten Hilfsangebote erhielt das SHEK über das Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement. Dorthin hatten sich die einfachen Leute aus den kleinen Städten und Dörfern gewandt. Es waren z.B. fünfzehn Anmeldungen aus dem Kanton Basel darunter, von denen sich nur zwei als ungeeignet erwiesen. Die Hilfsbereiten schrieben u.a.:

«Birsfelden, den 25.10.1942. Bin nur Fabrikarbeiter, aber trotzdem soll das Kind bei uns gut untergebracht sein. Hatten schon mehrere Mal Kinder durch die Pro Juventute. Wir sind beide gesund, enthalten uns vom Alkohol und Tabak und sind uns bewusst, dass heute mehr denn je etwas Nächstenliebe am Platze ist. Die Nationalität tut nichts zur Sache, spreche mehrere Sprachen, darf auch ein Judenkind sein; vor uns sind alle leidenden Menschen gleich viel wert.»

Oder: «Wir sind nicht reich, einfache Bauersleute, haben sechs Kinder, aber wo die satt werden, gibt es auch für ein siebentes genug...»

Oder: «Ich bin gewillt, den Knaben auf einige Zeit aufzunehmen. Es ist mir eine Freude und ein Stolz, wenn ich dem armen Kinde das Mütterchen ersetzen darf. Wenn es nicht zu spät ist, würde ich das Kindlein schon auf den Sonntag holen, zum Muttertag...»

Oder: «Da ich über Weihnachten ein schlechtes Gewissen hätte, wenn ich nicht einen Flüchtling in unser Haus aufnehmen würde, möchte ich die Mutter mit dem zweijährigen Söhnchen haben.»

Das Bernische Hilfswerk stellte – wie übrigens auch alle anderen Sektionen – seine überschüssigen Angebote den Grenzsektionen Genf und Waadt zur Verfügung. Es waren Plätze bei Kaufleuten, Pfarrherren, Landwirten darunter; es hatten sich ein Kaminfeger, ein Malermeister, ein Eisenwerker, ein Postchauffeur, ein Käser, ein Möbelfabrikant, eine Damenschneiderin, eine Lehrerin sowie eine

Gärtnerei und ein Restaurant um ein Kind beworben. Bei manchen wurde von den Kindern allerdings leichte Arbeit erwartet; denn es war die Zeit des Mehranbaus, in der die Frauen und die Halbwüchsigen die Arbeit der Wehrmänner zusätzlich leisten mussten.

Manche hatten Glück mit ihren «Gästen»; es erwachsen ihnen daraus richtige Mitarbeiter; andere hatten Pech. So z.B. ein Landwirt, der einen Sechzehnjährigen anlernen und auf seine künftige Arbeit vorbereiten sollte. Im April 1943 kam er an; vier Wochen später hackte sich der Jüngling beim Holzmachen den linken Daumen fast ganz ab. Kaum wieder arbeitsfähig, stürzte er Mitte Juni in der Scheune von der Leiter und zog sich dabei eine Quetschung und eine andere Verletzung zu. Davon genesen, bekam er die Gelbsucht. Er war das einzige Kind von Eltern, die sich auch in die Schweiz hatten retten können. Sie baten um seine Umplazierung, und der Bauer war nur zu gerne dazu bereit. Zu den glücklichen Pflegeeltern gehörte das Ehepaar D.: Ihr Aron war in Serajewo geboren, und zwar an einem 1. Oktober; das stand fest. Ob es aber der 1. Oktober des Jahres 1936 oder der des Jahres 1937 gewesen, war bereits zweifelhaft. Die Mutter hatte ihn offenbar mit der grösseren Schwester einer Kindergruppe zugesellt, die sich vor den Verfolgungen nach Italien retten sollte. Dort aber – war es in Mailand? in Venedig? in Genua? – hatte er den Rock der Schwester losgelassen, und nun war sie weg und er kam allein, nur in Gesellschaft eines «Leone», an seinem siebten oder achten Geburtstag ins Erholungsheim von Bellinzona. Dort überstand er eine schwere Pleuritis und blieb dann, unter Tuberkuloseverdacht, bis ihn ein kinderloses Ehepaar zu sich nahm und nun mit aller Geduld und aller Liebe seine körperliche und geistige Gesundheit wieder herstellte. Freundlich lächelnd liess er sich ausfragen, spielte mit Daten, mit Städtenamen, mit Ländern wie mit bunten Bällen und lehnte dabei am Knie seines «Muetti», ein Geborgener.

Ein anderes, wohlhabendes, kinderloses Ehepaar hat sich seit Dezember 1943 in der ergreifendsten Weise um drei Geschwister bemüht, die Ende September des gleichen Jahres eingereist waren. Zuerst nahm es das vierzehnjährige Mädchen zu sich; die beiden Buben kamen ins Bubenheim. Zu Pfingsten durften sie die Schwester besu-

chen. In dem gepflegten Hause, das so sehr an die eigene Vergangenheit erinnerte, steigerte sich der Wunsch des Älteren, in einer Familie zu leben und wieder ein Einzelner zu sein. Die Pflegeeltern der kleinen R. versuchten daher, beide Buben zu sich, d.h. wenigstens in die gleiche Stadt zu nehmen, wozu schliesslich der Heimleiter seine Einwilligung gab. Zugleich warnte er; der Jüngste sei «sehr schwierig, ein Bettnässer mit psychopathischen Zügen». Vielleicht stammten diese von der Mutter, die, hochbegabt und hochgebildet, nach der Deportation des Vaters in Frankreich geblieben, den neuen Verhältnissen in keiner Weise gewachsen war und ihre Mutterpflichten, auch nach der Befreiung, nur brieflich oder bei kurzen Besuchen zu übernehmen vermochte. Im November 1945 wurde es leer im Hause der Pflegeeltern, denn sie hatten die Pflgetochter zur weiteren Ausbildung in eine Frauenschule geschickt. Da nahmen sie den so gefährdeten Jüngsten zu sich ins Haus. Damit begannen grosse Schwierigkeiten; der Nervenarzt bezeichnete ihn als einen asozialen Psychopathen. Ein Onkel in Amerika tauchte wieder auf; aber die drei Kinder lehnten eine Auswanderung nach Übersee ab. Die jüdischen Kreise mischten sich ein; schliesslich liess man die christlichen Pflegeeltern doch gewähren. Sie «tun Wunder an den Kindern», hiess es im Bericht. Da kam im Sommer 1947 die Mutter; sie wollte nun auch in der Schweiz bei ihren Kindern leben, oder sie wenigstens zweimal im Jahre sehen. Aber es zeigte sich, dass sie jeden Gefühlsanspruch verwirkt hatte. Alle drei waren ihr erwachsen; nichts band sie mehr an die Frau, die ihnen das Leben gegeben, alles an die Menschen, die ihnen seit vier Jahren Halt und Stütze geworden, ihnen geholfen hatten, etwas Rechtes zu lernen. Die Pflegeeltern erklärten schliesslich ihre Bereitschaft, sich der drei Geschwister auch weiterhin anzunehmen. Die Mutter versuchte vergeblich, ihre Kinder zurückzugewinnen. Sie erklärten, nicht mit ihr leben zu können; denn es fehle ihnen sowohl Zuneigung als auch Respekt. Ende April 1949 reisten schliesslich die beiden Brüder nach Israel; der jüngere wird dort in einer der besten Gemeinschaftsschulen erzogen, während der ältere nach manchen Abenteuern vorübergehend in die Schweiz zurückkam, um sein viertes Jahr am Technikum zu absolvieren.

Diese «idealen Pflegeeltern» haben ein grosses Beispiel gegeben;

denn sie setzten sich zuerst ganz ein und haben dann wie echte Eltern ihren Kindern den Weg nicht verstellt, wenn auch die Trennung weh tat.

Es wäre das Natürlichste gewesen, die jüdischen Flüchtlingskinder ausschliesslich in jüdischen Familien unterzubringen. Dazu waren es aber viel zu viele. Es gibt zwar rund 3'000 jüdische Haushaltungen in der Schweiz, viele davon sind jedoch unbemittelt oder hatten keinen Platz für Dauergäste. Ausserdem war damals fast jede Familie durch eigene Verwandte schwer belastet. Je länger der Krieg und die Judenverfolgungen aber dauerten, umso mehr drängten, vor allem die strenggläubigen Kreise, auf die Unterbringung der Kinder in jüdischer Umgebung. Sie wollten eine weitere Lockerung oder eine Abwendung vom Judentum unbedingt verhindern. Diese Gefahr war gegeben; denn es war wohl nie schwerer gewesen, ein Judenkind zu sein, als in jenen Jahren. Da lag es nahe, dass bei den so furchtbar Geprüften, denen ihr natürliches Milieu unter so grauenhaften Umständen zerstört worden war, die Sehnsucht nach Ruhe und Geborgenheit alles andere überwog. Viele fanden das Gesuchte in Palästina im Schoss ihres neu erstehenden Volkes; andere haben sich nach Kriegsende entweder mit ihren Eltern wiedervereinigen können oder sie wurden von nahen Verwandten liebevoll aufgenommen.

Doch die Frage der jüdischen Kinder unter christlichem Einfluss kam – trotz aller Anerkennung und aller Dankbarkeit für die Leistungen und die so grossartige Hilfsbereitschaft der Schweizer Bevölkerung – ab 1944 nicht mehr zur Ruhe. Wir gehen darauf besonders ein, weil sich ein Gleiches auch in anderen Ländern Europas abgespielt hat. In Holland vor allem scheint die Rückgabe der in christlichen Familien tief verwurzelten jüdischen Kinder viel Tränen und viel Herzeleid, ja auch eine gewisse Verstimmung hervorgerufen zu haben.

*Religiöse Betreuung der Kinder*¹

Bei den Mitarbeitern des SHEK, die – wie schon des öftern erwähnt – allen Schattierungen christlichen oder jüdischen Glaubens angehörten, spielten konfessionelle Unterschiede keine Rolle. Jedes Kind wurde in der Tradition seiner Eltern erzogen; waren diese nicht mehr vorhanden, so fühlten wir uns als deren Treuhänder und versuchten, ihre Anschauungen, soweit sie uns bekannt wurden, getreulich zu verwirklichen. Dies war und blieb oberstes Prinzip.

Folgender Briefauszug möge beweisen, wieviel Verständnis christliche Mitarbeiter dabei entwickelten und mit welcher Wärme sich z.B. die Heimkommission von Winterthur im Juni 1944 beim Schulratspräsidenten von Wattwil für ihre am Sabbath nicht schreibenden Schützlinge einsetzte:

«Das Heim in Ullisbach dient der Aufnahme orthodox erzogener Kinder; es wird vegetarisch geführt, denn die Knaben sollen nach Möglichkeit die konfessionellen Vorschriften ihrer Religion befolgen können.

Das SHEK sowie das SRK, Kh haben solche Heime in der Überzeugung errichtet, dass es Pflicht sei, den Flüchtlingen, die, heimatlos, oft unaussprechliche Leiden und Verluste an teuersten Menschenleben erduldet haben, ihren letzten innersten Besitz, den Glauben ihrer Väter unberührt zu lassen. Ein Leitgedanke war, in Glaubenssachen auf diese Schützlinge keinen Zwang auszuüben. Die Knaben übernahmen diesen Glauben als Erbe; in dessen Bewahrung üben sie zugleich eine treue Pflicht gegenüber ihren Eltern aus, von denen viele nicht nur keine Nachricht mehr haben, sondern nicht wissen, ob sie noch leben und wo sie sich befinden. Nur in einzelnen Fällen halten sie sich auch in Schweizer Lagern auf. Bedenken wir, welche seelische Belastungen die Kinder – tagtäglich und in eine völlig unbestimmte Zukunft hinein – zu ertragen haben, so erscheint es uns keine erzieherisch günstige Massnahme, ihnen die Befolgung jener Vorschriften zu verbieten oder zu verunmöglichen, die sie selber als eine starke und strenge Verpflichtung empfinden.

Wenn die Jungens von sich aus an den ererbten Lebensgewohn-

¹ In Zukunft: RBK.

heiten festhalten, so ist die Heimkommission der Meinung, man sollte, sofern sie nicht untragbare Störungen oder andere Inkonvenienzen mit sich bringen, die auf eigenem Entschluss und Willen beruhende Haltung dieser Kinder respektieren.

Unsere Beobachtungen gehen ohnedies dahin, dass alle diese Flüchtlingskinder schon viel zu früh den Zusammenbruch jeglichen Gesetzes und die Unsicherheit menschlicher Versprechen kennenlernen mussten. Allzu früh lehrte sie die Not, in die sie hineingestellt wurden, die Kunst der Ausgleichung und Verstellung. Wenn ihnen nun wenigstens das Festhalten an der treuen Befolgung ihrer traditionellen Glaubensregeln gestattet wird, so möchte sich dies vielleicht als eine moralische Stärkung dieser jungen Menschen auswirken.»

So lebten die religiösen Kinder entweder in entsprechenden Familien oder in vorhandenen bzw. in neugeschaffenen, orthodox geführten Heimen. Dies war so eindeutig, dass sich darüber niemals eine Diskussion entspann. Nun gab es aber auch Schützlinge, deren Eltern nachweisbar keine besonderen religiösen Formen eingehalten, die ihre Kinder weder in der Synagoge noch in einer Kirche beheimatet hatten, denen moderne humanitäre oder soziale Fragen wichtiger schienen als die alten Gesetze und der Glaube ihrer Väter. Viele hatten zwar ihre Kinder an den hohen Feiertagen noch mit in die Synagoge genommen, aber die Feste wurden entweder gar nicht oder in einer Mischform begangen. Diese Kinder sowie die ansehnliche Zahl der Halbjuden und der erst von Hitler geprägten Viertelsjuden, der Konfessionslosen, der Getauften hatte erst der Nationalsozialismus dem Judentum wiedergebracht. Von aussen dazu gezwungen, gingen sie den Weg zurück, knüpften die alten Bande neu und trugen, vielfach aufrechten Hauptes, den Davidstern, der sie ebenso unweigerlich in den Tod führen sollte wie jene durch ihre Glaubenstreue Gestärkten.

Was war natürlicher, als dass die dem Untergang Entronnenen sowie die in der Schweiz und in anderen Ländern Bewahrten, einerlei ob strenggläubig oder jüdisch-national, sich gegen Ende des Sturmes und gleich nachher ganz besonders für die Erhaltung der Reste des Judentums einsetzten, dass sie um jede Kinderseele bangten und jede Art von Gefährdung oder Abtrünnigwerden mit allen Mitteln zu verhindern suchten ! In ihrer Sorge wollte besonders die Orthodoxie alle

jüdischen Kinder zu Strenggläubigen stempeln und machte es den liberalen Kreisen nicht leicht, ihrem Druck zu widerstehen.

Je länger nun die Flüchtlingskinder in den christlichen Pflegefamilien verweilten, umso stärker waren sie deren Atmosphäre ausgesetzt. Ruhige Beobachter, einerlei welcher Konfession, sowie verantwortungsvolle Sozialarbeiter haben das nie geleugnet. Sie wussten aber auch, dass während der Verfolgungen nur die Wahl geblieben war, die Kinder entweder ihrem Schicksal, d.h. der Vernichtung, zu überlassen oder in den neutralen Ländern auch die Gastfreundschaft von Nichtjuden anzunehmen. Die religiösen Kräfte, die in jedem Kinde stecken, mögen sich dabei entweder dem hier vorgefundenen Frieden zugewandt haben, oder es mag in vereinzelt kindlichen Seelen eine Auseinandersetzung begonnen haben, die ein ermüdendes Hin und Her zur Folge hatte.

Wer sich je mit religiös-pädagogischen Fragen befasste, und nicht nur mit ihnen, sondern auch mit der tiefen Wirkung eines echten Milieus, der weiss, wie leicht man Kinder beeinflussen, daher auch unwissentlich und ungewollt bekehren kann. Von jeher haben Erwachsene den religiösen Weg der Kinder vorgezeichnet und ihn dann durch Beispiel und Ritus gefestigt. Daher gab und gibt bei fast allen Kindern und Jugendlichen die religiöse Haltung der Eltern oder Pflegeeltern oder die Begegnung mit einem wirklich Begnadeten den Ausschlag.

Wir haben oft erlebt, dass Flüchtlingskinder mit herrlicher Sicherheit den religiösen Weg ihrer verschwundenen Eltern weitergegangen sind und keinerlei Zweifel sie überkam, aber auch mitangesehen, dass äusserlich fromm erzogene Jugendliche innerlich leer geblieben waren und daher bereit für neue Inhalte oder für ein farbloses Nichts. Wir haben in ganz wenigen Fällen den Wunsch nach einem Glaubenswechsel genau verfolgt und die äusseren Umstände dafür zu erschweren versucht. Denn im Grunde haben wir gewusst, dass junge, alleinstehende Menschen selbst mit einer Taufe keine endgültigen Entscheidungen trafen, es sei denn, dass sie in ihrer neu gewonnenen religiösen Welt bleiben konnten.

So hat sich z.B. die Begleiterin eines kleinen Transportes während einer langen nächtlichen Reise von dem einzigen in der Schweiz

getauften, alleinstehenden Mädchen viele kindliche Banalitäten über Judentum und Christentum erzählen lassen. Die Neunzehnjährige fühlte sich als Berufene und war zutiefst von ihrer Wichtigkeit und ihrem Heilswege überzeugt. Am Bahnhof in Antwerpen wurde sie von ihrem Bruder, einem festen, gesunden Diamantenschleifer, abgeholt. Tags darauf sprach die Vertreterin des SHEK mit der einfachen, aber lebensklugen Mutter. «Was hätte ich tun sollen? Ich hab' es erlaubt. Sie wird es schon vergessen, wenn sie einen der Unseren zum Manne bekommt/⁴ Und sie hat es über der Verlobung mit einem Zionisten offensichtlich vergessen. Sie erklärte schliesslich, sie sei Atheistin geworden und wolle mit ihrem Manne nach Südamerika auswandern I

Da waren zwei wohlerzogene Brüder, Kinder eines angesehenen süddeutschen Arztes, der mit seiner Frau auch verschickt wurde. Die Buben gehörten zur 300-K-A. Der ältere, ein selten schöner, blauäugiger Junge, fiel bald durch seine Nervosität und Unentschlossenheit auf. Der Versuch, ihn durch Arbeit in der Natur als Gärtner zu heilen, misslang; es kamen Zeiten der Verwirrung über ihn, und er musste schliesslich als unheilbar in eine Irrenanstalt eingeliefert werden. Sein jüngerer Bruder wurde bei zwei Fräulein in einem christlich frommen Hause aufgezogen. W. lebte dort innerlich mehr oder weniger isoliert; in bohrender Sehnsucht nach den so gütigen, freidenkenden Eltern, mit der Sorge und Angst um den in geistige Umnachtung versinkenden Bruder, hat er sich dem stärksten Halt seiner Umgebung zugewendet und dies mit der Taufe besiegelt. Nach absolvierter Handelsschule, dem Aussehen und Gefühl nach durch und durch Schweizer, hoffte er auf Einbürgerung. Der kranke Bruder stand ihm dabei im Wege. Das SHEK konnte ihn zur Auswanderung nach USA bewegen und ihm rasch ein Affidavit beschaffen. Dort befreundete er sich mit seinen Bürgen, konnte sich eine gute Stellung aufbauen und verkehrt nunmehr in jüdisch-liberalen Kreisen. Er ist mit einer Jüdin verlobt und verdankt dennoch dem Christentum die Rettung aus einer lebensgefährlichen Entwicklungskrise.

Das SHEK betreute die erotisch übersteigerte Jacqueline, die katholisch werden wollte, weil sie sich im Sanatorium eine Liebe zu einem katholischen jungen Mann vorgaukelte, mit ihm Briefe und

Bilder austauschte und sich bereits als dessen Braut fühlte, ohne ihn je leibhaftig gesehen zu haben.

Es sorgte sich auch um einen besonders begabten Franzosen, der vierzehnjährig, krank in die Schweiz geflohen war. Die Eltern wurden im Abstand von einigen Monaten deportiert. Er musste lange im Spital liegen und kam dort unter den Einfluss frommer Krankenschwestern. Stark religiös veranlagt, mit unbeschreiblichem Heimweh nach seinen Eltern, besonders nach dem Vater, konnte man die Taufe des Jungen nur dadurch verhindern, dass man ihm den Glaubenswechsel verbot, bis er die Einwilligung der Seinen in Händen habe. Diese meldeten sich jedoch nie wieder; hingegen tauchte in New York ein Bruder des Vaters auf, wohl situiert, kinderlos. Er wollte den Neffen kommen lassen, ihn als seinen Sohn und Erben einsetzen. Er baute sich gerade ein Haus am Meer und bereitete bereits die Zimmer für «den Sohn» vor. Der Junge fühlte sich als Protestant und ging jeden Sonntag zur Kirche. Über diesen Tatbestand orientiert, lehnte der Onkel die Aufnahme «des Abtrünnigen» heftig ab. Dies trieb den Jungen in einen schweren Gewissenskonflikt, da er sein Seelenheil nicht materiellen Dingen zum Opfer bringen wollte. Nach längerem Hin und Her beschwichtigte die kluge Tante den Ehemann, und Jakob flog im August 1946 nach New York. An seine Vertraute, unsere Wanderärztin, berichtete er fünfzehn Monate später:

«Ich habe so lange nicht geschrieben, weil ich in einer schweren geistigen Krise steckte. Ich bin als Atheist herausgekommen... Ich habe erkannt, dass keine der Religionen auf wissenschaftlich festem Grund steht. Nur der Vater überträgt es dem Sohn. Ich sagte mir auch: ‚Wenn es einen Gott gibt, warum hat man dann sechs Millionen Juden ums Leben gebracht?‘⁴ Bei der Verwandlung bin ich ein leidenschaftlicher Zionist geworden, und ich habe die Absicht, nach Israel zu gehen. Ich bin auf einmal wie ein Mann in einer Wüste des Nichtwissens, der um jeden Preis an der Quelle des Wissens trinken will und muss... Ich glaube, Amerika ist herrlich, aber ich habe entdeckt, dass ein Jude nur in Palästina im Frieden ist und sein wird.»

Anfangs 1948 konnten wir den Jungen in New York wiedersehen. Er war besonders sympathisch, sprach kaum von seinen zionistischen Plänen, sondern ausschliesslich von seiner ständig wachsenden Seh-

sucht nach dem Vater. «Je länger er weg ist, umso tiefer bin ich mit ihm verbunden. Er war kein Kaufmann. Er liebte vor allem seine Geige und mich. Abends kam er heim, legte den Mantel ab und begann schon zu spielen... Ich träume viel von ihm.»

Ein Jahr später, im November 1949, schrieb er der Ärztin wieder: «Ich kann Ihnen gute Nachrichten geben. Ich werde mich anfangs Januar verheiraten. Wir werden Mitte Januar nach Palästina reisen; wir gehen auf ein Jahr mit unserer Gruppe in ein Genossenschaftsdorf, sozusagen als Lehrlinge; dann werden wir eine eigene Siedlung aufbauen. Ist das nicht etwas Herrliches und Positives in einer so neurotischen Welt?»

Mit diesen Beispielen, die sich leicht vermehren liessen, wollten wir unsere Behauptung über die religiöse Beeinflussbarkeit von Jugendlichen, über die Unverbindlichkeit ihrer jeweiligen Entschlüsse lediglich unterstreichen.

Die eben geschilderten Fälle wurden von besorgten Beobachtern als eine ständig wachsende Gefahr bezeichnet und die Wanderlehrer angespornt, mehr und Besseres zu leisten. Denn seit Januar 1943 war der Plan, eine religiöse Betreuung der jüdischen Kinder einzurichten, gefasst und ab September gleichen Jahres auch durchgeführt worden. Das SHEK verstand durchaus, dass alle Flüchtlingskinder, die entweder öffentliche Schulen besuchten oder in Kinderheimen in ihre Heimschulen gingen, auch einen Religionsunterricht erhalten mussten. Wer in den grösseren Städten lebte, brauchte nur wie die Schweizer Kinder im israelitischen Gemeindehaus angemeldet zu werden. Schwierig wurde es erst für Kinder, die in kleinen Orten in christlichen Familien lebten und deren religiösem Leben zusahen, wenn sie nicht daran teilnahmen. Um diese Einflüsse abzuschwächen und den Kindern ihr jüdisches Bewusstsein zu erhalten, wurden die eben erwähnten «Wanderlehrer» berufen. Überwiegend selbst Flüchtlinge, mussten sie umherziehen und mindestens einmal im Monat, bestenfalls alle zwei Wochen, grösseren und kleineren Gruppen von Flüchtlingskindern Religionsunterricht erteilen. Bei vielen mag es ein wohlthuendes Gemeinschaftsgefühl geweckt und einem geheimen Bedürfnis entsprochen haben; anderen war es eher lästig, weil es eine Fremdheit zwischen ihnen und der Pflegefamilie schuf oder verstärkte.

Auch bei christlichen Kindern ergaben sich ähnliche Probleme. Von den französischen Ferienkindern des SRK, Kh, die nur je drei Monate in der Schweiz hatten bleiben dürfen, kamen während der Besetzung Frankreichs verschiedene auch illegal in die Schweiz zurück und wurden von ihren früheren Pflegeeltern fast durchwegs freudig aufgenommen. Diesmal aber handelte es sich nicht um einen kurzen Aufenthalt, und so drängten die christlichen Konfessionen darauf, dass katholische Kinder in katholische Familien und evangelische zu evangelischen Leuten kamen. Diese Flurbereinigung führte im Kanton Waadt zu einer ausgedehnten Korrespondenz und zu gegenseitigen Ausfällen. Es entstanden ähnliche Konflikte, wenn jüdisch-liberale Kinder zu orthodoxen Verwandten kamen oder orthodoxe Kinder in liberale Haushaltungen. Auch das ging auf die Dauer nicht trotz inniger Freundschaft oder nächster Blutsverwandtschaft.

So spitzten sich die konfessionellen Forderungen langsam zu. Wo Eltern in der Schweiz lebten oder erreichbar waren, behielten diese die Entscheidung. Manche wussten von sich aus, was dem SHEK ganz selbstverständlich schien:

Da schrieb z.B. eine Mutter wegen ihres zehnjährigen Sohnes und des neunjährigen Töchterchens, die in christlichen Familien lebten und dort sehr glücklich waren: «Behaltet die Kinder; schickt sie nicht in den Religionsunterricht, sondern lasst sie nur wachsen, aber macht mir keine Christen aus ihnen... Alles andere werde ich nach ihrer Rückkehr schon wieder in Ordnung bringen.»

Es gab einen Vater, dessen Kind mit ihm im April 1943 in die Schweiz gekommen war und zu einer christlichen Familie kam. Diese wollte den Jungen in die Sonntagsschule schicken; der Wanderlehrer meldete das Kind als «religiös gefährdet», und so sollte es umplaziert werden. Der mittlerweile heimgereiste Vater antwortete im August auf eine diesbezügliche Anfrage: «Mein Sohn soll im September nach Frankreich zurückkommen, und selbst wenn er bekehrt worden sein sollte, wird es mir schnell gelingen, ihn zum Judentum zurückzuführen.»

Soweit die Befürsorgten. Für die offiziell Verantwortlichen, also für den Israelitischen Gemeindebund der Schweiz, für den VSIF, sowie für das SHEK blieb das Ganze ein schweres, im Grunde unlös-

bares Problem. Ob die Beteiligten zu den Orthodoxen gehörten oder ob sie zu «Nathan dem Weisen» hinneigten, sie konnten auf die Dauer nicht schweigen; sie mussten Stellung beziehen und schliesslich handeln, ebenso wie es die evangelische oder die katholische Kirche in ähnlicher Lage getan hat.

Das SHEK aber konnte nur seine Arbeit mit aller Sorgfalt und aller Liebe in gleicher Breite fortsetzen und versuchen, sowohl den jüdischen wie den christlichen Freunden die Treue zu halten. Es hatte den Kindern zuliebe alle ihm möglichen Zugeständnisse gemacht. Da diese nicht zu genügen schienen, da zudem die Zahl der Schützlinge ständig abnahm, beschloss es, die Fürsorgearbeit seiner Sektionen Ende 1947 einzustellen und die Zentralstelle ein Jahr später aufzulösen. Die noch in der Schweiz weilenden Emigranten- und Flüchtlingskinder sollten zu gegebener Stunde auf die konfessionell oder politisch zuständigen Hilfswerke für die erwachsenen Flüchtlinge verteilt werden. So kam es zum schnellen Ende einer wohl segensreichen Arbeit.

Es wäre jedoch ein grosser Fehler, den Schluss daraus zu ziehen, dass in gegensatzreichen und stürmischen Zeiten ein interkonfessionelles und interpolitisches Kinderhilfswerk eine Unmöglichkeit sei. Im Gegenteil, dieses Zusammengehen hat allen Teilen und allen Beteiligten nur genützt und nie geschadet. Wenn das SHEK aus seiner fünfzehnjährigen Erfahrung ein international brauchbares Schema ausarbeiten dürfte, so müsste es lauten: Vertreter aus allen Konfessionen und aus allen sozialen Schichten sowie aus allen politischen Parteien sollten sich mit viel Vorurteilslosigkeit und Anpassungsbereitschaft zusammenfinden und ihre Meinungen stets offen austauschen. Sie müssten sich für alle Schützlinge mit gleicher Kraft und gleicher Liebe einsetzen und jeder konfessionellen Gruppe ermöglichen, ihre Kinder bei den eigenen Leuten und in eigenen Heimen unterzubringen. Zu einer noch engeren Verbrüderung scheinen die Erwachsenen unserer Tage offenbar nicht fähig zu sein.

Schweizerisches Rotes Kreuz, Kinderhilfe

Obwohl wir eben eine Art Nekrolog auf das SHEK geschrieben haben, wollen wir raschest zum Höhepunkt seiner Tätigkeit, also zu den Jahren 1942-1945, zurückkehren. Unter den vielen Organisationen, mit denen unser Hilfswerk arbeitete, die ihm halfen, ihm gelegentlich einen Teil der Kinder abnahmen, ihm Kinder zuführten, ihm Auskünfte beschafften, ihm Geld spendeten und vieles andere mehr, nahm die Kinderhilfe des SRK die überragendste und wichtigste Stelle ein.

Gleich in ihrer Gründungsversammlung im Januar 1942 hatte sie die Emigrantenkinder als «kriegsgeschädigte Kinder» anerkannt; sechs Monate später kamen die ersten Flüchtlingskinder illegal ins Land. Sie wurden zwar unserer Fürsorge übergeben, aber das SRK, Kh, unser grosser Bruder, überwies uns jeweils die fehlenden Gelder, gab uns auch seine Legitimationskarten für die rationierten Lebensmittel, für Seife sowie anderes mehr.

Während die Zahl der schutzsuchenden Kinder rasch stieg und mit ihr unsere Geldforderungen, mussten die Kinderzüge des SRK, Kh, die bereits 26'000 kleine Gäste aus den europäischen Notgebieten in die Schweiz gebracht hatten, Ende 1942 auf hören. Kein Wunder, dass man der grossen Zahl von wartenden Mitarbeitern eine neue Aufgabe stellen wollte und daher Anfang 1944 beschloss, für die neu zu erwartenden illegalen Flüchtlingskinder den eigenen Apparat zur Verfügung zu stellen. Dies bedeutete für das SHEK eine Begrenzung auf rund 2'000 Flüchtlingskinder und 255 Emigrantenkinder. Nach reiflicher Überlegung sah unser Zentralvorstand ein, dass die Bereitschaft des Roten Kreuzes, sich für die Flüchtlingskinder offiziell einzusetzen, diesen nur nützen konnte. So hat das SHEK zugestimmt, mit aller Intensität eine gute Zusammenarbeit angestrebt und diese mit Hilfe einer «Zentralkommission für Flüchtlingskinder» auch erreicht. Unser Ziel, «dass zwischen einem SHEK-Kind und einem SRK, Kh-Kind kein Unterschied sein solle», liess sich infolge gemeinsamer Beschlüsse verwirklichen, und die Behörden haben sich mit der Doppelspurigkeit, die genau besehen, in der gleichen Spur lief, rasch abgefunden.

So schafften die beiden Organisationen einträchtig mit- und nebeneinander, schoben sich gegenseitig die nötigen Freiplätze zu und halfen sich, wo immer es anging. Sie veranlassten im Winter 1944 gemeinsam eine Heimleitertagung sowie ein Vierteljahr später einen «Einführungskurs» und daran anschliessend einen «Fortbildungskurs» für Mitarbeiter in Heimen für Flüchtlingskinder.

Alle drei Veranstaltungen hatten eine tiefgehende Wirkung, und es gelang, sowohl den bereits vorhandenen Kräften die Grösse ihrer Aufgabe neu vor Augen zu führen, als auch weitere für ein Mitschaffen von mindestens sechs Monaten zu verpflichten.

Ab Herbst 1944, nach der Befreiung von Paris, konnte das SRK, Kh seine Kindertransporte wieder aufnehmen. Von diesem Zeitpunkte wuchs seine eigenste Arbeit neuerdings mächtig an, und so glitten fast alle Flüchtlingskinder in unsere Hände zurück. Am 1. Juni 1945 trat dann eine neue Vereinbarung in Kraft, nach der das SHEK alle neu einreisenden Flüchtlingskinder sowie alle für sie geschaffenen Rotkreuz-Regieheime in seine Fürsorge übernahm, ohne dass seine Kasse dadurch belastet wurde. Eine Weiterführung der Zentralkommission erübrigte sich. So löste sich diese in beidseitigem Einverständnis und in aller Freundschaft wieder auf. Einer der letzten Beschlüsse bestimmte, dass das SRK, Kh in Zukunft alle in grossen Gruppen Einreisenden, wie die Jugendlichen aus dem deutschen Konzentrationslager Buchenwald, übernehmen sollte, das SHEK hingegen für alle einzeln und illegal kommenden Kinder zuständig blieb. Ferner sollte sich dieses auch weiterhin mit der Rück- und Weiterwanderung aller in der Schweiz lebenden Flüchtlingskinder befassen und nach Massgabe des Möglichen deren berufliche Ausbildung fördern.

Schule und Berufsausbildung

Im Hinblick auf die Schule ist es den Emigranten- und Flüchtlingskindern nicht schlecht gegangen. Unseres Wissens wurden sie in fast allen Ländern Europas zu den öffentlichen Lehranstalten zugelassen und haben sich rasch an fremde Sprachen und fremde Arbeits-

methoden gewöhnt. Es brauchte freilich allerlei an Wissensdurst und an Ausdauer, um immer wieder neu anzufangen. Die Zahl der Kinder, die mit zwölf Jahren bereits sechs, ja neun verschiedene Schulen besucht hatten, war beachtlich hoch.

Da gab es – als drastisches Beispiel – einen Jungen, der folgende Odyssee durchzuleben hatte: Das erste Schuljahr verbrachte er noch in seiner Vaterstadt Berlin; es folgte ein halbes Jahr in Prag; dann kamen zwei Jahre in Wien, zwei in Brüssel. Im Mai 1940 aus Belgien durch Nordfrankreich geschleppt, lebte er zwei Jahre lang in einer südfranzösischen Kinderkolonie, später war er während acht Monaten teils in einem Schulheim, teils ohne Schulbesuch auf dem Lande versteckt. Welch ein Aufatmen, als er schliesslich in einem französischen Lyceum lernen durfte! Nach der Deportation der Eltern kam er 1944 in die Schweiz, wo er leider durch mehrfachen Wechsel auch nicht zur Ruhe kam. Mit 17 Jahren verliess er als «Kenner des europäischen Schulwesens» unseren Kontinent.

In der Schweiz haben sich die kantonalen Schulbehörden in der Regel positiv zu den Emigranten- und Flüchtlingskindern eingestellt; sie sind den mittellosen Eltern oder dem SHEK entgegengekommen und haben weitgehend auf das Schulgeld entweder ganz verzichtet oder es stark ermässigt. Erst nach Abschluss der Schule tauchten Schwierigkeiten auf. Denn die Frage einer systematischen Berufsausbildung fand von 1933 bis 1941 kein oder nur wenig Verständnis. Es war die Zeit, in der jede an Berufsausübung grenzende Tätigkeit als verboten galt. Machten die Sektionen still und bescheiden den Versuch, die schulentlassenen Buben und Mädchen irgendwo etwas lernen zu lassen, so konnte das bestenfalls in einer Schule oder durch private Unterweisung geschehen. Man betrachtete es damals als einen Erfolg, wenn drei Emigrantenmädchen unentgeltlich einen Weissnähkurs besuchen, eine Haushalts- oder sogar eine Schneiderinnenlehre antreten konnten, oder wenn im Kanton Bern von Fall zu Fall eine landwirtschaftliche «Ausbildung zwecks Weiterwanderung» bewilligt wurde. Man war stolz, als 1940 zwei und im Jahr darauf sogar vier Emigrantinnen des Kinderheims Wartheim ihre Haushaltprüfung ablegen durften. In Baselland liess die Basler Hilfe wöchentlich zwei- bis dreimal sechs Buben aus dem Heim je drei Stunden

lang bei zwei Schreibern Unterricht nehmen, während vier andere zu einem Schlosser geschickt wurden. Dafür zahlte man Fr. 1.80 pro Kopf und Stunde. Nur zwei Buben durften täglich arbeiten, der eine bei einem Schlosser, der andere bei einem Landwirt. Der Verzicht auf eine grundsätzliche Diskussion über die berufliche Zukunft seiner Schützlinge fiel dem SHEK nicht leicht; denn in seiner 300 K-A gab es 65 Kinder und Jugendliche zwischen 13 und 17 Jahren, davon 26 in einzelnen Familien, der Rest in den Heimen. Es bedauerte die Bedenken der Behörden umso mehr, als es wusste, dass man z.B. in England seit dem Sommer 1939 bereits Hunderte von Jugendlichen beruflich auszubilden begonnen hatte.

In der Gemeinschaft, also im Kollektiv, konnten die erwachsenen Emigranten und später die Flüchtlinge¹ auch bei uns rascher zu einer sinnvollen Tätigkeit kommen. Seitdem im Herbst 1938 von den Behörden die Lager geschaffen wurden, entstanden in diesem Rahmen die Anfänge von Beschäftigungsmöglichkeiten. So reparierte ein gelernter Schuhmacher die Schuhe der Lagerinsassen und liess sich dabei von zwei bis drei Kameraden, seinen Lehrlingen, helfen; ein gleiches geschah mit Schreibern, Schneidern, gelernten Coiffeuren, Installateuren usw. Ende 1938 erhielten auf diese Weise von den 850 Insassen der 12 Lager bereits etliche eine Art Berufsumschulung, und im Frühjahr 1939 waren fast alle übrigen Lagerinsassen täglich vier bis fünf Stunden in der Küche, mit Waschen und Putzen oder im Bürodienst beschäftigt.

Allmählich wurde die Organisation ORT herangezogen, die in drei, vier oder sechs Monate dauernden Kursen u.a. Schreibmaschinenmechanik, Schuhreparatur oder Schaufenster-Dekoration lehrte.

Begreiflicherweise konnten sich viele unserer Jugendlichen erst allmählich den plötzlich so veränderten Verhältnissen anpassen. Sie sahen noch immer zurück auf ihre Berufspläne von einst und begriffen nur schwer, dass ihre Lage weder eine Mittelschule noch ein Studium zulies und sie sich mit dem Gedanken an ein Handwerk oder an eine

¹ Emigranten sind nach Schweizer Definition jene, «die hauptsächlich vor dem Krieg, dann aber während der ersten Jahre nach Kriegsausbruch mit Erlaubnis der Eidgenössischen Fremdenpolizei in die Schweiz gekommen sind und denen die Kantone eine Toleranzbewilligung ausgestellt haben».

Arbeit in der Landwirtschaft befreunden mussten. Um ihnen diesen Weg zu erleichtern und sie straffer einzuordnen, übergaben wir viele inzwischen sechzehn Jahre alt Gewordenen der ZL und regten zugleich ein eigenes Lager für Jugendliche an, das dann im Februar 1941 in Davesco bei Lugano errichtet wurde. Leider konnten dort nur die jüdisch-liberalen Jugendlichen unterkommen; die anderen – es waren die Zöglinge des Heimes Waldeck in Langenbruck – zogen wegen ihrer religiösen Überzeugung das rituell geführte Männerlager auf Schauenburg vor. Dieses hatte ausserdem die Annehmlichkeit, nahe von «Zuhause» zu sein. Ihre Mutter – die Basler Lehrerin – hatte der Lagerleitung versichert, dass die Jungen dort immer willkommen wären und dass die Waldeck ihre Schweizer Heimat bleibe. Das Haus stehe ihnen auch für längere Ferien jederzeit offen.

In Davesco war das Leben ganz auf die Jugendlichen zugeschnitten. Sie mussten ein Hektar Land roden und in Gemüseland umwandeln; daran anschliessend sollten sie Gemüsebau lernen; darüber hinaus hatte man sieben Wochenstunden für Theorie vorgesehen.

Ende 1941 setzte sich endlich die Erkenntnis durch, dass der unabsehbar lange Krieg, also das in der Schweiz Festgehaltensein, zu einer guten Berufsausbildung Zeit lasse und dass berufstüchtige Menschen rascher zur Weiter Wanderung kommen würden. Nach Verhandlungen zwischen der PA¹, dem Emigrantenbüro und dem BIGA¹ wurde daher den Emigranten zwischen 15 und 21 Jahren eine Berufslehre im Handwerk oder in der Landwirtschaft gestattet. Sie sollten sich zuerst mit den Berufsberatern verständigen; dann wollten die kantonalen Lehrlingsämter ihnen Lehrstellen anweisen. Den Lehrmeistern wurde mitgeteilt, dass sie zu den ortsüblichen Bedingungen zusätzlich noch einen Emigranten einstellen durften, der allerdings bei einer möglichen Weiter Wanderung seine Ausbildung zu unterbrechen hätte. Um Missverständnissen vorzubeugen, wurde hinzugefügt: «Die Ausübung des Berufes in der Schweiz nach Abschluss der Lehrzeit kommt nicht in Frage.»

Das schuf für die männlichen Jugendlichen eine klare Situation; es ist auch Gutes dabei herausgekommen. Aber es erwies sich als recht schwer, die richtigen Lehrmeister zu finden, und es dauerte

¹ Siehe Zeichenerklärung Seite 278.

Monate, bis 180 Lehrverträge abgeschlossen waren. Denn es zeigte sich bald, dass nur ganz Vereinzelte für die Landwirtschaft zu gewinnen waren und dass eine grössere Gruppe unserer strenggläubigen Schützlinge lediglich zu einer Berufs Schulung bereit war, wenn von ihnen dabei nichts gegen ihre religiöse Überzeugung verlangt wurde. Das hiess nicht mehr und nicht weniger als die Beschaffung von rund dreissig sabbathfreien Lehrstellen! Zunächst versuchten die Behörden diese Jugendlichen mit Güte und dann mit Strenge umzustimmen, was sich als unmöglich erwies. Obwohl jeder einzeln vor eine Kommission gerufen wurde, konnte man nachher auf den Fragebogen lesen: «Lehrstelle nur bei rituellem Lehrmeister, sonst Verzicht.»

Unter den Mitarbeitern des SHEK gab es manche, die darüber bedauernd und sogar verstimmt die Achseln zuckten, andere, die sich mit den Jugendlichen solidarisch erklärten, d.h. diese Gewissensgründe verstanden und alles taten, um zu vermitteln und zu helfen. Schliesslich fand sich ein Ausweg, indem die Sektionen, mit Hilfe der jüdischen Organisationen, selbst Lehrmeister suchten und fanden, die Verständnis für die unbeugsame Jugend hatten. Es war ein mühsames Hin und Her, bis schliesslich alle unter Dach kamen; denn einmal zerschlug sich der fast fertige Vertrag an der für den Lehrmeister doch zu unbequemen Sabbathruhe; ein anderes Mal fand sich in der Nähe kein ritueller Essplatz; ein drittes Mal war die kantonale Fremdenpolizei nicht bereit, den ausserkantonalen Emigranten zu dulden, und ein viertes Mal konnte das Lehrlingsamt beim besten Willen die Lehrstelle nicht anerkennen, weil sie zu wenig Gewähr für eine gründliche Ausbildung bot. Die Präsidentin von Basel hat viele Diskussionen führen und viele Briefe verfassen müssen, bis sie schliesslich die «renitenten Jugendlichen» mit aller Energie beschützen konnte. Sie schrieb:

«Ich habe erst mit der Zeit einsehen gelernt, welch absolut bindende Kraft das ‚Gesetz‘ für die orthodoxen Juden hat. Es liegt – von ihnen aus gesehen – gar nicht in ihrer Macht, entgegenzukommen. Es gibt nur ein Entweder-Oder. Das heisst: Entweder man hält das Gesetz oder man hält es nicht. So unbequem diese Haltung oft für mich als Nicht-Jüdin ist, meine Achtung kann ich diesem Gehorsam nicht versagen.»

Kaum waren die Emigranten-Lehrlinge einigermaßen plaziert, war für ihr Wohnen und Essen gesorgt, waren die erheblichen Mittel, die das SHEK zusätzlich dafür brauchte, von den Sektionen bereitgestellt, so kämen auch schon die illegalen Flüchtlinge. Diese konnten dann in den Umschulungs- und Berufslehrcursen der ZL und der ORT viel lernen. Sie machten zwar keine zwei- bis dreijährigen Lehren durch, sondern bekamen das Wesentlichste auf rationellste Art in vier bis sechs Monaten beigebracht. Es gab aber auch zweijährige Kurse an der Genfer ORT-Fachschule, aus der zahlreiche bestens ausgebildete Schreiner und Metallarbeiter hervorgingen.

Im Frühjahr 1944 errichtete zudem die OSE in Genf ein Atelier für Zahntechniker, wo auch Mädchen Aufnahme fanden. Mit der Zeit hat man nämlich auch für das weibliche Geschlecht eine Berufsausbildung gestattet. Nach absolviertem obligatorischem Hauswirtschafts-Lehrjahr gab es ab 1945 für diese Jugendlichen die verschiedensten Möglichkeiten: Vor allem eine Ausbildung als Schneiderin in der ORT-Fachschule in Basel, als Korsettnäherin, Modistin, als Coiffeuse, Hilfs-Laborantin und vieles mehr. Ab Herbst 1944 hielt die PA für die weiblichen Flüchtlinge sogar selbst Ausbildungsmöglichkeiten als Kranken- und Säuglingsschwestern, als Gärtnerinnen usw. an Schweizer Anstalten bereit. So hatte man zwar lange gezögert, dann aber mit grösstem Verständnis und viel Energie den Aufgeschlossenen unter den Emigranten und Flüchtlingen beiderlei Geschlechts die Wege in eine bessere Zukunft zu ebnen versucht.

In der Frage der Berufswahl waren die Kinder mit Eltern viel schwerer zu beraten und zu lenken als die alleinstehenden. Letztere fügten sich mehr oder weniger leicht den Notwendigkeiten ihres Schicksals, während manche mässig begabte Knaben oder Mädchen unter dem Einfluss ihrer Eltern auf den Besuch einer Mittelschule, auf Maturität und Studium bestanden. Um all dies in Ruhe prüfen und beeinflussen zu können, haben ab Kriegsende die Sektionen des SHEK und auch die Zentralstelle die Berufswahl ihrer Schützlinge bereits Monate vor Beendigung des Schulbesuches besprochen und tunlichst geregelt. Dabei betonten wir immer wieder, dass ein Handwerk oder die Landwirtschaft in allen Ländern der Welt die besten Chancen bieten würden, und machten den Jugendlichen klar, dass sie

damit auch den alt und müde gewordenen Eltern am besten beistehen könnten. Unsere Bemühungen fanden soweit Gehör, dass z.B. bei einer Umfrage der Zürcher Hilfe im Jahre 1944 von 101 Mädchen nur sieben studieren wollten.

Eine Zusammenstellung mit dem Stichtag 31. Dezember 1946 ergab, dass von 616 schulpflichtigen Kindern und Jugendlichen, 335 Primär- und Sekundarschulen besuchten, 139 Gymnasien, Handelsschulen, das Polytechnikum, 76 in ORT-Schulen arbeiteten, 48 noch in Lehrstellen waren, 18 ausgelernt hatten und ihre Kenntnisse praktisch verwerten durften.

Die Eltern

Laut Auftrag und aus eigener Überzeugung hatte das SHEK die Schulkinder aus den Lagern geholt, wo die Eltern mit den Kleinkindern zurückblieben. Wir wussten wohl, was wir den Erwachsenen damit antaten; aber man hatte nur die Wahl, entweder die Kinder in eine möglichst günstige Lage zu bringen oder die Gefühle der Väter und vor allem der Mütter zu schonen. Wir haben uns von 1942 bis 1947 immer wieder gefragt, ob dieser Beschluss gut war. Schliesslich durften wir uns doch sagen, dass die Unterbringung auf Schweizer Freiplätzen, somit das normale Leben in einer Familie, dem besten Lager oder Heim unbedingt vorzuziehen war und dass ausserdem der öffentlichen Hand in unübersehbarer Zeit viel Geld dadurch erspart wurde. Viele Eltern haben das rasch, andere erst mit der Zeit eingesehen. Viele haben durch Zurückhaltung und grossen Takt ihr Verhältnis zu den Pflegeeltern freundschaftlich gestalten können. Aber auch in diesen günstigsten Fällen blieb es für alle Teile – für die Eltern, die Pflegeeltern und für unsere Sektionen – ein schweres, wenn nicht das schwerste Problem. Manchmal wurde es zur Quadratur des Zirkels. Was war natürlicher, als dass einerseits Eltern wissen wollten, bei wem, wo und wie ihre Kinder lebten? Also wollten sie hinfahren und sich die Pflegeeltern und deren Milieu ansehen. Was war begreiflicher, als dass ständig die Sehnsucht nach ihren Kindern an ihnen nagte? Also wollten sie diese möglichst oft und möglichst

lange wiedersehen. Was war selbstverständlicher, als dass sie ihre Kinder in einer ganz bestimmten Richtung erzogen und beeinflusst wissen wollten? Also haben sie sich eingemischt.

Andererseits waren da die Pflegeeltern, die in so grosser Menschenfreundlichkeit den armen Flüchtlingskindern ihr Haus und ihre Familie aufgetan hatten. Gewiss wollten auch sie die Eltern ihrer Pflegekinder bald kennenlernen; aber dann hatten viele den begreiflichen Wunsch, diese selten oder nie bei sich im Hause zu haben, vor allem um die Kinder wie die eigenen erziehen zu können.

Und unsere Schützlinge selbst? Sie haben zuerst die Trennung von den Ihren wohl schwer genommen; aber dann kamen sie zu gütigen Menschen, durften in die so lang entbehrte Schule gehen, spielten wieder unbekümmert mit anderen Kindern, hatten verständnisvolle Lehrer, nette Freunde, bekamen Kleider und Schuhe und endlich wieder gutes, zuträgliches Essen, sowie ein sauberes Bett. Sie lebten sich daher rasch ein, und die meisten waren glücklich, wussten sie doch zu alledem die Eltern und die kleinen Geschwister geborgen, und «man konnte sich ja wiedersehen».

So entstanden die Hauptschwierigkeiten im Grunde nur von Seiten der Erwachsenen. Diese jedoch waren vielfach nicht imstande, zugunsten der Seelenruhe und der ungestörten Entwicklung der Kinder auf ihre Elternfreuden und Elternsorgen zu verzichten. Und so schrieb eine unserer Sektionspräsidentinnen bereits einige Monate nach der erfolgten Trennung: «Mit den Freiplätzen haben wir bis jetzt nur gute Erfahrungen gemacht. Nur sollten die Besuche der Eltern in den Pflegefamilien eingeschränkt werden; sonst riskieren wir, dass letztere verärgert werden und die Kinder sich nicht eingewöhnen.»

Es war eine äusserst schwierige und unangenehme Aufgabe, den Eltern das so beizubringen, ohne dass sie, die in all den Jahren schon so oft Verletzten, nicht neue Wunden bekamen. Da anfangs die Mehrzahl beschäftigungslos war und auch später durch die ihnen zugewiesene Arbeit innerlich nie ganz ausgefüllt wurde, dachten sie noch mehr, wohl Tag und Nacht, an ihre Kinder und sann auf Mittel und Wege, sie eben doch so oft zu treffen oder so lange bei sich zu behalten, als es nur möglich schien, sie zu verwöhnen, wo immer es nur anging.

Da gab es z.B. zwei verwandte Elternpaare, die ihren in das Kinder-auffanglager verbrachten Nachwuchs unentwegt gegen die Heimleitung aufstachelten, weil sie hofften, auf diese Weise mit ihren Kindern in einem neu zu schaffenden Polenlager interniert zu werden.

Da verweigerten zwei Jahre später mehrere Insassen eines ZL-Lagers die Herausgabe ihrer schulpflichtig gewordenen Kinder, was angesichts des so schön gelegenen, mit Wintersonne gesegneten Ortes nur zu begreiflich war. Und in einem anderen Lager erschien ohne unser Wissen und ohne Einladung durch die Heimleitung eine Reihe unserer Schulkinder zu den Ferien. Sie waren lediglich auf Nachrichten der Eltern an die Pflegeeltern hin beglückt losgefahren.

Einer unserer Heimleiter, selbst Flüchtling und Vater von zwei Kindern, schrieb als Antwort auf eine Beschwerde: «Leider müssen wir immer wieder feststellen, dass die meisten Eltern nur an dem Kritik üben, was man besser machen könnte, dass aber das Positive selten anerkannt wird.»

Und ein anderer Heimleiter, wohl der beste unter den Flüchtlings-mitarbeitern, der heute bei Paris wieder einem Heim vorsteht, schrieb an die zentrale Heimkommission: «In Beantwortung Ihres Rundschreibens vom 21. Januar 1945 teilen wir Ihnen mit: Bei uns sind zur Zeit 39 Kinder, von denen 15 ihre Eltern in der Schweiz haben. Die Erfahrungen, die wir mit den Eltern machten, waren leider nicht sehr erfreulich. Am Anfang waren wir der Ansicht, dass es gut wäre, wenn diese den Urlaub mit ihren Kindern bei uns verbringen würden. Wir wollten ihnen dadurch Gelegenheit geben, den Aufenthaltsort wie die Umgebung ihres Kindes kennen zu lernen. Wir mussten davon wieder abkommen, da wir dadurch leider das Gegenteil von dem erreichten, was wir wollten. Die Kinder schreiben ihren Eltern regelmässig jede Woche einmal. Was unsere Korrespondenz betrifft, so ist diese auch sehr rege, bis zu dem Moment, wo man einmal zu einer Absage genötigt ist. Die Kinder bekommen Pakete. Dieselben werden in einem dafür bestimmten Schrank aufbewahrt; aus diesem gemeinschaftlichen Besitz erhalten die Kleinen jeden Abend vor dem Schlafengehen ein Bettmüpfeli. Die Grossen wählen sich einen oder zwei ihrer Kameraden, die niemand in der Schweiz haben

und nur selten ein Päckchen erhalten, und teilen mit ihnen. Diese Regelung ging von den Kindern selbst aus. Leider haben wir nur in sehr seltenen Fällen von Seiten der Eltern eine Unterstützung in unserer Erziehungsarbeit.»

Zu diesen versagenden Eltern gehörte das Ehepaar M. Eigentlich war es nur die Mutter, die das SHEK vier Jahre lang in Atem hielt; der Vater liess die Umtriebe um den zweiten Sohn lediglich geschehen. Dieser kam mit zwölf Jahren in die Schweiz und durfte wegen starker Senkfüsse fast noch ein Jahr lang bei den Seinen im Lager bleiben. Dann fing es damit an, dass die Mutter unzählige Menschen um Hilfe bat. Als man schliesslich ihren K. in ein Heim abholen wollte, gab sie ihn der Reisebegleiterin nicht mit und verlangte zur allgemeinen Überraschung eine Privatfamilie. Dann verlangte sie eine rituelle Familie. Als K. wegen unvorhergesehener Ereignisse dort aber nach drei Monaten wieder wegmusste, schrieb sie: «Selbstverständlich bin ich auch mit einer liebevollen christlichen Familie einverstanden.» Diese fand sich bald; aber nach sechs Monaten musste der arme Junge wieder weiter, weil K. offenbar mit der Kost nicht zufrieden war. Er musste nämlich seine Pflegemutter anlügen, weil die Mutter ihm heimlich Geld zusteckte, wovon er sich Wurst, Käsli und Süssigkeiten zu kaufen hatte und dann, zur Rede gestellt, steif und fest behauptete, er habe alles bei den verschiedenen Geschäften geschenkt bekommen. Nun verlangte die Sektion eine Heimerziehung.

«Wir sind es dem Kinde schuldig, etwas Wesentliches für seine Erziehung zu tun.» Daraufhin schickte die Mutter ihrem «süssesten Goldkind, ihrem geliebten Babyehen» – von nunmehr vierzehn Jahren! – Rationierungsmarken, in das Futter seiner Jacke eingenäht. Dies wurde verboten und die zu zahlreichen Päckchen gingen zurück. «Ich habe stundenlang geweint und konnte mich über die Hartherzigkeit gar nicht beruhigen.»

Trotzdem kündigte die Mutter dem Jungen im gleichen Brief eine Schachtel Kirschen an. Der Heimleiter schickte auch dieses Päckchen zurück und verfügte Paketsperre. Zu allem Unglück kam, wegen eines Krankheitsfalles, noch eine Quarantäne hinzu. Da hielt Mutter M. es nicht länger aus; sie schrieb wieder: «Jetzt ist mein Wunsch, mein Kind in meiner Nähe zu wissen, es täglich sehen zu dürfen, noch

viel heisser. Liebe Frau, helfen Sie mir, ich flehe Sie an, dass ich mein Kind auf irgendeine Weise sehen kann.»

Und so ging es weiter, jahrein, jahraus. Im September 1946 zeigte sich der Hoffnungsstrahl, K. mit seinem um vier Jahre älteren Bruder, der zu seinem Segen von der Mutter offenbar weniger heiss geliebt wurde, nach Amerika zu schicken. Die ganze Familie besass eine Visumszusage des Konsulats; aber die Eltern waren auf der polnischen Quote und mussten noch warten. Der Versuch, zusammenzubleiben und gemeinsam nach Brasilien zu reisen, scheiterte. Daraufhin versuchte K. sein Glück als Volontär bei einem Konditor; das war zu anstrengend; dann suchten wir eine Lehrstelle in der Maroquinerie, «weil der Junge zu keinem stehenden Beruf taugt». Auch das wurde nichts. Schliesslich blieb es bei dem Amerika-Plan, und die Brüder verliessen im November 1947 die Schweiz und Europa. – An diesem Falle haben zwei Privatfamilien, vier Kinderheime, zwei Kinderspitäler gearbeitet. Das heisst, dass fünf unserer Sektionen und die Zentralstelle sich damit befassen mussten. Nach gründlicher Siebung liegen für einen Schweizer Aufenthalt von fünf Jahren 258 Schriftstücke im Dossier. – Zu unserer Freude konnten die Eltern wider Erwarten schon ein Jahr darauf den Söhnen in die neue Welt folgen.

Wir wollten an Hand dieses wenig erfreulichen Beispiels einen Begriff von den negativen Seiten der Arbeit geben, möchten aber mit allem Nachdruck betonen, dass es viel mehr kluge, einsichtige und angepasste Eltern bzw. Mütter gab. Hierfür soll ein Aktenauszug des Bernischen Hilfswerkes zeugen !

« J. B. entstammt einer polnischen Familie, die zu Anfang der dreissiger Jahre von Polen nach Belgien ausgewandert ist, wo der Vater mit einem Teilhaber zusammen eine Futtermühle besass und in guten, geordneten Verhältnissen lebte. Schon 1940 hatte Herr B. vergeblich versucht, mit seiner Familie zu fliehen; erst im Jahre 1942 gelang dann die mühevollste Flucht durch Frankreich in die Schweiz. Im Juni 1943 kam J. zu einer Familie nach Thun und blieb während zwei Jahren dort. Er war damals dreizehn Jahre alt, ein intelligenter, sehr selbständiger, etwas zurückhaltender Junge mit vielseitigen Interessen, besonders für Politik und Geographie. Er sprach polnisch, flämisch, jiddisch, etwas Französisch und Deutsch. Nach einer kurzen Über-

gangszeit, während der er die Primarschule besuchte, konnte er im Herbst ins Progymnasium eintreten, wo er bald ohne Mühe mitkam und bei Lehrern und Schülern geschätzt wurde. Noch zwei Jahre nach seiner Rückkehr nach Belgien war er in Kontakt mit einigen seiner früheren Mitschüler.

Der Junge hat sich gut in der Familie eingelebt, und man hatte keine Schwierigkeiten mit ihm, obwohl er ja gerade die kritischen Pubertätsjahre dort verbracht hat. Seine Eltern waren die ganze Zeit über – erst getrennt, später vereint – in verschiedenen Lagern untergebracht, ebenso der ältere Bruder, der schliesslich einen Umschulungskurs besuchen konnte. Herr und Frau B. haben sich so gut wie möglich in das Lagerleben gefügt, was ihnen nicht immer leicht fiel; aber sie haben sich mit Fassung in das Unvermeidliche gefunden. Häufig haben sie ihren Lagerurlaub in Thun verbracht und man hat sie als sehr angenehme Menschen kennen gelernt und besonders ihren Takt und ihre Zurückhaltung geschätzt; denn sie haben sich in keiner Weise in die Erziehung ihres Sohnes eingemischt, solange er anderen Leuten anvertraut war. Daher ergaben sich nie Reibungspunkte irgendwelcher Art.

Im Spätsommer 1945 ist Familie B., getrennt, z.T. illegal, nach Belgien zurückgekehrt.

Herr B. konnte seine frühere Tätigkeit wieder aufnehmen, so dass es ihm und seiner Familie recht gut geht. Sie sind glücklich, ein normales Familienleben und ein eigenes Heim zu haben. J. besucht jetzt mit gutem Erfolg eine Handelsschule. Er lässt keine Gelegenheit – wie Geburtstage oder ähnliches – vorübergehen, ohne zu schreiben, und nimmt immer noch regen Anteil am Geschehen in der Pflegefamilie. Auch seine Mutter schreibt von Zeit zu Zeit und bringt immer wieder ihren Dank zum Ausdruck.»

Je länger sich der Aufenthalt in der Schweiz hinzog, umso besser entwickelten sich die Lager und Heime der ZI; daher befürwortete das SHEK das Verbleiben einzelner, schwieriger Schulkinder bei den Müttern oder bei den Eltern immer leichteren Herzens. Die Zeit vom August 1942 bis zum Mai 1945 erwies sich rückschauend trotzdem für alle Beteiligten als ein langer und schmerzreicher Weg.

Der Urlaub

Die Erwachsenen wie auch viele Jugendliche über sechzehn Jahren, die in den Lagern und Heimen der ZL lebten, erhielten regelmässig ihren kleinen Sold und hatten alle sechs Wochen einen dreitägigen Urlaub. Unsere Kinder dagegen hatten nur viermal im Jahr Urlaub, d.h. sie sollten nur viermal ihre Eltern und Geschwister wiedersehen. Vielleicht frägt sich mancher, warum so selten? Man braucht sich jedoch nur die Aufregung von Seiten der Kinder, das Herausgerissenwerden aus der neuen Umgebung, das Fehlen in der Schule, die Abschiedstränen der Mütter, deren unvermeidliche Eifersucht vorzustellen, und dann müsste die Frage eher lauten: Warum so oft?

Die ganze Urlaubsregelung war und blieb ein Kompromiss zwischen normalen, naturgewollten Familieninstinkten und dem anormalen Dasein von Flüchtlingen im Transitlande, ein Kompromiss zwischen dem nie ganz erloschenen Widerstand der Eltern und unserem Helfenwollen. Es würde zu weit führen, die Einzelheiten dieses geheimen Ringens darzustellen, dieses Bitten auf der einen Seite und das unvermeidliche Nein auf Seiten der Hilfswerke.

Wie bereits geschildert, waren die Pflegeeltern anfangs sehr gastfreundlich gewesen, und so hofften manche Eltern im Zwischenurlaub ihre Kinder jeweils im neuen Zuhause aufsuchen zu können. Da musste das SHEK eingreifen; denn auf die Dauer durften keine zu grossen Ansprüche an die Pflegeeltern gestellt werden. Es sollte nicht dazu kommen, dass aus grossherzigem Erbarmen ein kleinmütiges Müssen würde. Aus diesem Grunde entwickelte das SHEK im Verlauf der Jahre eine Urlaubsregelung, die vom Chaos unerfüllbarer individueller Forderungen allmählich zu einem klaren, für alle gleichlautenden «Urlaubskalender» führte. Anfangs wurden unsere Massnahmen kaum ernst genommen, und die leidenschaftlichsten Mütter – bei Weitem nicht die besten – erreichten manches, das verboten war. Wehe uns, wenn die Mitarbeiterin einer Sektion dem Drängen einer solchen Mutter einmal nachgab und im Augenblick der Zusage die wachsamen Augen der anderen rund zweitausend vergass! Eine Flut von Gesuchen und Reklamationen war die Folge. So musste man lernen, unerbittlich zu sein. Und da kann man – nun

auf das SHEK gemünzt – wiederholen: Eines ist es, eine Urlaubsregelung auszuklügeln und per Post in die Lager und Heime zu schicken, ein anderes, als Fürsorgerin oder als Heimleiterin vor den weinenden Frauen zu stehen, deren Herz zu brechen schien, wenn sie ihr Kind nur alle drei Monate oder – bei Quarantänen und anderen unvermeidlichen Verzögerungen – erst nach vier Monaten wiedersehen konnten.

Wie oft haben wir uns gerämt! Da arbeiteten wir mit letzter Kraft, wollten nur retten, helfen, lindern, und wurden ganz gegen unsere Absicht wie über Nacht zu «Hartherzigen, Verständnislosen, zu Bürokratinnen». Es war offenbar zu viel verlangt, dass Flüchtlingseltern ihre eigenen Wünsche im Hinblick auf die der anderen mässigten und still verzichteten. Vielleicht haben es einige sogar «eingesehen», aber es annehmen und sich innerlich fügen, das konnten nur die wenigsten. Bei seinem unablässigen Suchen nach einem Ausweg, verfiel das SHEK auf den Gedanken der «Urlaubspensionen». Es hoffte damit das seltene Zusammensein so schön und so harmonisch wie nur möglich zu gestalten und den Eltern jeweils zwei bis drei völlig ungestörte Tage mit ihren Kindern zu verschaffen, in denen sie sich in der Ruhe einer der vier, dafür vorgesehenen ländlichen Pensionen, ein Bild von der körperlichen, geistigen und seelischen Entwicklung ihrer Kinder machen könnten. Um die Eltern an dieses Glück zu gewöhnen, haben wir anfangs die Urlaubsgelder nur an diese Pensionen ausbezahlt. Mit der Zeit mussten wir und mit uns die so hilfsbereite Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe einsehen, dass unser Ei des Kolumbus auf einer Fehlrechnung beruhte und dass die meisten Familien es vorzogen, im Wirbel einer Stadt unterzutauchen, statt in der Stille des Landlebens wieder ihren Leidensgenossen zu begegnen und dadurch auch während dieser wenigen Ferientage an ihr Unglück erinnert zu werden.

Im Jahre 1943 und dann wieder ab 1945 hat ausserdem die ZL unsere Kinder zu den Müttern in die Heime zugelassen, so dass manch ein Schützling des SHEK in den Sommerferien auf 14 Tage wie «Nachhause» fuhr. – Das erwies sich auf die Dauer als die beste Lösung; es verringerte die Reiserei und vertiefte das Familiengefühl, das während dieser schweren Zeit im Grunde die grösste innere Stütze

vieler Flüchtlinge war und blieb. Denn wer über Nachkommen *zu* wachen, für sie *zu* sorgen hatte, der besass eine tragende Aufgabe, während die *zu* Witwen gemachten kinderlosen Frauen oder noch Ledige oft um den Sinn ihres Daseins, ihres Noch-immer-Daseins rangen. Welch ein Glück, dass einer armen, armen Mutter von ihren acht Kindern wenigstens drei geblieben waren, die sie zum Weiterleben zwangen! Dass sie diese drei nun möglichst oft zu sehen begehrte, wer wollte ihr das verargen?

Und so haben sie getan, was sie nicht sollten, aber mussten und was sie im Grunde als ihr gutes Recht empfanden: sie haben die Urlaube willkürlich verlängert, sie sind heimlich doch zu den Kindern gefahren, sie haben ihnen Päckchen geschickt, obwohl es überflüssig war, sie haben sie zum Lügen veranlasst; sie haben sich aus einem vorgetäuschten Grunde in ein anderes Heim versetzen lassen, nur um einige Kilometer näher bei den Kindern zu sein. Und sie haben weiterhin versucht, unsere Urlaubsregelungen zu umgehen.

Waren die grundsätzlichen Punkte in Ordnung und der Urlaub einer – sagen wir – fünf köpfigen Familie auf ein Datum festgesetzt, so blieb es unseren Sektionen überlassen, die drei Kinder aus den verschiedenen Orten rechtzeitig mit den Eltern zu vereinigen. Welch ein Studieren der Fahrpläne, Suchen von Begleitpersonen, Beschaffen der Mahlzeitencoupons, der verbilligten Fahrscheine und so weiter! Allein für das Jahr 1944 waren im Budget des SHEK 100'000 Franken für Urlaube vorgesehen.

So blieb die Urlaubsfrage unser schwerstes Problem. Was wir auch beschlossen, immer war es falsch; musste falsch sein, gemessen an der Vielfalt der Situationen und der Dringlichkeit der Wünsche, falsch im Hinblick auf die jährlich sich ändernden Daten der jüdischen Feiertage, falsch im Hinblick auf unerwartete Ereignisse, wie z.B. Reisesperren infolge politischer Spannungen und militärischer Umgruppierungen, falsch vor allem im Hinblick auf die Herzen der Flüchtlingsmütter.

Transitflüchtlingskinder

Als einige Mitarbeiter des SHEK – vielleicht war es die Minderheit - schon dazu neigten, das ganze System der Trennung von Eltern und Schulkindern als verfehlt anzusehen, kamen im August und im Dezember 1944 aus Norddeutschland zwei Transporte mit Flüchtlingen aus Ungarn. Es handelte sich um überwiegend wohlhabende Familien, die sich die Ausreise aus der Heimat von den Deutschen und deren Gesinnungsgenossen hatten teuer erkaufen müssen. Sie fuhren von Budapest in der begründeten Hoffnung weg, bald in Palästina zu sein. Wer ermisst ihr Entsetzen, als sie nach langer, furchtbarer Fahrt die Eisenbahnwagen verlassen mussten und sich im Norden Deutschlands, in Bergen-Belsen, befanden. Dort lebten sie monatelang in grausamer Ungewissheit, oft in Todesangst. Sie wurden zwar «humaner» behandelt als andere Ungarn in ihrer nächsten Nähe; sie bekamen auch etwas mehr zu essen; aber sie hungerten und froren dennoch und wurden zusätzlich seelisch misshandelt. Auch sie hausten in Baracken zu je 80 Personen, Männer und Frauen getrennt, ohne Licht, ohne Postverbindung, ohne Zeitung oder Radio. In dieser furchtbaren Abgeschlossenheit war ihrer überreizten Phantasie keine Grenze gesetzt. Welcher Schrecken und welche zitternde Erwartung zugleich, als sie dann wieder auf die Bahn gesetzt, im Abstand von vier Monaten in einem Transport von 314 Personen und in einem zweiten von 1352 Menschen, weiterzufahren hatten! Angstvoll fragten sie sich: «Wohin geht es nun? Was hat man mit uns vor?»

Nach drei Tagen und Nächten kamen sie via St. Margarethen in St. Gallen an. Zuerst konnten sie es kaum fassen, und es schien auch uns wie ein Wunder. Geheime Unterhandlungen und vor allem viele Dollars mögen die Lokomotiven gelenkt haben, vielleicht auch die kluge Voraussicht eines hohen Parteigenossen, der damit seinen Leumund verbessern wollte. Einerlei, sie waren da, wenn zunächst auch nur auf kurz bemessenen Transit. Sie waren der Hölle entronnen, und die St. Galler Bevölkerung nahm sich liebevoll ihrer an. Sie durften sich wieder als Menschen fühlen und genossen dies ebenso tief wie Deportierte aus Theresienstadt, die einige Wochen später ein-

trafen. Das erste warme Bad, Seife, saubere Wäsche und Kleider, Schuhe mit Sohlen und Milch für die Kinder; welche Wohltat! Im Dezember kamen dann alle Teilnehmer der Ungarn-Transporte nach Caux. Dort wurden sie je nach ihrer religiösen Einstellung in zwei leerstehenden Hotels untergebracht, fanden Ruhe und konnten sich langsam erholen. Alles wäre gut und recht gewesen oder geworden, wenn in jenem besonders harten Winter des Jahres 1944 nicht alle Schweizer hätten frieren müssen und die neuen Gäste mit ihnen. Es fiel wirklich schwer, dem nicht abhelfen zu können: aber Koks oder Kohlen für die Heizung des einen, so weitläufigen Hotels waren einfach nicht verfügbar. Die strahlende Wintersonne hat zwar auf Stunden alle erwärmt; aber die Abende und Nächte waren so kalt, dass zeitweise die Wasserleitungen einfroren, wodurch das Unbehagen noch gesteigert wurde. Angesichts des guten geistigen Niveaus fast aller, angesichts der vielen Lehrer unter ihnen und im Hinblick auf die gemachten Erfahrungen wollte das SHEK diesmal Eltern und Kinder beisammen lassen, also Familienlager aufgebaut sehen mit Heimschule und Kindergarten. Welche Überraschung, als nun die Eltern der Schulkinder und auch etlicher Kleinkinder flehentlich baten, diese doch aus dem Lager zu erlösen und in Familien oder in Kinderheimen unterzubringen!

Da die baldige Weiterreise der «Transitflüchtlinge» von Anfang an vorgesehen war, konnte man nur wenigen diesen Wunsch erfüllen. Die alleinstehenden Kinder durften wir jedoch bald in unsere Heime bringen, desgleichen auch die jener Familien, die sich bereit erklärten, nötigenfalls ohne sie weiterzuwandern und sich erst in Palästina wieder mit ihnen zu vereinigen. Es war dann nicht leicht, zuerst diese «neuen Kinder» von der vorgesehenen baldigen Weiterreise zu befreien und schliesslich auch das Wegfahren der Erwachsenen solange zu verzögern, bis durch die eingetretene Waffenruhe die Gefahr für sie schwand, in süditalienische oder nordafrikanische Lager abgeschoben zu werden und dort in Vergessenheit zu geraten.

Einige Monate später, im Dezember 1945, fuhren dann viele Ungarn, die zuletzt in ZL-Heimen lebten, zum Teil mit ihren Kindern, zum Teil ohne diese nach Hause; manche für immer, andere nur zum Nachforschen nach Familienmitgliedern oder nach dem Stand der

verlassenen Häuser, Fabriken, Wälder und Felder. Viele mögen dann doch nach Palästina gekommen sein, andere sind hinter dem Eisernen Vorhang verschwunden. Ihre Kinder, und besonders die 67 Waisenkinder, die sie schon aus Budapest als Niemandsländer mitgenommen hatten, sind nach einem längeren Aufenthalt in drei unserer Vorbereitungsheime samt ihren Lehrern 1945 und 1946 von der Schweiz direkt nach Palästina ausgewandert.

Die Erfahrungen mit den ungarischen Flüchtlingseltern hat manchen Mitarbeiter des SHEK aus schweren Zweifeln befreit. Nun hatte das Leben bewiesen, dass die Entfernung der Kinder aus den Lagern doch das kleinere Übel war. Denn die Mütter aus Ungarn hatten mindestens so heftig gestürmt, ihre 267 Schulkinder wegzubringen, wie die Mütter aus Frankreich und aus Belgien gebeten hatten, sie ihnen zu lassen.

Unter den 96 Kindern aus Theresienstadt waren vier verwaist, zwei davon völlig verlassen. Einer dieser Buben hatte sich nach dem gewaltsamen Tod seines Vaters, dem langsamen Hinsiechen und dem Tod seiner Mutter an ein kinderloses Ehepaar innigst angeschlossen. Kaum hatte seine Seele wieder Schutz und Ruhe gefunden, kaum schienen die Verlorenen ein wenig verschmerzt, da wurden ihm auch seine neuen Eltern durch eine ganz plötzliche Verschickung entrisen. Das hatte diesem 6jährigen Knaben alle Lebenskraft geraubt. Fiebernd lag er im Krankenzimmer in St. Gallen, und alle Bemühungen, ihn zum Sprechen zu bewegen, blieben erfolglos. Weder auf Tschechisch, noch auf Polnisch, noch auf Deutsch reagierte er, obwohl man wusste, dass er die Sprachen verstand. Mit einem Blick, in dem eine abgrundtiefe Anklage, bitterstes Leid, fast Verachtung lag, drehte er sich zur Wand, wenn die Krankenschwester oder die ihm bekannten Theresienstädter nach seinem Ergehen fragten. Der wortlose Gram dieses Kindes enthielt die Anklage seiner ganzen Generation; ihr unerbittliches «Nein».

Private Internierung

Das überraschende, eben geschilderte Verhalten der Eltern aus Ungarn mochte auch mit ihrer unsicheren Lage als «Transitflücht-

linge» zusammenhängen. Die Flüchtlinge hingegen, deren Aufenthalt bis Kriegsende gesichert war, hatten vielfach nur den einen Wunsch und das eine Ziel: die Wiedervereinigung der Familie oder mindestens die Lagerbefreiung der Mütter mit Kleinkind und dann «mit der Zeit» die persönliche Übernahme ihrer grösseren Kinder. Das bedeutete ein Preisgeben mancher Freiplätze, also für die Hilfswerke ein Ansteigen der Unkosten. Anfangs konnten nur Kranke, lagerunfähige oder schwangere Frauen und die Mütter besonders zarter Kleinkinder oder solche mit kranken, pflegebedürftigen Heimwehkindern auf diese Vergünstigung rechnen. Dabei hat die vom Flüchtlingspfarrer Vogt geschaffene «Freiplatzaktion» ausserordentlich viel Gutes bewirkt und mancher Mutter und manchem Kindchen Schweres erspart. Dieser verehrungswürdige Mann hat sich von Anfang an während vieler Jahre mit einer aus tiefster Überzeugung kommenden Liebe und Kraft der Flüchtlinge angenommen, den «Brüdern seines Herrn» beispielhaft gedient und geholfen. Das SHEK hat, um ihn und andere Organisationen zu entlasten, diesen freilebenden Kleinkindern ein monatliches Taschengeld gegeben und damit das kleine Einkommen der Mütter erhöht.

Immer wieder zeigte sich die Kraft des Geldes: Wem es gelungen war, schon vor 1933 Reserven in die Schweiz zu bringen, wer sich über genügende Mittel ausweisen konnte, wer von vermögenden Schweizern Hilfe oder wenigstens einen ansehnlichen Kredit bekam, wer sich und den Seinen irgendeine Nationalität hatte kaufen können, dessen Schicksal war von vorneherein ein besseres. So sind zahllose Kinder und Jugendliche dem SHEK kaum bekannt geworden, weil begüterte Schweizer Verwandte sie in allem und jedem beschützten und ihnen das Nötige gaben.

Ein Beispiel mag für die Wunderkraft des Geldes Zeugnis ablegen: Im militärischen Auffanglager begegnete uns im Herbst 1943 ein italienischer Pelzhändler mit seiner Frau und seinen drei schulpflichtigen Kindern. Nach seinen Mitteln befragt, gab er der Hoffnung Ausdruck, über ein kleines Vermögen verfügen zu können. Bereits zwei Monate darauf war die Familie nach Lugano befreit; sie lebte zunächst in einer Pension, dann in einer möblierten Wohnung. Die beiden Söhne besuchten das städtische Gymnasium, und im Juli 1945

kehrte die Familie wieder nach Mailand zurück. Trotz aller Spannungen und nicht zu unterschätzenden Anstrengungen der Flucht spielte sich hier, im Schatten des Bankkontos, eine Idylle ab. Da mussten sich die Armen oder die Verarmten schon ganz anders anpassen und ungleich mehr ertragen.

Durch diesen täglichen Anschauungsunterricht gewitzigt, hat sich das SHEK alle Mühe gegeben, die verwaisten Jugendlichen auf ihre Wiedergutmachungsansprüche aufmerksam zu machen, ihre Angaben aufzuzeichnen und ihnen eine rechtzeitige juristische Hilfe zu sichern. Im Grunde konnte man bis Ende 1947 nur kleinste Vorarbeit leisten, nur versuchen, an der Beschaffung unerlässlicher Dokumente zu arbeiten. Bei den jüngeren Kindern blieb begreiflicherweise jeder Versuch nach dieser Richtung erfolglos. Es war ihnen vielleicht eine Erinnerung geblieben an «ein schönes Haus», «einen weiten Garten», «an ein ganz weisses Kinderzimmer» oder «an eine grosse Fabrik, in der man sich gut verstecken konnte». Damit waren keine Ansprüche zu begründen, und so versank manch ansehnlicher Besitz ins Nichts.

Ferienkolonien

Einerlei, ob die Kinder in Pflegefamilien, bei ihren Eltern oder in städtischen Heimen lebten, für die meisten war – sei es aus seelischen oder aus körperlichen Gründen – eine «Luftveränderung» von grosser Bedeutung. So haben einige Sektionen oder die Zentralstelle oder dem Werk zugewandte Organisationen, wie der Bund israelitischer Frauenvereine, der Schweizerische Lehrerinnenverein, der Schweizerische Zwinglibund und andere, Ferienkolonien geschaffen, in denen unsere Schützlinge mindestens drei Wochen lang alle Kümmernisse ihres Daseins vergessen durften¹. Schon im Jahre 1941 begann es mit den Ferienreisen der «Österreichern» aus Basel und aus Zürich, die sechs Jahre lang wiederholt wurden, bis man ab 1947 auch die letzten Flüchtlingskinder bei den Ferienkolonien der öffentlichen Schulen einordnen oder sie konfessionellen Jugendverbänden überlassen konnte.

¹ Die Durchführung dieser Kolonien haben mehrere Landfrauenvereine durch Sendungen von Obst und Gemüse wesentlich erleichtert.

Dies war nicht nur eine Wohltat für die Kinder, sondern auch wichtig für die Erwachsenen. Die Pflegeeltern konnten sich wieder einmal ausschliesslich ihrem eigenen Nachwuchs widmen, die Eltern konnten sich in ihren engen Zimmern etwas ausdehnen und vom täglichen Kampf mit dem Budget ausruhen, und die Heimleiter sowie die Lehrer gingen entweder mit, oder auch sie schöpften neue Kraft für ihre wahrlich nicht leichte Arbeit.

Die Kinder selbst taten, was alle Kinder im Sommer tun oder tun sollten: sie wanderten und zelteten, sie badeten und kletterten, sie fingen Schmetterlinge und suchten Beeren; sie zankten sich und schlossen neue Freundschaft.

Die Heime

Die Kinderheime hatten eine wichtige Rolle; sie mussten soviel Leid und soviel Unruhe vergessen machen und endlich wieder ein Gefühl des Zuhause-seins schaffen. Unter den rund dreissig Heimen, in denen im Verlauf der Jahre an die 3'000 Emigranten- und Flüchtlingskinder kürzer oder länger lebten, gab es alle Variationen. Da waren solche, die seit Jahr und Tag bestanden, gediegene, wohl eingerichtete, zweckdienliche Häuser in grossen Gärten, die ihre Besetzungslücken mit Flüchtlingskindern ausfüllten. Es gab Wirtschaftshäuser an der Landstrasse oder oben im Walde versteckt, die anstatt der bisher gewohnten Ferienkolonien schweizerischer Schulen unsere Schützlinge und deren Erzieher beherbergten. Es gab ein leerstehendes Waisenhaus und alte verwohnte Hotels, die von den Hilfswerken gemietet, in Heime umgewandelt und in Eigenregie geführt wurden. Es gab auch möblierte und unmöblierte Villen, die man uns gerne überliess.

Es war eine grosse, schöne Arbeit, alles Nötige zu beschaffen und ein Haus innerhalb weniger Wochen empfangsbereit zu machen. An einem besonders glücklichen Beispiel sei es für viele ähnliche Fälle beschrieben. Zuerst bekam man also ein leerstehendes Haus zu einem Bruchteil des üblichen Mietzinses, dann spendete ein Mitarbeiter Stoff, aus dem junge Mädchen die Vorhänge nähten; von den dreissig

nötigen Betten war freilich erst eines vorhanden, auch sonst fehlte das meiste. Daher wurde eine Liste aufgestellt und diese an Freunde und Gönner verschickt. Da hiess es: «Wir brauchen dringend...»

«Sehr nötig...» «Nicht unerlässlich, aber sehr erwünscht...»

Als Folge davon wurde telephoniert, gesammelt und abgeholt, dann gezimmert und geleimt, genagelt und angestrichen. Nach zwei Wochen war das Haus bezugsbereit; auf der Spenderliste fanden sich die verschiedensten Namen der Stadt, von den alteingesessenen Familien bis zu den neu Niedergelassenen. Alle hatten geholfen, sogar das Baudepartement, indem es für die jugendlichen Lehrlinge gebrauchte Veloständer als Leihgabe zur Verfügung stellte, samt einem Schutzdach gegen den Regen.

Ähnliches wiederholte sich an vielen Orten; es spiegelte innere Ergriffenheit und äussere Hilfsbereitschaft; es drückte zugleich die Hoffnung aus, auch künftig geben zu dürfen und in der Schweiz vor ähnlichem Unglück bewahrt zu bleiben.

Die Vielfalt der Heime zeigte sich vor allem an der dort vertretenen Weltanschauung. Ausser dem altbekannten Heim in Bex für strenggläubige jüdische Kinder gab es Regieheime, die ebenso geführt wurden. Ferner wurden Vorbereitungsheime für Palästina geschaffen, die Kindern aller Schattierungen Gelegenheit boten, sich mit ihrer künftigen Heimat und deren Sprache vertraut zu machen. Es gab Heime, die ausschliesslich Buben oder Mädchen beherbergten, es gab Heime für beide Geschlechter und seit 1944 eines in Prangins, wo sich Dr. Forel während zweier Jahre um psychopathische Flüchtlingskinder bemühte. Es gab das mehrfach erwähnte Heim in Ascona, wohin wir schwierige Kinder mit Vorliebe schickten, es gab das Mittelschulheim in Weggis für die italienischen Gymnasiasten und am Genfer See ein ähnliches Haus für die Begabtesten des französischen Kulturkreises. Ferner führte das SHEK ein Erholungsheim für jeweils zehn seiner Rekonvaleszenten; es hatte eine Vertrauensperson für achtzehn lungenkranke Kinder in Leysin, es arbeitete mit Spezialheimen, in die es vor allem die Bettläger schickte. Es sandte seine Schützlinge sowohl in die Talmudhochschule nach Montreux, als auch in die Ecole d'Humanité, wo vielen Kindern der Glaube an die Menschheit und vor allem Vertrauen zu sich selbst wiedergegeben

wurden. Das SHEK war an einem Heim des Schweizerischen Zwinglibundes beteiligt, der zwei Jahre lang seine Mitglieder für die Flüchtlingskinder in Atem hielt und für eine vorbildliche Leitung sorgte. Die Zusammenarbeit einer jungen Krankenschwester mit einem jüdischen Flüchtlingshepaar, das auf die religiöse Beheimatung der Kinder achtete, war ein ebenso köstliches wie tröstliches Erlebnis. Der Zwinglibund hielt voll und ganz ein Versprechen, das ein Vorstandsmitglied folgendermassen umschrieben hatte:

«Ich kann Ihnen versichern, dass es unser Bestreben ist, unseren Helferwillen völlig frei von allem Missionarischen zur Geltung zu bringen... So gut wir mit den kleinen Serben auf griechisch-orthodoxe Art beteten und in der ganzen Schweiz nach einem Popen suchten, werden wir jüdischen Kindern nicht nur die Freiheit lassen, sondern jede Unternehmung von israelitischer Seite, die die Vertiefung der Religion der uns Anvertrauten bezweckt, von ganzem Herzen unterstützen. Denn wir haben eingesehen, dass nicht die Verchristlichung der Welt, sondern die Vermenschlichung der Christen das erste von uns anzustrebende Ziel sein muss.»

Viele Heime hatten eigene Schulen und dazu die entsprechenden Lehrkräfte. Man entlastete dadurch die Gemeinden und konnte zugleich dem mehr als lückenhaften Schulwissen der Kinder eher Rechnung tragen. Mit der Zeit durften dann die Begabtesten oder die Assimiliertesten die öffentlichen Schulen besuchen. Die anderen, für die alles Erlebte interessanter geworden war als der systematische Ausbau ihrer Schulbildung, hat man zwar auch im Nötigsten unterwiesen, zugleich aber besonderen Nachdruck auf handwerkliche Arbeit gelegt. Mit Hilfe der 14 Kinder-Werkstätten für Kartonage, Holz- und Metallverarbeitung, die die Organisation ORT samt Lehrkräften den Heimen in grosszügiger Weise zur Verfügung stellte, wurden bereits Augen und Hände der grösseren Kinder geübt und die Liebe zu einem Handwerk in ihnen geweckt.

Leider ergab sich in den meisten Häusern ein ständiges Kommen und Gehen. Das blieb unvermeidlich; denn es fanden sich für einzelne Kinder immer wieder neue Pflegeeltern; andere wurden ihren Eltern zurückgegeben, andere kehrten vor und nach der Waffenruhe raschest in die Heimat zurück; sie wurden durch solche ersetzt, die

sich als familienunfähig erwiesen hatten und einer Nacherziehung bedurften.

Es ist hier nicht der Ort, sich ausführlich über die Vor- und Nachteile der Heimerziehung zu verbreiten. Eines aber wurde im Lauf der Jahre immer wieder bestätigt: das Kind sehnt sich bewusst oder unbewusst nach dem Familiengefüge, nach der Intimität zwischen ihm und einer Pflegemutter, wenn es schon die eigene Mutter nicht sein kann. Somit vermag ein Heim die Familie nur notdürftig zu ersetzen, es sei denn, eine ideale Erzieherpersönlichkeit wäre imstande, diese Familienatmosphäre zu schaffen, einerlei ob gerade zehn oder sechzig Kinder «zu Hause» sind. Das SHEK hat erst während der Nachkriegsjahre erfahren, welche tiefe Bindung längst Weitergewanderte zur Schweiz, zu bestimmten Heimen, ja zu einzelnen Zimmergenossen noch haben. Es gibt da manchen «Auslandsschweizer», der nie einen Schweizer Pass besass, und manch einen «Sohn» oder manch eine «Tochter», die keinerlei Blutsbande mit ihrer «Mutter» verbinden.

Diese um die Heime kreisenden Fragen sind überall die gleichen und daher wohl von allgemeinem Interesse. Eher schweizerisch war dagegen unsere Bemühung, möglichst sorgfältige und individuelle Arbeit mit möglichst geringem Geldaufwand zu leisten. Das SHEK wurde sich erst allmählich seiner puritanischen Einfachheit bewusst. Was es von seinen Schützlingen verlangte, galt auch für seine Mitarbeiter. Vieles, was heute in der Fürsorge an Tag- und Sitzungsgeldern, an Gehältern selbstverständlich zu sein scheint, hätte ihm ein Missbrauch geschienen. Freilich war damals die Arbeit für Emigranten- und Flüchtlingskinder eine Art Berufung und noch kein Beruf. Daher versuchte das Hilfswerk, möglichst viele ehrenamtliche Mitarbeiter zu finden, deshalb wachte es über Portokassen und Telefongespräche, deshalb freute es sich über die kleinste Ersparnis. Daher war es im Grunde gar nicht so leicht, im SHEK oder für das SHEK tätig zu sein.

Zentrale Heimkommission

Als im Verlauf der Arbeit immer mehr Heime nötig geworden waren, als sich nicht nur das SHEK, sondern auch andere Organisa-

tionen um deren Führung bemühten, als die Gefahr einer zu unterschiedlichen Lebenshaltung entstand, entschloss sich das SHEK im Frühjahr 1944 zur Schaffung einer «Zentralen Heimkommission». Man brauchte ja immer wieder neue Heimleiter und Lehrkräfte, man suchte Wirtschaftserinnen und Köche. Sie wurden – mit Ausnahme der Leiter – überwiegend aus Flüchtlingskreisen genommen. Dabei sollten alle fähig sein zu improvisieren, sollten trotz der politischen Spannung, trotz der schwersten persönlichen Sorgen ruhig und heiter bleiben, sollten trotz der Rationierung schmackhaft kochen und trotz des Materialmangels die Kinder in den alten Anzügen und Kleidern sauber halten. Das warumso schwieriger, weil die wenigsten Mitarbeiter flicken, waschen und putzen wollten und unsere Schützlinge jeden Respekt vor den Dingen verloren hatten. In den Lagern oder auf der Flucht, in Nässe und Schmutz waren sie um jeden Sinn für Ordnung gekommen und zerstörten daher, ohne es zu wollen, was noch ganz war, und verloren, was sie doch eben noch besessen hatten und so nötig brauchten.

Ein Glück, dass die Schränke der Schweizer Hausfrauen so voll waren, dass sie gaben und gaben, dass die Materialzentrale des Roten Kreuzes sich so hilfreich erwies, dass die Union internationale de secours aux enfants rund 80 Tonnen Kleider, Schuhe, Decken aus Übersee vermitteln konnte. Es liessen sich damit Zehntausende Emigranten und Flüchtlinge kleiden. Freilich wäre es ungleich besser gewesen, Kongress und Senat der Vereinigten Staaten, die Regierungen von Canada, Australien, Argentinien, Brasilien und Chile hätten den Flüchtlingen und deren Kindern in ihren Ländern rechtzeitig Aufnahme und Schutz gewährt.

Ob sich ein Heim als schlecht geführt erwies, ob es sich um einen anderen Freizeitgestalter oder um einen erkrankten Lehrer handelte, immer wandte man sich um Hilfe nach Basel an die Präsidentin dieser neuen Kommission.

Zum Glück gab es weit mehr gute als schlechte Heime, wenn auch die guten gelegentlich ihre Schwierigkeiten hatten und die schlechten hoffnungsvollere Perioden. Und so wurde unentwegt weiter geplant und weiter verbessert. Es entstanden Richtlinien, die Heimleitung und das Heimpersonal betreffend, Mustermenüs, eine Regelung der

Taschengelder für die Kinder, der Besuchszeiten für die Eltern, der Gehälter für die Angestellten und vieles mehr. Aber mit all diesen Bestimmungen und Abklärungen besass man die Hauptsache noch nicht, die geeigneten Menschen. Gewiss gab es einzelne bedeutende Erzieher darunter, aber deren waren es viel zu wenige. Für jedes Heim brauchte es eben mindestens eine hingebende Persönlichkeit oder ein Ehepaar mit Sinn für den Alltag sowie für die Feierstunden, mit dem richtigen Mass für das Wesentliche, mit der nötigen Jugendllichkeit und zugleich mit Erfahrung, mit der Kraft zum Gewährenlassen und doch zum Ordnunghalten, und vor allem mit einer unerschöpflichen Liebe. Das war die Forderung. Wo aber sollte man solche Menschen, einerlei ob Schweizer oder Flüchtlinge, während der Kriegsjahre finden?

Diese tätige Liebe besass eine deutsche Ärztin, der das SHEK ab Januar 1943 sein volles Vertrauen schenkte. Sie besuchte immer wieder die meisten Heime und beobachtete ab 1944 an Hand der «sanitarischen Karten» das Wachstum und die Entwicklung vieler Heimkinder. Durch den Kontakt mit ihren jüngeren Schicksalsgenossen, durch ihre klugen und massvollen Berichte wurde sie zu einer Art Barometer, dem das SHEK sowie manch eine Heimleitung und Hauskommission viel Gutes verdankten.

Zu Anfang ihrer Tätigkeit schrieb sie: «Als Ihre Vertrauensärztin halte ich es für meine Pflicht und meine Aufgabe, Sie über das physische und psychische Wohlergehen Ihrer Schützlinge auf dem Laufenden zu halten. Deshalb sehe ich in erster Linie darauf, ob die Kinder in ihrer Heimatmosphäre glücklich sind und erst in letzter, ob sich das Heim dem Besucher wohl geputzt präsentiert.»

Über ein Bubenheim, das vorübergehend von einer ländlichen Wirtin materiell versorgt wurde, hiess es: «Die Kinder machen im allgemeinen auf den ersten Blick einen guten Eindruck; sie haben gute Farben und sind munter. Bei näherem Zusehen fällt allerdings auf, dass man sie für ein bis zwei Jahre jünger gehalten hat, als sie tatsächlich sind. Von 41 Knaben sind 15 unternormal gross, z.T. recht erheblich, 23 Kinder sind 1-2 kg untergewichtig; dabei ist das Gewicht natürlich auf die tatsächliche Grösse und nicht auf das Alter berechnet. Diese Resultate sind nicht verwunderlich, wenn man

nebenan in der Wirtschaft einen Café crème mit Rahm vorgesetzt bekommt, die Kinder dagegen in der Frühe heisses Wasser mit Milch.»

«Im Einzelnen wäre zu bemerken:

Zähne: 10 Kinder müssen dringend in zahnärztliche Behandlung.

Ohren: 3 Kinder müssen den Ohrenarzt konsultieren wegen einseitiger Schwerhörigkeit.

Augen: 4 Kinder müssen wegen Kurzsichtigkeit zum Augenarzt.

Rachitis: Wirbelsäulenverkrümmung: L.K. Schwer rachitische Zähne (in Behandlung).

Bettnäasser: Augenblicklich zwei, die sich aber zu bessern scheinen.»

Nicht nur unsere Vertrauensärztin kam regelmässig in die Heime, sondern seit 1945 auch der Wanderzahnarzt. Ehedem hatte er in Karlsbad hohe und höchste Herrschaften behandelt, jetzt reiste er mit seinem Instrumentarium von Heim zu Heim. Er war für die Kinder zunächst kein willkommener Gast; aber wenn er sie von ihren Schmerzen befreit hatte, dann sprangen sie doch erleichtert und dankbar davon.

Alle diese und manch andere fürsorglichen und medizinischen Einzelheiten entwickelten sich nicht auf einmal, sondern ganz allmählich. Immer musste erst eine neue Not auf Lücken in der Arbeit, auf grössere oder kleinere Missstände hinweisen, bis wir die entsprechende Abhilfe organisieren konnten.

Als es dann an die Auflösung der Heime ging, trat die zentrale Heimkommission wieder hervor und führte den Kampf um das Inventar und gegen die Ersatzansprüche der Besitzer. Diese waren offenbar vielfach der Meinung gewesen, dass dreissig bis fünfzig Kinder oder Jugendliche während eines ein- bis zweijährigen Aufenthaltes ein Haus und dessen Mobiliar nicht abnützten. Da wurde dem SHEK jedes abgerissene Tapetenstück, jedes abgebrochene Stuhlbein, jeder abgetretene Teppich vorwurfsvoll gezeigt. Dabei fanden die wirklich entstandenen Schäden sein volles Verständnis und seine Zahlungsbereitschaft. Nur wollte und konnte es ein altes Gasthaus nicht in ein modernes Hotel umwandeln.

Mit der Zeit hat das SHEK gelernt, wie man sich hätte sichern sollen, und tat das, wo es noch möglich war. Es musste auf vielen Gebieten erst aus seinen Erfahrungen lernen und kann für die ganze

Arbeit nur den Ausspruch einer der tüchtigsten Frauen wiederholen, die vor nicht langer Zeit sagte: «Ja, wenn wir die Arbeit für die Flüchtlinge heute nochmals beginnen könnten! Jetzt wüssten wir schon, was wir tun und was wir nicht tun dürften. Aber damals...»

Sachverständigen-Kommission für Flüchtlingsfragen

Um die Jahreswende 1943 auf 1944 lebten rund 70'500 Flüchtlinge in unserer Festung Schweiz, darunter 30'800 Zivilpersonen. Noch waren wir von *einer* Kriegspartei umklammert, noch spürte fast jeder Schweizer deren würgenden Griff an seiner Kehle. Das SHEK litt besonders darunter; denn es behütete und pflegte ja einen Teil der Kinder und Jugendlichen, die laut Beschluss einer Konferenz vom 20. Januar 1942 längst in die Arbeits- oder Todeslager hätten unterwegs sein sollen. Stattdessen standen noch immer neue Flüchtlinge und Flüchtlingskinder an unserer westlichen Grenze; es wurden dort während des Januar und Februar 1944 wieder 80 Personen als «Familien» hereingelassen, die sich Wochen oder Monate später als «notgeboren» erwiesen.

Mit der Invasion, mit der Befreiung von Paris begannen dann immer mehr Menschen Morgenluft zu wittern. Aber das Ende schien weit entfernt und sein «Wie» war noch gar nicht abzusehen. Daher begrüßten die Flüchtlings Organisationen eine vom Bund einberufene «Eidgenössische Sachverständigen-Kommission für Flüchtlingsfragen», die in drei Plenarsitzungen Anregungen, Wünsche oder Proteste entgegennahm, die aus vier verschiedenen hierfür eigens gebildeten Kommissionen hervorgingen. Die Kommission für Rechtsfragen behandelte unter anderem die für künftige Kinder so wichtige Frage der Ehefähigkeit internierter Flüchtlinge. Ferner versuchte sie im Hinblick auf Ehen zwischen ausgebürgerten Juden und Schweizerinnen deren Staatsangehörigkeit zu klären. Daneben war wohl die Kommission IV «für Weiter Wanderung» die wichtigste. In deren zweiter Sitzung zeigte sich, wieviele Probleme da noch abzuklären waren, und so wurde eine Unterkommission bestellt, die ab 18. Oktober 1944 zunächst jede Woche, später in grösseren Abständen in Bern

zusammentrat und ihre letzte Sitzung erst am 8. Mai 1946, also ein Jahr nach dem Waffenstillstandstag, abhielt. Die Zusammenarbeit in dieser Unterkommission, die von einem jüngeren Bundesbeamten geleitet wurde, entwickelte ein erfreuliches Vertrauensverhältnis zwischen den Behörden und den verschiedenen Hilfswerken. Viel des Guten, das schliesslich den Flüchtlingen den Schweizer Aufenthalt rückblickend verschönt haben mag, hat dort seinen Anfang genommen. Als Vertreter eines «Unterausschusses für Kinderfragen» besass das SHEK dabei Sitz und Stimme.

Im Verlauf der Jahre hatte das Verständnis für die Tätigkeit im Kinderhilfswerk durchaus zugenommen. Die Bundesbeamten waren gelegentlich geradezu froh, uns bei schwierigen Fällen einen Wink erteilen zu können; so ergaben sich manch köstliche Momente, wenn wir nach Bern fuhren, uns vorsichtig vorwagten und dann einen Rat erhielten, den wir, nach Hause gekommen, raschest in ein Gesuch oder in eine Richtigstellung umwandelten. Es gab ja auch recht verwickelte Fälle! Was tun, wenn z.B. die Mutter von drei früher bereits illegal eingereisten Kindern, aus Angst zurückgewiesen zu werden, sich um fünfzehn Jahre jünger gemacht und als ledig bezeichnet hatte und, von der Sehnsucht nach ihren Kindern getrieben, erst neun Monate danach den Mut fand, ihre falschen Angaben zu berichtigen?

Oder wie es darstellen, wenn eine unverheiratete junge Frau ihren Bruder als Ehemann, einen verwaisten Neffen als das Produkt dieser Verbindung angegeben hatte und nun ihre Berufsausbildung nicht abschliessen konnte, weil man nur Ledige zur Prüfung als Krankenschwester zuliess?

Da erwies es sich als günstig, dass man sich aus den Sitzungen der Subkommission IV genauer kannte und abzuschätzen wusste, was zu erwarten war. Dieses gegenseitige Vertrauen hat manches Kind aus furchtbarer Vereinsamung retten können. Ein Kleinkind, einzig überlebendes Glied einer zehnköpfigen Familie, als Säugling in Belgien bei fremden Nachbarn versteckt, durfte z.B. zu seinen in der Schweiz niedergelassenen Grosseltern gebracht werden.

Dieses gute Einvernehmen war auch der Grund, warum der «Unterausschuss für Kinderfragen», ein Anhängsel der Kommis-

sion III, im Ganzen nur zwei Sitzungen, eher informatorischen Charakters, abzuhalten brauchte. Die an sich schwierige Frage der Vormundschaft über gänzlich verlassene oder in der Schweiz allein stehende Kinder wurde dabei so geregelt, dass man dem SHEK und dem SRK, Kh weitgehend die Entscheidungen überliess, sich aber bereit erklärte, in nicht zu lösenden Streitfällen die örtlich zuständige Vormundschaftsbehörde für die Emigranten- und die Flüchtlingskinder einzuschalten. Diese Hilfe ist unseres Wissens nur in zwei Fällen in Anspruch genommen worden.

Die Ausrüstung nicht nur der ausreisenden Heimkinder, sondern auch der Erwachsenen, war eine Notwendigkeit, die sowohl in der «Unterkommission IV für Wei ter Wanderung» wie im «Unterausschuss für Kinderfragen» zwar immer wieder zugegeben und auch zur positiven Erledigung empfohlen wurde, aber im Grunde zu keiner wirklich befriedigenden Lösung führte. Das mit Hilfe der Materialzentrale des Roten Kreuzes sorgfältig ausgearbeitete Projekt scheiterte sowohl an den nicht zur Verfügung stehenden Geldern, als auch an dem in der Schweiz knapp gewordenen Material. So wurde anfangs das Unerlässliche von Fall zu Fall aus den verschiedensten Quellen beschafft. Da es jedoch allen Sachverständigen klar war, dass man weder die Erwachsenen noch die Kinder schlecht gekleidet in die vom Krieg verwüsteten Mangelländer Europas zurückschicken oder wie Bettler in Übersee eintreffen lassen konnte, ist schliesslich die Schweizer Spende eingesprungen und hat der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe einen ansehnlichen Kredit zur Verfügung gestellt. Auf diese Weise wurde es doch noch möglich, für jedes aus einem Heim oder aus einem Kostplatz kommende Kind das Allernötigste zu beschaffen. Später hat das Intergouvernementale Comité in Genf die Schweizer Spende abgelöst und darüber hinaus auch für Nichtjuden einen Teil der Reisespesen übernommen.

Flüchtlingskonferenz in Montreux

Schon seit 1943 versuchten Emigranten und Flüchtlinge, sich bei der Diskussion ihrer Zukunft, also bei den Fragen der Rück- und

Weiterwanderung einzuschalten. In Genf gab man ihnen hiezu am ehesten Gelegenheit, wobei sich der von den Behörden genehmigte Plan ergab, einmal alle an diesen so wichtigen Problemen Interessierten zu einem gemeinsamen Gespräch zu vereinigen. Die unter dem Patronat der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe in Montreux stehende Flüchtlingskonferenz vom 25. Februar bis zum 1. März 1945 war dessen Verwirklichung und zugleich eine für ganz Europa ungewöhnliche Veranstaltung.¹

Denn es sassen 320 Personen, Flüchtlinge und Emigranten, Vertreter der zivilen und militärischen Behörden, der schweizerischen und der internationalen Hilfs werke während dreieinhalb Tagen kameradschaftlich beisammen und erörterten in Vollversammlungen und in Gruppen die allgemeinen und die technischen Fragen der Rück- und Weiterwanderung, sowie die geistige und materielle Vorbereitung der Entwurzelten im Hinblick auf ihre Zukunft. Die Grundlage der ganzen Tagung bildete ein Material, das sich auf 5'000 Fragebogen auf baute, die 9'220 Personen umfassten. Die Enquête umschloss Ledige und Familien, also auch die Antworten der Väter oder Mütter unserer Kinder.

Da das SHEK die Frage der Rück- und Weiterwanderung für seine Schützlinge ebenfalls abklären wollte, hatte es auch eine Rundfrage gemacht und sich an alle in der Schweiz «alleinstehenden» Kinder gewandt, einerlei ob sie im Auslande noch Eltern besaßen oder ob sie verlassen waren. Wir haben dann am Vorabend der Konferenz über die Ergebnisse unserer Enquête berichtet. Sie umfasste 1'292 Flüchtlings- und Emigrantenkinder, von denen nur 164 als «verlassen» bezeichnet werden mussten. Das hiess, dass wir nachweisbar niemand mehr im Ausland wussten, weder Eltern noch Geschwister, weder Onkel noch Tanten, die auf sie warteten und sich bereit erklärt hatten, sie aufzunehmen. Von diesen 164 Kindern hatten sich 103 bereits in die Jugend-Alijah eingereiht und konnten vier bis sechs Monate später kollektiv nach Palästina aus wandern, wo die werdende Nation sie freudig empfing. So blieben damals nur 61 wirklich verlassene Kinder, die neu zu beheimaten waren.

¹ Näheres darüber: «Flüchtlinge... wohin?» Herausgegeben von der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, Zürich.

Die Konferenz von Montreux gipfelte in der behördlichen Zusage einer «Flüchtlingsvertretung». Es war ein feierlicher Augenblick, als aus Bern das «genehmigt» telephonisch gemeldet wurde. Wie ein Aufatmen ging es durch die Reihen der anwesenden Emigranten und Flüchtlinge; das Tor zur Selbstbestimmung, zur Freiheit, zu einer besseren Zukunft tat sich auf. Diese autonome Interessenvertretung musste, etliche Wochen später, erst gewählt werden. Sie hat dann jahrelang versucht, ihren Leidensgenossen zu helfen, wo immer es anging; sie hat die Anliegen der Flüchtlinge formuliert und in enger Zusammenarbeit mit der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe in den Sitzungen der «gemischten Kommission», die den Unterausschuss IV weitgehend ablöste, den Vertretern der Behörden und der Hilfswerke ihre Sorgen gezeigt, ihren Standpunkt erklärt und ihre Fragen gestellt.

Ein weiteres Ergebnis von Montreux war die Formulierung verschiedener zusätzlicher Wünsche: Es sollten bei der Weiter Wanderung Massenslösungen vermieden werden, niemand sollte gezwungen werden, in ein bestimmtes Land zurück- oder weiterzuwandern; der Abschluss einer Berufsausbildung oder eines Studiums sollte abgewartet, Zwischenlösungen sollten vermieden werden, und für die «verlassenen» Kinder erbat man eine spätere Einbürgerung.

Ausserdem wurde die Errichtung eines zentralen Jugendsekretariats beschlossen und die Monatsschrift «Informationsdienst für Rück- und Weiter Wanderung» geschaffen.

Anlässlich der Fragebogen-Aktion haben die genauest instruierten Mitarbeiterinnen des SHEK manch neue und für die Arbeit äusserst wichtige Einzelheiten erfahren. Eine zusätzlich hierfür verpflichtete junge Psychologin hat die Befragung der Kinder und Jugendlichen folgendermassen beschrieben:

«Diese Enquête stellt natürlich ganz andere Probleme wie bei den Erwachsenen. Es muss mit besonderer Einfühlung eine Atmosphäre des Vertrauens geschaffen werden, die dem einzelnen Kinde und seiner Eigenart entspricht. Soweit es sich um Kinder in Heimen handelte, begann unser Besuch damit, dass wir die Heimleitung ersuchten, alle, deren Angehörige sich nicht in der Schweiz befanden, versammeln zu wollen, damit wir ihnen in einigen Worten den Grund

unseres Kommens erklären konnten. Der Kontakt wurde noch durch die Hinzufügung verstärkt, dass alles unter uns bliebe und dass ihre Angaben in keiner Weise zu Konsequenzen für sie führen würden, die sie aus irgendeinem Grunde zu fürchten hätten. Unser Kommen sei das eines Freundes.

Die Kinder wurden dann einzeln vernommen, und es war Angelegenheit des Fragenden, die ersten Worte zu finden. Ein «erzähle mir ein wenig von dir», «Wie heisst du?» schlug die erste Brücke zum weiteren Gespräch. Die Identität des Kindes, Geburtsdatum, Nationalität usw. gaben wenig Probleme auf. Die Frage nach der Konfession – wenn man ergänzen wollte, ob es sich bei jüdischen Kindern um rituelle oder nicht rituelle handelte – musste bei den Kleinkindern so dargelegt werden, dass man sie fragte, wie besondere Feiertage zu Hause begangen worden waren. Die früheren Adressen hatten sich die Kinder zum Teil gut gemerkt, da jede Aufenthaltsänderung von besonderen Erlebnissen begleitet war.

Die Frage nach dem letzten Aufenthalt mit den Eltern löste meistens die Erzählung aller weiteren Geschehnisse – Trennung, Deportation usw. – aus. Jedenfalls haben wir es immer vermieden, direkt nach Eltern zu fragen und haben trotzdem die für uns nötigen Antworten erhalten, weil das Kind spontan fühlte, dass wir an seiner Lage wirklich teilnahmen. Hier überraschte die erstaunliche Haltung und Vornehmheit, mit der vor allem die Grösseren die erschütterndsten Begebenheiten ohne jedes falsche Pathos erzählten, nur mit dem traurigen Wissen um die nackten Tatsachen.

Durch die Frage nach dem Schulbesuch entstand die Möglichkeit, an die Zukunftspläne der Kinder heranzukommen. Für die Kleinen war es selbstverständlich, dass sie den so oft unterbrochenen Unterricht wiederaufnehmen wollten in der Hoffnung, die entstandenen Lücken zu füllen und einen gewissen Ehrgeiz zu stillen.

Jene aber, die vor der Entscheidung standen, ob sie ein Studium oder einen praktischen Beruf wählen sollten, befanden sich oft in einer Konfliktsituation. Wissensdurst, Bedauern um die verlorene Zeit wechselten mit dem Zweifel, ob es ihnen gelingen würde, diese Jahre wieder einzubringen. Dies liess sie manchmal von dem glühenden Wunsche weiterzustudieren, absehen und die Möglichkeit einer

relativ kurzen Lehre in einem praktischen Beruf vorziehen. Waren jüngere Geschwister vorhanden, so kam noch ein gesteigertes Verantwortungsgefühl für diese hinzu, umso mehr als das Schicksal der Eltern zu meist unbekannt war.

Während der physische Gesundheitszustand meist zu keinen Bedenken Anlass gab, frappte sehr oft die psychische Verwundbarkeit, die sich in affektiven Störungen, Angstbereitschaft, Skepsis, ja in einer Ironie äusserte, die eine Empfindsamkeit nicht an die Oberfläche kommen lassen wollte.

Es kam sehr oft vor, dass Kinder uns aufmerksam machten, den oder jenen Kameraden nicht nach seinen Eltern zu fragen, da man Nachricht erhalten hatte, dass sie tot seien. Es kam vor, dass gerade solche Kinder von selbst über ihre Angehörigen sprachen. Sie hatten, ausser wenn sie Augenzeugen von deren Ableben gewesen waren, die Hoffnung nicht verloren, dass sie noch lebten. Angaben von Decknamen, unter denen sich Geschwister im Ausland aufhielten, wurden uns zum allerersten Mal anvertraut, da die Befragten bisher zu viele Protokolle miterlebt hatten, durch die sie in Angstsituationen geraten waren. Spontan ist es auch dazu gekommen, dass einer seinen Kameraden als Bruder „adoptierte«. In solchen Fällen hatte er dann den Eltern bereits ins Ausland berichtet, dass von nun an ein weiteres Familienmitglied vorhanden sei, mit dem alle Zukunftspläne geteilt werden müssten.

Das Fragen nach Angehörigen brachte rührend auf bewahrte Zettel zum Vorschein, Adressen von nahen und entfernten Verwandten, die den Kindern manchmal in allerletzter Minute von den Eltern zugesteckt worden waren.

Fast alle hatten den Wunsch, zuerst an ihren letzten Aufenthaltsort zurückzukehren, ehe sie sich zu einer Weiterwanderung entschliessen würden. Alle wollten selbst konstatieren, ob ihre Eltern auch wirklich nicht mehr aufzufinden seien. Diejenigen, die sicher waren, sie nicht mehr zu finden, zogen es oft vor, mit einem im Heim gefundenen Kameraden beisammen zu bleiben, statt zu Verwandten weiterzuwandern, von denen sie bis dahin nichts wussten und die sie kaum kannten. War eine rege Korrespondenz oder ein ausdrücklicher Wunsch der Eltern vorhanden, so stellte sich die Frage natürlich

anders. Die Gruppe von Kindern, bei denen die Ausreise nach Palästina vorgezeichnet war, unterschied sich durch ihr Ideal von den anderen. Die Tatsache, dass sie einem Ziel zustrebte, verlieh ihr eine gewisse innere Sicherheit, die sonst vielfach fehlte.

Manchmal gelang es auch, unvollständige Akten durch Angaben der Pflegeeltern zu ergänzen, wenn das Kind zu klein war, selbst erschöpfende Auskunft zu Protokoll zu geben.»

Das so gewonnene, aus allen Sektionen zusammenströmende Material hatte die Zentralstelle sorgfältig bearbeitet und der Aide Aux Emigrés¹ die Beschaffung der fehlenden Papiere sowie die Korrespondenz mit den ausländischen Verwandten übertragen. Die Antworten lauteten überraschend günstig, so dass viele Kinder lange vor Öffnung der Grenzen und vor der Möglichkeit zu reisen schon untergebracht waren, wenigstens auf dem Papier. Die Ausfüllung der Fragebogen hatte sich als so klärend erwiesen, dass das SHEK diese Informationsquelle nicht wieder versiegen liess und bis zur Beendigung der Arbeit, also bis Ende 1947, für alle alleinstehenden Kinder, die neuerdings in die Schweiz kamen oder noch dableiben, benutzte.

Daher findet sich im Anhang – Seite 232 – nicht die Zusammenstellung und Auswertung über die 1'292 Alleinstehenden des Februar 1945, sondern über die 1'573 Kinder des Dezember 1947. Diese Fragebogen sind eine Statistik des Grauens, aus der sich u.a. ergibt, dass 1'324 Kinder und Jugendliche insgesamt 1'464 Angehörige durch die Deportation unwiederbringlich verloren. Hier nur einige Feststellungen:

- B. M.: Mutter an der Demarkationslinie gefasst und deportiert.
- B. O.: Kam im Alter von 5 Jahren in die Schweiz, hat niemand mehr; seine Familie ist ausgerottet.
- D. T.: Verlor alle seine Angehörigen.
- E. L.: Verlor die Eltern und seine vier Geschwister.
- E. J.: Zwei Geschwister konnten sich nach Vernichtung beider Eltern retten, fanden beim grösseren Bruder Aufnahme.
- F. A.: Begab sich nach Kriegsende als 14jähriger Knabe mit seiner 13jährigen Schwester allein nach Belgien zurück, um «die Habe seiner verschollenen Eltern zu suchen».

¹ In Zukunft: AAE.

- G. J.: Verlor beide Eltern und sieben Geschwister, ging nach Palästina.
- G. S.: Kam als kleines Kind mit gebrochener Seele hierher, konnte keine Auskunft über sich und seine Familie erteilen.
- K. A. u. B.: Eltern deportiert, wurden bei Kriegsende vom 23jährigen Bruder aufgenommen.
- K. L.: Jugoslawisches Kind, hat alle Angehörigen verloren; kam mit sechs Jahren nach Palästina.
- O. C. u. D.: Zwei Kinder, verloren Eltern und acht Geschwister.
- P. H.: Wurde von der Mutter mit einem Zettel um den Hals in den Pariser Schnellzug gesetzt, um zum Grossvater zu reisen. Landete in der Schweiz.
- S. R.: Kam auf geheimnisvollen Wegen in die Schweiz, soll im Konzentrationslager von Auschwitz geboren worden sein.
- S. M.: Verlor Eltern und neun Geschwister.
- W. O.: Als er allein übrig blieb, flüchtete er zu Fuss aus Polen über die Slowakei nach Ungarn. Von dort schickte man ihn nach Bergen-Belsen, von wo er schliesslich in die Schweiz kam.
- Z. J.: Flüchtete in die Schweiz, während sein Bruder an der Schweizer Grenze zurückgewiesen und später aus Drancy deportiert wurde.

Schwere Entscheidungen

Obwohl anfangs 1945 das Schicksal vieler Kinder theoretisch bereits geklärt schien, brachte das Leben doch ständig Änderungen und Überraschungen. Wie oft hatten wir uns mit der OSE, der die Kinder aus Frankreich bestens bekannt waren, beraten und mit der AAE Briefe gewechselt; wie viele Erkundigungen waren seit 1944 bereits im Gange! Oft erwies sich alles als eindeutig, wenn z.B. die Schwester der deportierten Mutter bereit war, die Nichte nach USA zu nehmen und mit ihren eigenen Kindern zu erziehen. Die Familie

befand sich in geregelten Verhältnissen und sandte ein ausreichendes Affidavit. Das Kind kannte die Tante und freute sich auf sie. Da musste man nur zu gegebener Zeit alle Formalitäten erledigen und die Geduld nicht verlieren.

Viel schwieriger wurde es, wenn in der Sprechstunde ein fünfzehnjähriges Emigrantemädchen erschien, klein geblieben an Wuchs, noch kleiner an Entschlusskraft, dem wir die Frage stellen mussten, ob es in das Haus des religiösen Bruders der Mutter oder in das des geliebteren, aber religiös nicht gebundenen Bruders des Vaters weiterwandern wolle, die beide in New York ihr Haus und ihren Schutz anboten. Nach langem Hin und Her sagte es dann schluchzend: «Wenn ich nur wüsste, was mehr im Sinne meiner Mutter wäre.» Das Mädchen hat diese Mutter kaum gekannt; es hat sie mit neun Jahren verlassen müssen und später verloren. – Schliesslich ist es 1947 nach USA ausgewandert; die dortigen Fürsorger glaubten ein salomonisches Urteil zu fällen, indem sie die Ärmsten in keine der verwandten Familien gaben, sondern weit weg in ein fremdes Haus, wo sich dieses zarte Geschöpf wohl kaum eingliedern konnte.

Oder, wenn ein Onkel seinen vierzehnjährigen Neffen und seine neunjährige Nichte, deren Eltern beim versuchten illegalen Grenzübertritt in den Bergen erfroren waren, unbedingt nach Belgien mitnehmen wollte, während sie von einer Tante in England stürmisch verlangt wurden. Der heftige Streit um diese armen Kinder hat uns um so schwerer beunruhigt, als ein in England zwar noch blockiertes, aber ansehnliches Erbe keine kleine Rolle dabei zu spielen schien.

Überhaupt hat die Wahl zwischen zwei oder drei Möglichkeiten uns und den Kindern die Entscheidung recht erschwert. So gab es für 27 von 99 Waisenkindern Verwandtenangebote aus mehreren Ländern. Welch ein Aufatmen und ein Jubel, wenn dann unverhofft aus Auschwitz ein Vater zurückkehrte oder eine Mutter aus ihrem Versteck auftauchte und den gordischen Knoten spielend löste.

Wie aber entscheiden, wenn man gelegentlich nur zwischen zwei offenbar falschen Wegen zu wählen hatte? Für solche Fälle schufen wir schon im Herbst 1944 eine eigene Kommission, in der Vertreter der OSE, der AAE, der HICEM, des JOINT und des SRK, Kh die Pläne für die Weiterwanderung, die Angebote aus überseeischen

Ländern mit uns prüften und dadurch bei schweren Entscheidungen die Verantwortung mit uns teilten.

Dem Kriegsende entgegen

Am 25. August 1944 war General Patton siegreich in Paris eingezogen. Obwohl die Schweizer Behörden die Flüchtlinge zum Warten aufforderten, verliessen viele Erwachsene, auch Familien mit Kindern, unser Land so rasch, so lautlos und so illegal, wie sie gekommen waren. Die meisten unter ihnen waren Staatenlose, die ihre unsichere Situation nicht auf die Probe eines neuen Entgegenkommens stellen wollten. Sie haben klug gehandelt; denn sonst wäre ihre Ausreise erst lange nach dem 7. Mai 1945 möglich geworden. Es waren vor allem die kleinen Leute, die ihre verlassene, so schwer errungene Existenz wieder neu aufzubauen, die rechtzeitig ihre Wohnungen rückzuerobern hofften. Sie wollten auch nach den versprengten, vielleicht überlebenden Verwandten sehen, und so zogen sie zurück, froh und sorgenvoll zugleich. Die Verständigen liessen dem SHEK die Kinder oft samt Gepäck noch da, in der Hoffnung, sie bald abrufen zu können. Wir waren nicht so optimistisch, kannten wir doch die Wohnungsnot, die schlechte Wirtschaftslage nur zu genau. Wir wussten vom Mangel an allen Ecken und Enden und vor allem von dem fehlenden Heizmaterial. So freuten wir uns über die Zusage der eidgenössischen Polizeiabteilung, die Dauer des Aufenthaltes unserer Schützlinge nach unseren Wünschen zu handhaben.

Dafür halfen wir auch willig, wenn die Ausreise bevorstand. Es kam schliesslich dazu, dass die Rückwanderungs-Aufgebote für die Kinder der europäischen Länder über die Zentralstelle des SHEK gingen und wir sie an die Pflegeeltern oder an die Heime weiterleiteten. Neben den offiziellen Rückreisen oder neben der Möglichkeit, sich gelegentlich den Rotkreuzzügen anzuschliessen, organisierte die AAE für uns auch eigene Transporte. Im April 1945, also acht Monate nach der Befreiung von Paris, war die Heimschaffung nach Frankreich fast beendet; auch Neu-Eingebürgerte wurden – unter Ignorierung der Ausbürgerung durch die Vichy-Regierung – zurückgenommen.

Ähnliches galt für Belgien, Holland und Luxemburg. In diesen Ländern war man auch bereit, die Staatenlosen, die dort vor dem 10. Mai 1940 ansässig gewesen und legal gelebt hatten, wieder aufzunehmen. Trotzdem fuhren Ungeduldige – das belgische Konsulat schickte jedes Gesuch um Repatriierung nach Brüssel – verfrüht und illegal zurück. Nichtansässige oder von der Regierung Abgelehnte verliessen an ihrem Bestimmungsorte heimlich die Züge und warteten oft Monate, selbst Jahre, bis sie sich meldeten und dann allmählich eine Legalisierung und eine Arbeitserlaubnis durchsetzten.

Auch viele Flüchtlinge aus Italien warteten die offizielle Heim-schaffung nicht ab, sondern schlüpfen rasch durch die Lücke, die sich Ende April 1945 zwischen der Kapitulation der Deutschen und der Grenzbesetzung durch die Alliierten ergab. Sie strömten zurück, um möglichst schnell wieder «daheim» zu sein und nach dem Rechten zu sehen. Auch sie waren gut beraten; denn sie gewannen dadurch fast zweieinhalb Monate. Zur betrüblichen Überraschung vieler Eltern und Pflegeeltern mussten dann – auf Wunsch der Alliierten – die Familien geschlossen ausreisen, wodurch manch zartes Kind um den Erfolg seines Schweizer Aufenthaltes kam. Die Heimkehrer wurden von der italienischen Bevölkerung vielfach freudig gefeiert. Als ein jüdischer Fabrikbesitzer nach fast zweijähriger Abwesenheit wieder zu Hause und an seiner Arbeitsstätte eintraf, wurden die Kirchenglocken geläutet. Sic Italia!

So war schon vor dem Zusammenbruch Deutschlands ein grosser Teil der Rückwanderer zu Hause und eifrig mit dem Wiederaufbau beschäftigt.

Um das Kriegsende überfluteten dann wieder neue Menschenmassen die Schweiz. Vom 18. April bis 8. Mai wurden über 50'000 Flüchtlinge gezählt; davon reisten 30'000 einfach durch; 20'000, meist Fremdarbeiter und Fremdarbeiterinnen, blieben längere Zeit. Ein Bericht vom 1. Mai weiss von 2'000 bis 3'000, die täglich über Brenz und St. Margarethen kamen. Wieder waren sie schlecht angezogen; wieder ertönte der Ruf nach Kleidern, Anzügen, Schuhen. Es waren vorwiegend Männer, aber es kamen auch ganze Familien und alleinstehende Frauen mit ihren Kindern. Am 16. Mai wurde berichtet, dass täglich 4'000 Franzosen durchfuhren, einige Tausend Schwer-

verwundete wurden hospitalisiert. An den Bahnhöfen reichten wieder die Frauen des FHD heissen Tee in die Züge und die Mitarbeiter des SHEK rüsteten sich zu neuen Besuchen in den Auffanglagern.

Hierbei machte sich das Kriegsende deutlich bemerkbar. Da man wusste, dass alle diese Menschen nicht allzu lange bleiben würden, wollten die Behörden sie beisammen lassen und baten uns, falls die Eltern damit einverstanden waren, nur für polnische und tschechische Schulkinder ein Heim zu schaffen. Die Mehrzahl der Befragten lehnte das jedoch ab; so hatten wir nur mit wenigen Einzelkindern zu tun. Den seelisch-geistigen Zustand dieser Menschen mag Folgendes illustrieren: Die Eidgenössische Fremdenpolizei schien ungehalten, weil das Geburtsdatum eines litauischen Jungen absolut nicht festzustellen war. Sie bat die Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe um Klarstellung des Falles. Diese liess die Mutter kommen; folgende psychologisch interessante Angaben wurden von ihr gemacht: «1942/1943, die genaue Zeit kann ich nicht mehr angeben, kam ich von Litauen zur Zwangsarbeit nach Deutschland. Ich war damals schon Witwe und durfte mein Kind, das tatsächlich am 5. September 193^o geboren ist, mitnehmen. Wir waren zuletzt in Lörrach, und bald nachdem mein Sohn 14 Jahre alt geworden war, wurden in Deutschland für den Volkssturm auch Vierzehnjährige mobilisiert. Man nahm damals auch Ausländer zum Helfen bei der Luftabwehr. Da hat mir ein Berliner Herr geholfen, dass der 5. September 1933 als Geburtsdatum meines Sohnes angenommen wurde. Wie das im Einzelnen vor sich ging, weiss ich nicht mehr. Sie werden meine Handlung verstehen; jede Mutter macht, was sie kann. Es hat sich um die Angabe bei einer Mobilisierungskommission gehandelt.

Im April 1945 gingen wir in die Schweiz und wurden in Basel bei der Aufnahme getrennt. Als mein Sohn dabei nach seinem Geburtsjahr gefragt wurde, hat er 1924 angegeben. Daraufhin wurde ich von einem Offizier vor vielen Menschen zur Rede gestellt, das könne doch nicht stimmen, es müsse wohl 1934 heissen. Da habe ich dies bejaht; mein Sohn müsse verwirrt gewesen sein. In Winterthur hat er beim Hilfswerk für Emigrantenkinder gesagt, dass er 1933 geboren sei. Ich selbst hätte es in Europa bei seinem nun einmal von mir angegebenen Alter belassen. Sie können mich vielleicht nicht ver-

stehen. Es ist aber so nach allem, was ich mitgemacht habe. Ich habe auch Angst, wie es bei seinem Alter wäre, wenn die Russen kämen. Mein Sohn will aber sein richtiges Alter haben. Wir haben deswegen Streit bekommen. Ich bin bereit zu beschwören, dass er am 5. September 1930 geboren ist.»

Dazu schrieb die Zentralstelle des SHEK am 11. Oktober 1949: «Das Geburtsdatum von H. P. betreffend, möchten wir Ihnen mitteilen, dass wir nach Studium des Dossiers und nach den Erklärungen, die die Mutter Ihnen am 22. September gegeben hat, davon überzeugt sind, dass der junge Mann wirklich schon 1930 geboren ist.

Wir begreifen sehr gut, dass diese verschiedenen Angaben die Polizeiabteilung verstimmen, aber wenn man sich die verängstigte, bestimmt wenig intelligente Mutter an der Grenze vorstellt und dazu noch den Sohn, der ein Interesse daran hatte, so alt wie möglich zu sein oder zu scheinen, so findet dieses Hin und Her seine Aufklärung. In unseren Akten ist ein Brief vom Juni 1946, in dem ein Fürsorger schrieb: «...besucht in Yverdon die fünfte Klasse, ist der Grösste seiner Schulklasse und seinen Kameraden körperlich entwachsen.» Im gleichen Jahr verlangte der Junge selbst und auch die Mutter für ihn eine Berufsausbildung. Er wollte verdienen usw., und immer wieder musste man ihm erklären, dass er nach schweizerischen Gesetzen noch schulpflichtig sei.

Im Januar 1947 tauchte bei uns im Zusammenhang mit einer Umplazierung das Geburtsjahr 1933 auf. Die Ärztin, die ihn untersuchte, notierte im Dezember 1947 ein Gewicht von 57 kg und eine Länge von 1,72 m, was sogar für einen mehr als sechzehnjährigen Jungen auffallend gross gewesen wäre. Wir haben Frau P. im Dezember 1947 auch kennengelernt und dabei gemerkt, dass sie, vielleicht nach ihren Erfahrungen als Fremdarbeiterin in Deutschland, besonders klug sein möchte und unter Umständen etwas verschwie, was sie für wenig förderlich hielt. Sie ist bestimmt keine Natur, die unterscheiden konnte, was man in der Schweiz anders handhaben muss als im damaligen Deutschland. Die Schwierigkeiten mit dem nunmehr erwachsenen Sohn dürften ihre Unsicherheit noch verstärken. Wir hoffen, dass dieser psychologische Exkurs die begreifliche Missstimmung in Bern behebt, und der Junge nun endlich so alt sein darf, wie er wirklich ist.»

Die Waffen ruhen – Weiterwanderung

Die Weltgeschichte hatte in jenen Tagen einen hochdramatischen, eiligen Schritt. Angesichts der Vernichtung, der Trümmer, der Gemordeten, der Vermissten, der Verwundeten und der Gefallenen gab es im Grunde bei der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands keinen Anlass zum Feiern. Aber das Feuer war eingestellt, und es fiel auf der ganzen weiten Welt am 7. Mai 1945 kein Schuss mehr. Daher läuteten auch bei uns in der Schweiz die Glocken, hing man die Fahnen aus, legte man die Arbeit vorzeitig nieder und umarmte fremde Menschen auf der Strasse. Jeder genoss die Stille auf seine Weise. Diese unbeschreiblich glückhafte Entspannung der heraufkommenden ersten kampflosen Nacht war wie ein tiefes Atemholen. Den Flüchtlingen und Emigranten, wo immer sie auch weilten, den Erwachsenen wie den Kindern, mögen die Glocken anders geklungen haben, ein Grabgeläute über unausdenkbarem Grauen, und dennoch schwang wohl ein Unterton von Hoffnung mit. Aber es dauerte nicht lange. Waren es Tage, Stunden oder nur Minuten? Schon meldete sich wieder die harte Wirklichkeit, und der Traum vom nunmehr errungenen echten Frieden, von einer Weltverbrüderung war ausgeträumt.

Dennoch erfand das Leben manch versöhnliche Geschichte, wie die folgende: Ein junger Frankfurter, Sohn eines höheren, juristischen Beamten, kam 1939 nach dem Pogrom in das Tessin und erreichte noch 1940 die Neue Welt. Dort wurde er Amerikaner und als solcher ins Heer einberufen. Seine Eltern hatten es abgelehnt Deutschland zu verlassen und waren mit Hilfe vertrauter Freunde untergetaucht. 1945 kam der Soldat mit den Besatzungstruppen nach Deutschland, in die Vaterstadt. Der Gedanke: Wo sind die Meinen? liess ihn nicht ruhen. Zu Hause fand er niemand. Aber er wusste, wo jener Keller lag, der ihnen einst Schutz geboten hatte. Und nun ereignete sich das Wunderbare: Sie waren noch am alten Ort, und er konnte ihnen die Freiheit wiedergeben.

In der Schweiz ging das emsige Aufräumen weiter. Genau besehen waren ja erst die Rückwanderer in ihre Heimat oder in ihr Asylland heimgekehrt, während viele andere, besonders die Ausgebür-

gerten, noch keinen Ausweg wussten. Es gab für sie nur die eine unumstössliche Gewissheit: nie wieder zurück! Sie, die hoffnungslos Entwurzelt und Verwaisten, wurden nun zum grossen Problem.

Glücklicherweise gab es viele, die bereits ihr Ziel kannten, die ihre Einwanderungserlaubnis, ihr Visum, ihr Landungsgeld bereits in der Tasche hatten. Diese Geborgenen warteten im Grunde nur auf das Schiff, das sie wegbringen sollte, weg von Europa, weg von der überstandenen Qual. Dennoch war es schwer mitanzusehen, wie neue Ängste, u.a. um das verfallende Visum, sie beunruhigten, wie sie in den Hafentädten ihre kleinen Reserven angreifen mussten, weil das Schiff, ihr billiges Schiff, nicht kam, zu spät kam, sich als seeuntüchtig, somit als lebensgefährlich erwies. Es fehlte an Hilfsbereitschaft in der Welt, es fehlte aber auch an Schiffsraum, und die heimkehrenden Soldaten besaßen das Vorrecht.

Welch eine Erleichterung, wenn dann in jenen Tagen und Wochen wieder ein Kind, wieder eine Familie oder gar eine grössere Gruppe wegfahren konnte und den «Weg hinaus» gefunden hatte. Unvergesslich, wie am Morgen des 29. Mai 1945 die erste Gruppe der Jugend-Alijah singend, jubelnd und winkend den Genfer Bahnhof verliess. Mit einem Seufzer tiefer Genugtuung hatten die Mitarbeiter des SHEK die 120 Buben und Mädchen aus den Heimen von Bex und Versoix betrachtet und sich gefreut, wie gut man sie mit vereinten Kräften doch noch ausgestattet hatte, wie nett sie aussahen in den weissen Hemden und Blousen und in den dunklen Hosen und Röcken. Die braunen Halbschuhe machten einen wirklich soliden Eindruck, und auf die neuen, prallen Rucksäcke waren die bunten, aus Wollresten gestrickten Decken geschnallt. Alle hatten im Wirbel der Abreise die erlittene Schmach, ihre Toten und unseren Beistand vergessen. Sie wussten nur: wir fahren, wir fahren endlich hinaus, in unser Land.

Diesem ersten Transport nach Palästina sind noch weitere gefolgt. Es haben im Ganzen 504 unserer Schützlinge diesen Weg gewählt. 214 Vollwaisen und 84 Halbwaisen waren darunter, während 179 noch Eltern besaßen. Wo es nur möglich war, hatte sich das SHEK von diesen oder von den nächsten Verwandten eine Zustimmungserklärung unterschreiben lassen; denn in den Jahren 1945 und 1946

schien die rasche Staatsbildung und der damit verbundene Aufschwung in weiter Ferne. In jenen Tagen waren Zertifikate, das heisst die Einwanderungserlaubnis der Mandatsmacht, rar und schwer zu erhalten. Viele junge und ältere Menschen haben daher die illegale Einwanderung dem ungewissen und langen Warten vorgezogen. Wie es dabei zugeht, mag der Bericht eines unserer Schützlinge illustrieren:

«Cypern, den 20. September 1947. Camp Staff 67.

Ich glaube, es war ein grosses Fragen, als ich im August 1946 so plötzlich verschwunden bin. Dies war schon seit Langem mein Plan, nur durfte nicht das Mindeste davon an die Öffentlichkeit. – Ich hoffe, dass Sie dies verstehen werden. Meine Reise ging damals nach Italien. Dort verbrachten wir Monate in der Nähe von Rom... Im März dieses Jahres konnten wir unsere Reise fortsetzen. Wir sind mit dem Schiff Patria über das Meer. Ungefähr sechzig Meilen vor Haifa wurden wir von einem Flugzeug Seiner Majestät von Grossbritannien aufgehalten. Kurze Zeit später kam dann ein Kreuzer der Royal Navy und stellte uns die üblichen Fragen: Wohin wir fahren, was wir transportieren, welche Sprechweite und teilte uns durch Megaphon mit: ‚Sobald ihr euch auf territorialem Gewässer befindet, seid ihr verhaftet/ Wir antworteten, indem wir unsere blau-weiße Fahne hissten und unsere Nationalhymne sangen. Wir kümmerten uns äusserlich nicht um die Anwesenheit des englischen Kreuzers und fuhren weiter. In der Nacht bekam der Schiffsmotor einen Defekt. Wir konnten weder vorwärts noch rückwärts. Bei Tagesanbruch kamen andere Kreuzer in unsere Nähe und erkundigten sich, ob wir etwas benötigten, ob wir Kranke auf ihr Schiff transportieren wollten usw. Wir wiesen sie ab. Einige Stunden später kam einer der Kreuzer wieder in Sprechweite und fragte uns wieder, ob wir Hilfe benötigten. Wir baten um einen Ingenieur und erklärten, unsere Motoren seien defekt. Einige Zeit darauf kam der Ingenieur an Bord mit einigen Matrosen und untersuchte unsere Maschine. Er stellte fest, dass wir in Lebensgefahr seien und die Maschine irreparabel. Er verlangte, dass eine Kommission von drei Mann mit auf sein Schiff kommen und mit ihnen verhandeln solle. Es wurde ausgemacht, dass ungefähr die Hälfte von uns – wir waren 1‘600 Menschen auf einem 800-Tonnen-

Frachtschiff – auf englische Kreuzer verladen und der Rest auf unserem Schiff abgeschleppt würde. Als wir in Haifa ankamen, erwartete uns eine Menge Soldaten, welche bald unser Fahrzeug besetzten. Wir wehrten uns mit allem, was uns zur Verfügung stand: Konservenbüchsen, Schrauben, Kartoffeln, Teile unseres Schiffes, Margarine usw. Es war ein verbissener Kampf ohne Hoffnung auf Sieg. Wir mussten aufgeben. Zur gleichen Zeit wurde die erste Pipe-Line in die Luft gesprengt. Obwohl wir erst zehn Stunden später in Haifa ankamen, war es nicht möglich, etwas von der Stadt zu erkennen, da der Rauch noch alles einhüllte. Wir wurden auf spezielle Schiffe verladen, welche uns nach Cypern brachten; es waren die gleichen Schiffe, welche die Juden nach Hamburg zurückgebracht haben. Auf unserem Schiff waren die Bedingungen furchtbar. Wir mussten die ganze Zeit unter Deck bleiben. Zum Schlafen, Essen hatten wir eine Pritsche von ungefähr 35 cm Breite, 40 cm Höhe und 1,50 m Länge. Während der meisten Zeit unserer Reise lag das Schiff auf einer Seite. Wir hatten eine Schlagseite von 40 Grad. Auch das Essen war ungenügend, von Wasser gar nicht zu reden.

Sie sind bestimmt informiert, wie das Leben hier in Cypern aussieht; ich will Ihnen nur kurz berichten, was ich treibe. Ich habe zum Glück Arbeit im Bureau des Joint gefunden; daher bin ich den ganzen Tag beschäftigt, und dies ist mein Glück. W. Z. hilft in einem Spital ausserhalb des Lagers. Aber auch dieses ist mit Stacheldraht umzäunt. G. B. arbeitet als Lager-Dolmetscher. Wir haben hier noch ungefähr acht Monate zu warten, bis die ersten unseres Schiffes das Lager verlassen können. Hoffentlich wird die UNO eine baldige Lösung hier und auch in Palästina bringen.

Ich bedaure nicht, dass ich mich damals entschlossen habe, diesen Weg zu gehen. Ich sitze heute zwar hinter Stacheldraht; aber auch dies wird ein Ende nehmen. Ich weiss, dass das Leben in Genf und auch in der übrigen Schweiz für uns leichter gewesen wäre; ich bin aber der Ansicht, dass wir in unser Land gehören und nicht mehr in der ganzen Welt als ‚Chaibe Flüchtling‘ oder ‚Chaibe Usländer‘ angesehen werden sollen. Ihr H. F.»

Daran gemessen erschien die Einwanderung in die Vereinigten Staaten eine Kleinigkeit. Etwas Illegales kam dabei sowieso nicht in

Frage. Wessen Affidavit oder wessen Gesundheit nicht entsprach, der wurde nicht zugelassen; da halfen weder Bitten, noch Geld, noch Empfehlungen. So mussten z.B. geistig anormale Kinder unweigerlich Zurückbleiben, und die Eltern hatten nur die Wahl, auch zu verzichten oder allein abzureisen. Waren die Gesuchsteller aber geprüft und alles recht befunden, waren die Schiffskarten da und die Transitvisen, so blieben nur noch acht bis zehn Tage auf hoher See, und unsere Kinder glitten an der Freiheitsstatue vorbei in die Arme der sie erwartenden Verwandten oder Comités. Diese gaben sich alle Mühe, den Anlagen und Neigungen der Ankömmlinge gerecht zu werden und aus ihnen raschest «American boys and girls» zu machen.

Einem ersten grösseren Transport von verwaisten Kindern und Jugendlichen, die über individuelle Affidavits verfügten, folgte bald eine zweite Gruppe, die dank eines korporativen Affidavits des «U.S. Committee for the Care of European Children» einwandern durfte. Diese Organisation nahm eigentlich die Kinder aus den Lagern der displaced persons in Deutschland, hatte aber Verständnis für unser Bestreben, auch die in der Schweiz solange blockierte Jugend raschest ihrem endgültigen Ziel zuzuführen.

Was die Reisevorbereitungen anging, so zeigten unsere alleinstehenden Kinder eine geradezu herrliche Sorglosigkeit. Durch ihre bisherigen Schicksale an plötzliche Veränderungen gewöhnt, glichen sie wahrlich den Vögeln auf den Zweigen. Sie waren zu allem bereit, auf alles gefasst und lebten dem Tag und der Stunde.

War das Wohin, also das Land und die Leute, einmal festgelegt, so freuten sie sich, wenn es rasch weiterging, waren aber auch nicht unglücklich, wenn irgendein politisches Ereignis oder eine neue Verordnung alles wieder änderte. Schon morgen abreisen? «Gut.» Um zwölf Uhr Bahnhof? «Gerne.» Oder: Das Schiff fährt erst in zehn Tagen. «Kann ich mich dann noch bei meinem Freund in Paris verabschieden?» – Der Onkel in New York ist plötzlich gestorben. Du musst also doch nach Chicago. «Ist das nicht auch eine sehr grosse und schöne Stadt?» Entscheidungen, um die wir uns wochenlang die Köpfe zerbrachen, erledigten sie im Handumdrehen. Warum wollt ihr nicht zur Tante nach Palästina? «Nein, es ist zu weit weg

von Europa.» So haben wir Erwachsene das Schicksal dieser Kinder wohl weit dramatischer und düsterer erlebt, als es für die körperlich und geistig Gesunden unter ihnen war.

Es lagen noch immer Angebote von Kollektivvisen für 300 Kinder nach Australien, für 100 nach Mexiko vor; man hätte auch zwischen Canada und Venezuela wählen können. Aber überall verlangte man Vollwaisen unter fünfzehn, möglichst unter vierzehn Jahren. Wie wir schon gezeigt haben, erübrigten sich kollektive Lösungen. Ausserdem scheuten wir vor uns unbekanntem Ländern und Verhältnissen zurück. Wir wollten möglichst sicher gehen, alle Provisorien vermeiden, tunlichst allen Staatenlosen eine gute Staatsbürgerschaft anbahnen und uns auf keine Experimente einlassen. Ausserdem hatten wir Zeit, da begonnene Lehren nun doch fertiggemacht und auch Studien zu einem Abschluss gebracht werden durften¹.

Die ständige Mahnung an die «Ausreisepflicht» war uns längst vertraut; unsere Schützlinge haben sich überhaupt nie darum gekümmert und sich weder davon beeindrucken noch gar belasten lassen. Das Wichtigste war, dass viele unter den Jugendlichen begriffen hatten, welche wesentliche Erleichterung eine gute Berufsausbildung, besonders im Handwerk, die Beherrschung der künftigen Umgangssprache, Maschinenschreiben und Stenographie, Buchführung oder ein absolviertes Technikum für den Beginn ihres neuen Lebens bedeuten würde. Und so haben die Reiferen und die Klügeren noch soviel dazugelernt, wie ihnen möglich war. Andere waren zu jung oder zu leichtsinnig und haben später ihre Torheit wohl bitter bereut.

Allen, die lange in der Schweiz gelebt hatten, fiel der Abschied nicht leicht, und uns auch nicht. Bei manchem Burschen und bei manchem Mädchen schüttelten wir traurig die Köpfe und bedauerten, dass wir diese Kinder, die zum Teil sechs bis zwölf Jahre bei uns

¹ Als Zwischenbilanz mögen Zahlen des 1. Oktober 1945 interessieren; da hatten bereits 2'865 Kinder und Jugendliche die Schweiz verlassen. Und zwar waren 1'546 nach Frankreich, 538 nach Italien, 268 nach Belgien zurückgekehrt und 415 nach Palästina weitergezogen. Ende Oktober, also 30 Tage später, sah die Statistik etwas anders aus; da waren es statt 2865 schon 3209, und zwar hatten davon 1'886 Eltern und 1'323 waren in der Schweiz alleinstehend. Weiteres im Anhang, Seite 232.

gelebt hatten, ziehen lassen mussten; sie hatten schon tief Wurzeln geschlagen und wären für unser Land zum Gewinn geworden¹.

Wiedervereinigung von Familien

Die Kinder, die mit ihren Eltern in der Schweiz lebten, hatten – wie wir bereits zeigten – durch deren unterirdisches Mitregieren während all der Jahre viel Mehrarbeit und grössere Unruhe verursacht als die alleinstehenden. Nach Kriegsende wendete sich das Blatt. Was war natürlicher, als dass ein Familienvater oder eine Mutter alle zur Ausreise nötigen Schritte selbst unternahm und sich bei den Organisationen für Erwachsene Hilfe und Rat holte. Wir hatten daher meist nur Zuschüsse an Geld und vor allem an Optimismus zu liefern. Begreiflicherweise war die Wiedervereinigung mit ihren Kindern eine der elterlichen Hauptsorgen. Die langjährige Trennung hatte da des öftern eine weite Kluft aufgerissen. Wie sollte sich auch der Pflege Sohn einer Bernbieter Bauernfamilie im Handumdrehen wieder mit seinen polnischen, städtischen Eltern eins fühlen, oder – um ein anderes Beispiel zu nennen – ein kleines Mädchen, das man in einem Einfamilienhaus sorgfältig erzogen hatte, über Nacht alle seine Gewohnheiten und Ansprüche ablegen?

Die sich aus solchem Gegensatz ergebenden Krisen versuchten die Sektionen zu mildern, indem sie Eltern und Kinder bereits einige Zeit vor der gemeinsamen Weiterreise wieder vereinigten. Da mag es dann einer gesunden und klugen Mutter gelungen sein, ihr Kind rasch wiederzugewinnen. Aber eine leichte Aufgabe war es wahrlich nicht, und je älter das Kind war, umso schwieriger.

Sie war dennoch klein, gemessen an der Spannung, mit der die Erwachsenen, Mitglieder verstümmelter Familien, die Listen der auftauchenden Männer, Frauen und Kinder durchflogen. Da hatte man bei Marburg Frauen aus Ungarn gefunden; Überlebende aus dem Lager Dietz, überwiegend Belgier, wurden gemeldet. 2'500 Tschechoslowaken und 112 andere, Juden und Nichtjuden, hatten im KZ Buchenwald überlebt; ein Comité in Moskau nannte Juden, die man in Kaunas, Wilna, Grod-

¹ Siehe Anhang Seite 234.

now, Lublin, Bialistok, Dubnow usw. entdeckt hatte. Und dann ereigneten sich «die Wunder», die ach so seltenen Wiedervereinigungen von Familien, die auch den weniger Glücklichen noch jahrelang den Mut zum Weiterhoffen und Weitersuchen gaben.

Da sass Frau B. in Bern am Radio, Stunde um Stunde und immer wollte der Name ihres Mannes nicht kommen, den sie in Auschwitz vermutete. Sie war mit ihm gleich nach der Eheschliessung von Polen nach Frankreich gewandert, hatte 1931 ihr erstes Kind bekommen und erst elf Jahre später ein zweites. Von diesem konnte sie den Geburtsort nicht angeben, weil sie infolge des Erlebten das Gedächtnis verloren hatte und nicht einmal mehr den Namen ihrer Schwester fand. Als der Mann ihr entrissen war, kam sie zu Fuss mit der zwölfjährigen Tochter und dem dreizehn Monate alten Söhnchen über die Grenze. Der Kleine erkrankte schwer, was zu seiner und der Mutter Lagerbefreiung führte. Zufällig kam sie ratholend in das Büro des Bernischen Hilfswerks, als eine Frau sich gerade für die Aufnahme einer Mutter mit Kleinkind meldete und sie einlud. Sogar das Schulkind durfte mitkommen, und so lebten sie wieder zu dritt. Aber der Mann, der Vater fehlte! Da kam ein Telegramm aus Paris. Er hatte mit einigen anderen der Hölle entfliehen können. Ein Wiedersehen an der Grenze wurde möglich. Die Begegnung mit dem nunmehr verkrüppelten, schlecht gekleideten, unterernährten Mann warf die Frau fast zu Boden. Obwohl man ihm in Frankreich einen Kur-aufenthalt finanzierte, hatte sie keine Ruhe mehr. Sie musste nach Frankreich zurück, zurück in die fast ausgeräumte Wohnung. Die Bernerinnen unterstützten das, spendeten Wäsche und Geschirr. Damit und mit ihren zwei blühenden Kindern fuhr sie Mitte Juli 1945 zurück. Jetzt wusste sie auch, dass ihr Junge in Clermont-Ferrand geboren war, wo sich – laut Bericht vom März 1947 – die ganze Familie wieder in ihrer alten Wohnung befand.

Da sorgte sich im Flüchtlingsheim in Brissago eine Frau aus der Tschechoslowakei. Sie war ganz allein. Ihre zwei Buben waren mit anderen Kindern samt dem Lehrer geflüchtet, wer weiss wohin. Der Mann lebte in Belgien; mit ihm stand sie mittlerweile wieder in Verbindung. Und nun hörte sie, dass in Ascona, eine Stunde von ihr ent-

fernt, im Kinderheim zwei Tschechenbuben erwartet wurden. Sie telefonierte und fragte nach deren Namen. Sie traute ihren Ohren kaum. Träumte sie nicht? Seit zwei Jahren war sie ohne Nachricht von ihnen. Sie erreichte mit dem Postauto gerade noch die Station. Der Zug kam an, und es stiegen wirklich ihre Kinder aus. Bald konnten alle drei nach Belgien zum Vater, und heute leben sie zu viert in den Vereinigten Staaten.

1946 wurde der Leiterin eines Internates ein Brief gebracht. Er war von der Mutter eines langjährigen Zöglings, den die Eltern 1940 zu sich nach Warschau hatten kommen lassen. Er lautete: «Es ist Auferstehungstag und eine liebe Bekannte fährt heute in die Schweiz, da möchte ich nicht versäumen, Ihnen ein Lebenszeichen zu schicken. Alle leben wirl Ist das nicht alle Leiden wert? Und diese waren nicht klein. Die Fülle der Erlebnisse kann ich Ihnen in einem Brief nicht zusammenfassen; es gab sogar Heiteres, Komisches; der Rest war allerdings immer mit dem Tod Spazierengehen. Zuletzt flohen wir aus Warschau; mein armer Mann wurde – als Jude – sehr gesucht und sein Dasein immer schwieriger. Wir liessen wieder fast alles zurück. Aber wir waren gerettet.

In Wien schwer gearbeitet, wenig zu essen, aber mit einem trotzigen Glauben durchgehalten. Unser Kurt wurde an der Invasionsfront gefangen und ist in Südengland. Es geht ihm gut. Er hat mich in Warschau nicht enttäuscht und ist vor allem politisch so wie wir eingestellt. Ich erwarte den Buben in einigen Wochen. Es geht uns gut! Ich spiele wieder Theater hier, in einem Zeitstück, aber nach dem Erlebten sind das Kindereien! Ich sehne mich krank, einen Ausdruck dafür zu finden, was ich gesehen, beweint und erlitten habe und finde niemand, der es nachfühlt und es in Worte setzen kann. Ich warte! Ihre E. H. Wir heissen jetzt J. Ich bin die Mutter von K. v. J.»

Auch die, die es miterlebten und nachzufühlen vermochten, können es kaum in Worte fassen. Da muss eigene Phantasie, da muss ein williges Herz sich einschalten, um all das, was diese Menschen ertragen und durchlitten haben, selbsttätig zu ergänzen.

Früher verfolgte Kinder

Allmählich senkten sich in Europa die hochgehenden Wogen; die herumziehenden Millionen fanden entweder den Weg nach Hause, oder sie wurden überall in Lagern gesammelt. Die am schwersten Betroffenen, die Überlebenden der Konzentrationslager, erwartete in den verschiedensten Ländern verständnisvolle Aufnahme und Pflege. So betreute das SRK, Kh gemeinsam mit jüdischen Organisationen auch 370 Jugendliche und Kinder aus Buchenwald. Diese Unglücklichen wieder ins Leben zurückzuführen, war eine ganz ungewöhnliche und äusserst schwierige Aufgabe. Das SHEK hatte nur ganz zufällig mit einigen von ihnen zu tun; wir waren dabei erschüttert von ihrem pseudo-männlichen, straff militärischen Auftreten, ihren «Beschlüssen», ihrer Drohung mit Hungerstreik, also von ihrer scheinbaren Willensstärke, hinter der sich doch nur die Verzweiflung und die Ratlosigkeit geschändeter Kinder verbarg. Sie schienen nur ein Ziel zu haben, und das war eine rasche Berufsausbildung und Zeugnisse, Zeugnisse!

Es gab auch andere besonders beklagenswerte Kinder im Grossdeutschen Reich, das waren die katholischen und evangelischen Mischlinge ersten und zweiten Grades. Man hatte sie tunlichst versteckt, auf die verschiedenste Weise getarnt, und so kamen sie, soweit sie nicht verfolgt und verschickt worden waren, schlecht ernährt und schwer verängstigt durch die «grosse Zeit». Da war es ein Segen, dass das Bernische Hilfswerk ein Jahr nach Kriegsende 97 solcher «früher verfolgter Kinder» aus Wien auf fünf Monate kommen lassen konnte und im darauffolgenden Sommer auch für 40 Mischlinge aus Frankfurt a. M. wieder Pflegeeltern fand, die sie monatelang beherbergten und dann, gut ausgestattet, in ein nun besseres Zuhause schickten.

Transitland wird Heimatland

Seit dem Herbst 1946 wurde nicht nur vom Weiterwandern, sondern schliesslich auch vom Dableiben gesprochen und darüber geschrieben. Nach vielem Beraten im Bundeshaus und in den Kantonen,

nach manchen Entwürfen und Gegenentwürfen, nach einer Konferenz der Polizeidirektoren, nach Verhandlungen mit den Vertretern der Schweizerischen Zentralstelle für Flüchtlingshilfe wurde am 20. März 1947 das «Dauerasyl» geschaffen, womit bestimmten Kategorien von Emigranten und Flüchtlingen für den Rest ihres Daseins das Rück- oder Weiterwandern endgültig erspart werden sollte. Zur Durchführung dieses so grosszügigen Bundesratsbeschlusses war die Mitwirkung der Kantone unerlässlich, die zum Teil dazu erst Gesetzesänderungen beschliessen mussten. Die für Dezember 1948 im Kanton Zürich angekündigte Volksbefragung wurde mitumso grösserer Spannung erwartet, als dabei das Schweizervolk seit Langem wieder oder überhaupt zum erstenmal Gelegenheit erhielt, selbst zum Asylrecht Stellung zu nehmen. Zürich hat die Prüfung bestanden und wurde beispielgebend für andere, eher zögernde Kantone. Es war ein gewichtiger Schritt; denn es wurde dabei erstmalig einer Gruppe von Flüchtlingen zum Voraus ein dauerndes Bleiben gesetzlich garantiert.

Wenn man bedenkt, dass dieses Dauerasyl auch Emigranten betraf, die vielleicht seit 1933 in Abständen von drei, maximal sechs Monaten immer wieder ein Gesuch um Verlängerung ihres Aufenthaltes eingereicht, also im Verlauf der Jahre vielleicht 50- bis 60mal als Bittsteller vor einem Beamten der kantonalen Fremdenpolizei gestanden hatten, so musste dieses endgültige: «Du darfst bei uns bleiben, solange du lebst; du darfst arbeiten, solange du kannst, und wir, der Bund, der Kanton und dein Hilfswerk, werden für dich sorgen, wenn du nicht mehr arbeiten kannst», wie ein Wunder gewesen sein.

Um die Wohltat des dauernden Asyls haben sich insgesamt rund 2'000 Gesuchsteller bemüht; etwas über 1'300 Gesuche wurden schliesslich im positiven Sinne erledigt.

Einen Anspruch auf Dauerasyl besaßen «alle alten Emigranten und Flüchtlinge des Jahrgangs 1889 und ältere, Kranke und Gebrechliche, Kinder bis zu 16 Jahren, die nirgends mehr Verwandte haben und die in einer Schweizer Familie dauernd Aufnahme gefunden haben, sofern sie nicht zu einer Gruppe gehören, für die eine Gesamtlösung zur Weiterreise in Frage kommt, und Flüchtlinge sowie Emigranten mit wissenschaftlichen, kulturellen, künstlerischen, sozialen, huma-

nitären oder wirtschaftlichen Leistungen. Der Ehegatte und die minderjährigen Kinder der von der Ausreisepflicht befreiten Flüchtlinge und Emigranten werden in der Regel ebenfalls nicht zur Weiterreise verhalten.»

Dies ist der etwas gekürzte Wortlaut des Bundesratsbeschlusses, der vierzig Paragraphen fünf verschiedener früherer Vollmachtenbeschlüsse nunmehr ersetzte. Er hatte die Niederlassung ohne Heimatpapiere zur Voraussetzung und bedeutete den Verzicht auf Ausweisung auf Grund von Bedürftigkeit. Für die anderen Flüchtlinge und Emigranten galt zwar weiter die Pflicht der Ausreise, aber die Ausreisefristen wurden jeweils länger und passten sich dem Eintreffen von Einreisebewilligungen in ferne Länder besser an.

Es gab ausserdem zahlreiche Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die – obwohl ohne gültige Papiere – von der Pflicht der Ausreise entbunden und mit allen übrigen Ausländern gleichgestellt wurden. Während der Geburtswehen dieses umwälzenden Gesetzes hatte sich das SHEK immer wieder gefragt, ob es seine Schützlinge zum Dauer asyl überhaupt anmelden sollte, nachdem es sich nach reiflicher Überlegung und nach gründlichster Prüfung entschlossen hatte, für 30 bis 50 verwaiste Kinder, das Verbleiben in der Schweiz und die spätere Einbürgerung anzustreben. Da das Dauer asyl hierbei nichts schaden konnte, hat es auch 47 Gesuche in siebenfacher Ausführung gestellt und jedem Falle eine ausführliche Monographie beigelegt. Dies erwies sich später als überflüssig, weil sich der Chef der eidgenössischen Fremdenpolizei zu unserer freudigen Überraschung für die später einzubürgernden Kinder selbst verwendete. Er ist persönlich zu den massgebenden kantonalen Beamten gereist und hat sich unseren Standpunkt zu eigen gemacht, dass diesen wenigen jungen Menschen, die durch den Besuch der Schweizer Schulen völlig assimiliert waren, die Einbürgerung möglichst erleichtert werden sollte. Nachdem fünf der hierfür Vorgesehenen noch auswandern konnten, fünf Kinder nur zum Dauer asyl wegen Krankheit in Frage kamen, handelte es sich im Ganzen um 37 Kinder und Jugendliche, von denen inzwischen neun das Dauer asyl und zehn die normale Aufenthaltsbewilligung erhielten. Von diesen letzteren zehn sind sieben bereits Schweizer und Schweizerinnen geworden, zwei davon allerdings durch Heirat. So

bleiben also noch rund zwei Dutzend, die nach vollendeter Frist hoffentlich auch gute Eidgenossen werden¹. Was die Einbürgerung für diese jungen Menschen hiess, mag der Dank unserer «ersten» Schweizerin zeigen:

«Den 27. März 1949... Ich kann Ihnen nicht beschreiben, was mir das bedeutet, als ‚Baslerin‘ durch die Stadt zu gehen, nachdem ich so viele Jahre staatenlos war. Es ist dies das grösste Geschenk, welches ich bisher in meinem Leben empfangen durfte. Ich werde es nie als selbstverständlich hinnehmen.» Und die staatenlose Mutter fügte bei: «In der vergangenen Woche wurde meine Tochter vom Bürgerrat als Schweizerin begrüsst. Wie übergross ihre Freude ist, sehen Sie aus ihrem Briefe. Sie erklärte mir erst gestern, wenn sie jetzt einen Ausländer noch so lieb hätte, heiraten würde sie ihn nie. Ihre Schweizer Staatsangehörigkeit würde sie nie mehr hergeben!»

Besonders begünstigt war ein Mädchen, das erst 1945 mit seiner Mutter als Transitflüchtling aus Theresienstadt bei uns einreiste. Damals wollte ihm die Polizeiabteilung nicht einmal einen Internierungsbeschluss geben, «weil es die Schweiz mit dem nächsten Transport wieder verlassen müsse». Die geplante Auswanderung nach Palästina kam jedoch nicht zustande, weil das Kind so an seiner fast blinden Mutter hing, dass es beschloss, lieber zu verzichten, als sich von ihr auf ungewisse Zeit zu trennen. Schliesslich haben Mutter und Kind das Dauerasyll erhalten. Die zwei sind die Überreste einer grossen Familie, die zum Teil vergast wurde und zum anderen Teil in Theresienstadt starb.

Das Dauerasyll erhielt auch ein Junge, der als kleiner Bub mit seiner Mutter von Deutschland nach Polen zurückverwiesen wurde, dann mit seinen Eltern in Holland, Belgien und Frankreich weilte, mit ihnen nach Gurs und Rivesaltes kam, von der OSE schliesslich gerettet wurde, während man die Seinen zuerst trennte und dann einzeln deportierte. Der Junge kam mit fünf Jahren unter falschem Namen mit «künstlichen Eltern» zu uns. Der richtige Sachverhalt und seine Identität wurden erst zwei Jahre nach seiner Ankunft bekannt und dadurch die Verbindung mit Verwandten in Amerika ermöglicht.

¹ In diesen Zahlen sind die Kinder, die mit ihren Eltern dableiben dürfen und zum Teil auch Dauerasyll erhielten, nicht eingerechnet.

Obwohl diese bereit waren – trotz eigener Kinder und schwerem Existenzkampf –, den Jungen zu sich zu nehmen, gelang es, ihn seinen kinderlosen Pflegeeltern, die ihn zärtlichst lieben und bestens erziehen, zu erhalten. Er soll bald adoptiert werden, bekam bereits das Dauerasyl und kann wohl ab 1955 in Basel unentgeltlich die Einbürgerung erhalten.

Die Frage der Adoption spielte im Grunde eine untergeordnete Rolle, weil sie in keinem Kanton eine Änderung der Staatsbürgerschaft einschliesst. Ein staatenloses Kind ändert zwar den Namen, aber es bleibt staatenlos. Trotzdem gibt es Kantone, die eine Adoption gerne sehen, weil sie daraus mit Recht auf die unlösbare Beziehung zwischen den neuen Eltern und dem Flüchtlingskind schliessen.

In den Fragen des Dauerasyls, der Einbürgerung und der Stellung zur Adoption hat sich die Vielfalt der schweizerischen Auffassungen und Einrichtungen deutlich gezeigt. Was ein Kanton begrüsst, fand der andere überflüssig; was einer bereitwillig in Aussicht stellte, liess der zweite offen, und der dritte erklärte es sogar für aussichtslos. Wie gut, dass der «dritte» im Hinblick auf die Schützlinge des SHEK selten vorkam¹.

Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit, völlig verlassene Waisenkinder zur späteren Adoption überhaupt zu bekommen, hat viele kinderlose Ehepaare in der ganzen Welt erstaunt und mit Recht verstimmt. Die Regierungen aller kriegführenden Staaten sahen jedoch, nach der so furchtbaren Verkleinerung ihres Nachwuchses, in jedem gesunden Kind ein nationales Kapital und sträubten sich daher gegen eine für das Kind segensreiche und beglückende Verpflanzung. Auch diese Ungeheuerlichkeit gehört zum Bild unserer Zeit.

Das SHEK konnte nur einem einzigen kinderlosen, jüngeren Ehepaar, das auf der Suche nach Waisenkindern persönlich von Süd-

¹ Seit Ende 1950 hat die Frage des Dauerasyls etwas an Bedeutung verloren, weil der Bundesrat den Augenblick für gekommen hielt, den 4'000 bis 6'000 Ausländern, die schicksalsmässig zu den Flüchtlingen gezählt werden mussten, und deren Aufenthalt noch nicht endgültig geregelt war, die Pflicht der Ausreise zu erlassen. Dies schliesst die Auffassung der Justiz- und Polizeiabteilung ein, dass der Schweizer Arbeitsmarkt die rund 3'000 arbeitsfähigen Flüchtlinge aufsaugen könne und im Hinblick auf die Flüchtlingsprobleme in anderen Ländern auch müsse.

amerika nach Europa kam und beste Referenzen mitbrachte, einen völlig verlassenen neunjährigen Jungen und ein fünfjähriges Mädchen übergeben. Die beiden fremden Kinder haben sich wie Geschwister aneinander angeschlossen und die Berichte der Eltern sowie die uns zugekommenen Bildchen zeigen, dass dieses gewagte Experiment vortrefflich gelungen ist.

AUS DEN KINDERDOSSIERS

Die Gesunden

An die 10'000 Kinderschicksale sind während fünfzehn Jahren dem SHEK bekannt geworden, 10'000 gemarterte Kinder und Jugendliche, einerlei, ob sie sich dessen bewusst wurden oder nicht. Leider hatte man während der entscheidenden Jahre weder die Zeit noch die Mittel, sie alle psychologisch beobachten zu lassen. Für die Gesunden genügten wohl die Augen und Ohren der Pflegeeltern, der Heimleiter, der Lehrer, der Mitarbeiter, und für die offensichtlich Kranken fand sich immer wieder die Hilfe psychologisch geschulter Ärzte und Fürsorger.

Es ist mittlerweile viel über das kriegsgeschädigte und das entwurzelte Kind geschrieben und debattiert worden, weniger über das diffamierte und das verfolgte. Daher möchte das SHEK hier einen Bruchteil seines Materials mit einigen zusätzlichen Bemerkungen vorlegen.

Wir können nicht oft genug betonen, wie sehr wir uns gegen alle Verallgemeinerungen sträuben. «Die Franzosen»... «die Italiener»... «die Deutschen»... Mit solchen Sammelbegriffen werden so viele Unterschiede und Nuancen weggewischt, und man spaziert befriedigt durch eine äusserlich geordnete, trotzdem falsch gesehene Welt. Wir möchten uns nicht des gleichen Fehlers schuldig machen und bitten, die folgenden Feststellungen lediglich als das Ergebnis unserer Erfahrungen und Erlebnisse anzunehmen. Hierbei seien die Einmaligkeit jedes menschlichen Wesens, der tausendfache Wandel innerhalb eines einzigen Daseins, die ständige Gefahr, ein Kind oder einen Jugendlichen gerade in seinem günstigsten oder ungünstigsten Augenblick gesprochen oder beobachtet zu haben, und zuletzt die Person des Beurteilenden in Rechnung gestellt.

Die erste, nach diesen Vorbehalten sich stellende Frage lautet: Konnte man einen Unterschied erkennen zwischen dem nur diffamierten Emigrantenkind und dem nur verfolgten Flüchtlingskind?¹ Wir sagen «nur», weil es ja leider eine grosse Anzahl von diffamierten Emigrantenkindern gab, die später noch zu verfolgten Flüchtlingskindern umgeprägt wurden. Wir glauben antworten zu müssen, dass es diesen Unterschied gibt, denn das diffamierte Emigrantenkind wurde nach unserer Kenntnis seelisch noch schwerer getroffen und verletzt als das verfolgte Flüchtlingskind. Wir hoffen im ersten und zweiten Abschnitt dieses Buches das Schicksal des Emigrantenkindes so eindringlich geschildert zu haben, dass diese Behauptung nichts Überraschendes mehr hat. Es handelte sich dabei für die Eltern wie für die Kinder nicht nur um etwas für das 20. Jahrhundert völlig Unvorstellbares, sondern zugleich um das Gebrandmarktsein, um das Verfälschtwerden, das Verhöhntwerden sowie um den Entzug des Rechtes, als Mensch gewertet zu werden.

Die Flüchtlingskinder dagegen überkam die Verfolgung mitten im Krieg. Die kleinen Franzosen z.B. hatten schon Bombardierungen hinter sich, waren schon vom Norden des Landes gemeinsam mit den anderen Millionen Menschen, mit Holländern, Belgiern und Luxemburgern gegen Süden gezogen, hatten sich mit allen gemeinsam am Strassenrand schlafen gelegt oder bei Luftangriffen in Wäldern verkrochen, hinter Scheunen geduckt. Es war eben Krieg, das Unglück aller; so litten sie mit und liefen mit. Dass man viele von ihnen noch als Juden bedrohte, mögen nur die Älteren in seiner ganzen Tragik und Besonderheit empfunden haben. Die Jüngeren gehörten einfach zu den vielen, vielen Kindern, die auch von zu Hause weg mussten, die auch unterwegs waren, auch Hunger hatten, auch froren und auch furchtbar müde waren. So fühlten sie sich nicht allein, und dieses Eingefügtsein in das Schicksal eines ganzen Landes, eines Volkes, einer Kriegspartei erscheint uns als der entscheidende, psychologisch bedeutsame Unterschied. Dieses Massenschicksal hat wahrscheinlich

¹ Das Emigrantenkind ist zwischen 1933 und 1939 bzw. vor 1942 direkt oder auf Umwegen in die Schweiz eingereist und wurde bei einem Kanton zuständig; das Flüchtlingskind dagegen ist ab August 1942 illegal gekommen und blieb unter dem Schutz der Eidgenossenschaft.

viele Flüchtlingskinder, die verfolgt inbegriffen, vor individuellen Schädigungen bewahrt.

Dass das diffamierte Emigrantenkid, soweit es auf dem Kontinent geblieben war, auch noch ein verfolgtes Flüchtlingskind werden musste, wurde zur doppelten Gefahr, vor der es für gesunde Kinder wohl nur eine Rettung gab, nämlich das Ganze in ein «Abenteuer» zu verwandeln. Wo dies gelang, kamen sie, insbesondere viele Jugendliche, zu unserem grossen Staunen heil und zynisch heiter aus den schwersten Situationen heraus.

Es darf hier eine weitere Kategorie von Kindern und vor allem von Jugendlichen nicht vergessen werden, das ist die K.Z.-Jugend. Sie hatte wohl Ähnlichkeit mit den diffamiert-verfolgten Kindern, aber sie ging in allem und jedem weit über diese hinaus. Die Gefahren, die sie hatte überstehen müssen, die Ungeheuerlichkeiten, deren Zeuge sie gewesen war, hat diese «Wolfskinder unserer Zeit» stigmatisiert, hat sie so unberechenbar und so misstrauisch gemacht, hat ihnen jeden Respekt vor Menschen und Dingen geraubt. Als natürliche Folge ergab sich u.a. eine gesteigerte Zerstörungssucht, der nur mit unendlicher Geduld langsam zu steuern war. Kurz nach ihrer Einreise in die Schweiz bewohnte eine kleine Gruppe vorübergehend ein vom SHEK gemietetes Kinderheim. Da haben, um nur ein Beispiel zu geben, diese jungen Burschen ganze Teile der elektrischen Leitung anscheinend grundlos abmontiert, sie haben weder Matratzen noch Kissen, weder Bettvorlagen noch Decken geschont. Jedes Stück war in Gefahr, missbraucht, beschmutzt, durchlöchert, zerrissen, zerbrochen zu werden. – Wer je die Schlafstellagen, die Abtritte eines Konzentrationslagers gesehen hat, wer diese Jugend mit ihren Blechbüchsen um das bisschen Suppe hat warten sehen, der weiss, wodurch sie äusserlich so stahlhart und innerlich so morsch geworden war, und wird nie einen Vorwurf gegen sie erheben.

Altersstufen

Entscheidend war und blieb neben der körperlichen und seelischen Gesundheit das Alter, in dem sie die Diffamierung, das Lagerleben,

den Krieg, die Deportation durchmachen mussten. Je jünger sie bei diesem Gang durch die Hölle waren, umso weniger konnte er ihnen schaden. Dennoch hatten selbst die Kleinsten vielfach ihre normalen Reaktionen verloren. Sie konnten anfangs weder spielen noch singen. Sie fanden das «dumm». Es stand wohl in einem zu krassen Gegensatz zum vielen Verstecktsein, zur Unterdrückung jedes lauten Wortes, zur ständigen Flucht, zur ewigen Spannung. Wir zweifeln nicht, dass auch sie an der mangelnden Kontinuität gelitten haben, dass an vielen die Ungewissheit über den Verbleib der Eltern Tag und Nacht genagt haben mag. So spielten sie sich und uns in kindlich rührender Selbsthilfe vor, die Eltern sähen ihnen zu und kämen bestimmt wieder.

Ein kleines Mädchen, das im Juli 1945 nach Paris begleitet wurde, hielt z.B. sein Püppchen krampfhaft im Arm und konnte trotzdem nicht einschlafen. Plötzlich überraschte es die junge Begleiterin mit der Bemerkung, ob die Mutti es wohl jetzt auch sähe? Nichts ahnend fragte diese: «Kommt deine Mutti dich nicht abholen?» Die Kleine antwortete: «Meine Mutti ist doch von Männern geholt worden; ich fahre zu einer Tante; ich kenne sie nicht. Gell, meine Mutti sähe mich auch, wenn ich in einem dunklen Keller sässe.»

Ein kleiner Bub war in einer Ferienkolonie. Er wollte mit einer neuen Helferin unbedingt Beeren pflücken gehen. Kaum waren sie ein Stückchen zusammen gewandert, so griff er zutraulich nach ihrer Hand und fragte sie ganz ruhig, ob sie seine richtige Mutti – nicht sein Berner Mueti – kenne und ob sie ihm helfen wolle herauszufinden, in welchem Lande sie sei. Diese Bitte wiederholte er bei fast jedem Erwachsenen, mit dem er neu in Berührung kam.

Als eine Fünfjährige von der Landung der Alliierten hörte, sagte sie ganz eifrig: «Jetzt kann ich wieder zu meiner Mutti zurück und mein rosa Kleid anziehen, das so schöne Falten hat.»

Ein bereits Dreizehnjähriger schrieb: «Tag und Nacht denke ich an meine Eltern und an das Wiedersehen mit ihnen und an das gute Leben, das wir gemeinsam führen werden. Ich denke auch daran, dass ich meine zwei Schwestern wiederhaben werde und wir dann alle beisammen sind. Ich hoffe, dass alle Kinder ihre deportierten Eltern wiederfinden werden...»

Es wurde bereits mehrfach angedeutet und kann hier nur wiederholt werden, dass nach unserer Erfahrung der gesunde junge Mensch in der Regel ein überraschend geschmeidiger Emigrant und Flüchtling war, man daher äusserst vorsichtig sein muss, die Not, den Abscheu und die Verzweiflung der Erwachsenen auf diese Jugend zu übertragen.

Hier soll eine mehrfach beschriebene Episode darum wiederholt werden, weil sie so klar bestätigt, was wir meinen. In einem Kinderheim wurde folgendes Gespräch zwischen einem elfjährigen Schweizer und einigen Flüchtlingskindern belauscht. «Wo wohnst du?» «In der Schweiz.» «Wo bist du geboren?» «In der Schweiz.» «Wo warst du mit fünf Jahren?» «In der Schweiz.» «Und mit acht Jahren?» «In der Schweiz; bis heute war ich immer in der Schweiz.»

Da fingen die Kinder herzlich zu lachen an und wollten nicht glauben, dass ein Junge von elf Jahren immer «nur in der Schweiz» gewesen war.

Auf dieses Gelächter kommt es uns an. Sie haben ihr Schicksal mit all dem Furchtbaren, an das sie lieber nicht denken wollen, auf sich genommen, und nun treiben sie es mit sich selbst so weit, dass sie sogar stolz sind auf die vielen Länder, durch die man sie geschleppt hat, auf die vielen Sprachen, die sie halb verstehen, und schauen ein bisschen mitleidig auf den einzig Normalen herab, der seine Jugend behütet und geborgen «immer nur in der Schweiz» verbrachte.

Ihre Generation hat unter tausend Schmerzen auf Heimat und Sesshaftigkeit verzichten gelernt, was jedoch die Sehnsucht nach einer neuen Verwurzelung für sich sowie für ihre Nachkommen nicht ausschloss. Bis es wieder soweit war, konnte man dieser Jugend nur wünschen, dass sie nicht erlahmte in ihrer Freude am Neuen, in ihrer Leichtigkeit, sich anzupassen. Man konnte nur bewundern, wie schnell sie neue Sprachen lernte und wie selbstverständlich sie andere Sitten und Gebräuche annahm. Man musste diese seelische Selbsthilfe begrüssen und sollte angesichts dieser grossen Leistung weder über Egoismus, noch über Beziehungslosigkeit, noch über Abwendung vom Geist Klagelieder anstimmen.

Beziehung zu den Erwachsenen

Je älter sie waren, umso schwerer wurden sie getroffen. Die Beziehung zu der Generation vor ihnen war im besten Falle erschüttert, wenn nicht zerstört. Bei den Kleinkindern mag das zwangsläufige Versagen der Eltern, der Erwachsenen noch keinen bleibenden Eindruck gemacht haben; aber wenn die Schulkinder und die Heranwachsenden mit ansehen mussten, wie sich Vater und Mutter abführen liessen, wie auch sie gehorchen mussten, so hatte das wohl vielfach eine verheerende Wirkung.

Eine Anerkennung, wie «bewundernswert sich der Vater beim Abholen durch die Garde mobile benommen habe, wie beispielhaft er mitgegangen und nach Wochen, durch sich selbst gerettet, zurückgekommen sei», war äusserst selten. Der zusammengebrochene Kinderglaube an die Macht und an die Überlegenheit der Eltern wurde durchwegs mit grossmütigem Stillschweigen übergangen. Die häufig beobachtete Abwendung von den Erwachsenen zeigte sich gelegentlich auch in einer kühlen Haltung gegenüber Pflegeeltern oder Lehrern. Auffallend dagegen war hier wieder die Gier zu lernen und nachzuholen; der Wissensdurst war oft sogar grösser als das Bedürfnis nach Nahrung oder Kleidung. Obwohl nach aussen anscheinend vielfach gefühlstot und abgestumpft, wollten sie raschest wieder in die Schule gehen und sich mit den Altersgenossen des Aufenthaltslandes messen. Dabei verblüfften die Begabten durch das Tempo ihres Aufholens.

Die naturgewollte Treue zu den Eltern hatte sich bei älteren Kindern in eine Solidarität zu den Kameraden und in eine bedingungslose Bereitschaft für Jüngere, vor allem für kleinere Geschwister, abgewandelt. Der Zusammenhalt unter den Kindern, die im gleichen Heim, in der gleichen Stadt gelebt haben, die ins gleiche Land weiterwanderten, war erstaunlich. Er erinnerte an Kriegskameraden, die sich trotz grösster Verschiedenheit der sozialen Verhältnisse immer wieder treffen, weil sie zu der gleichen Einheit gehörten. So bot z.B. eine nach Wien zurückgekehrte jugendliche Coiffeuse ihr aus Trinkgeldern mühsam Erspartes für eine frühere Hausgenossin an, mit der sie nie befreundet gewesen, die sie aber in Not wusste; und eine der

Neuschweizerinnen wollte unbedingt auf eine winzige Reserve zugunsten eines erkrankten Mädchens verzichten, das sie nicht einmal kannte. Ein Junge, der noch mehr hinter sich hatte als fast alle anderen, schickte, endlich in USA zur Ruhe gekommen, an sein früheres Heim fünfzig Franken, weil er wusste, dass es dort noch manchen Bedürftigen gab. Die Erwachsenen hingegen, deren Kinder viele Jahre lang Hilfe bekamen, die sich bestens erholt haben, kommen zwar gelegentlich zu Besuch, um zu zeigen, dass sie sich «dankbar» erinnern; aber kaum einer hat gefragt: «Kann ich bei einem noch nicht geborgenen Kinde helfen?»

Die ebengenannte Coiffeuse hat mit zwölf Jahren einen Lebenslauf geschrieben, dessen Orthographie ebenso furchtbar war wie seine Grundhaltung erfreulich. Er lautete: «Ich heisse Marion. Ich bin 1932 in Wien geboren, um 12 Uhr mittags. Seit meiner Geburt bin ich in Wien geblieben, im 18. Bezirk. Bis zu meinem 6. Lebensjahr hatte ich ein normales Leben, aber seit Hitler gekommen ist, ist mein Leben so: Man wollte meinen Papi nach Buchenwald schicken; da ist er nach Belgien geflüchtet und Muttli ist mit mir einen Monat später nach Belgien. Unsere Flucht war so: Wir sind nach Deutschland in das Departement Köln gefahren, von dort aus hat ein Herr mit einem Auto uns abgeholt und hat uns bis zur belgischen Grenze gebracht. Er hat gesagt, dass wir bis Mitternacht warten sollen bis er wieder kommt, und wir taten es, und um Mitternacht kam er, und wir gingen die ganze Nacht. Wie der Tag anbrach, führte er uns in ein Haus, dort blieben wir den ganzen Tag; die zweite Nacht sind wir nur bis drei Uhr gegangen, denn ein Schlitten wartete auf uns. Wir sind mit dem Schlitten unter Stroh versteckt bis drei Uhr nachmittags gefahren; dann sind wir in ein Auto eingestiegen und sind *singend vor Freude* in Brüssel angekommen. In Brüssel bin ich bis zu meinem achten Lebensjahr geblieben, da ist der Krieg ausgebrochen und wir sind mit einem Emigrantenzug nach Frankreich geflüchtet. Die Reise war furchtbar, man wollte den Zug bombardieren, aber er war schneller als die Bomben. Viele Leute sind verrückt geworden. Und wenn der Zug nicht bald angekommen wäre, so wäre ich auch verrückt geworden. Wir sind in Toulouse eine Nacht geblieben. Von dort hat man Papi nach

St. Cyprien geschickt und Muttli ging mit mir nach Ville-Neuve, dort sind wir fünf Monate geblieben; von dort hat man uns ins Camp de Gurs gebracht; dort sind wir acht Monate geblieben. Das Camp war furchtbar dreckig und es war ein Wunder, dass ich keine Läuse bekommen habe. Von dort hat man uns nach Marseille geschickt. Papi hat man ins Camp les Milles gesteckt und Muttli kam mit mir ins Centre d'Accueil Bompard. Dann bin ich krank geworden und bin ein Jahr im Spital gelegen. Dann hat man mich ein Jahr nach Grenoble geschickt zur Erholung. Dann bin ich wieder zu Muttli zurück; im Camp les Milles war ich nur eine Nacht. Aber ich war voller Flohstiche. Von dort hat man uns ins Camp de Rivesaltes geschickt, von dort hat man meine Eltern deportiert und mich hat man in ein Kinderheim gebracht. Von dort hat man mich nach Annemasse geschickt zum Salat holen. Da hat der Herr gesagt, dass wir über die Grenze sollen, aber wir sollen keine Angst haben, weil die Schweizer sehr nett sind. Das war nicht nötig mir zu sagen, denn das sah ich selber. Wir sind über die Grenze und am Zollamt hat man uns ausgefragt über die Flucht und dann sind wir nach dem Camp de Charmilles und dann bin ich nach dem Kinderheim, wo ich so glücklich bin, dass ich nicht mehr weg will.»

Marions Vater ist schliesslich zurückgekommen; die Mutter nicht. Ihretwegen haben wir diesen Bericht abgedruckt, der sich nur in einem halben Satz von ähnlichen Schilderungen unterscheidet. «Und sind singend vor Freude in Brüssel angekommen.» Eine weite, schwere Flucht, zwei nächtliche Wanderungen, eine Fahrt unter Stroh versteckt, und dann hatte diese Mutter noch die Kraft zu singen. Hat sie es bewusst ihrem Kinde zuliebe getan? War sie so ganz Mutter, dass sie instinktiv ahnte, dass einzig ihr Verhalten diese grausige Flucht in eine freundliche Erinnerung umwandeln konnte? Wir wissen es nicht.

Aber hier, im Verhalten der Mütter, dürfte vielfach die Entscheidung über die seelische Gesundheit oder über die dauernde Beschädigung eines Kindes wie auf des Messers Schneide liegen. Wo die Mütter Herr der Situation blieben, ruhig das Nötige taten, unter Bomben «Gewitter» spielten, im Gewitter «Kegelschieben», aus der Obdachlosigkeit ein «Abenteuer» machten, aus dem Abschied für immer ein

«auf Wiedersehen», da hat sich wohl bei normalen Kindern die Wunde mit der Zeit geschlossen. Wo die Kraft dazu fehlte, hat jedes Denken an die Unwiederbringlichen immer wieder und immer neu furchtbare Szenen mit heraufbeschworen. Damit hat sich auf die Seelen der Kinder eine Last gelegt, die abzuwälzen oft weit über ihre Kraft ging und weiterhin geht. Und so sind – wie ein feiner Beobachter schrieb – «die Nächte der Flüchtlingskinder anders als ihre Tage und anders als die Nächte wohlumhегter Friedenskinder. ‚Les méchants‘, schrie der kleine Dani des Nachts. Les méchants haben viele, viele Kinder aufweinen lassen. Fremde Mütter sassen dann an ihren Betten, bis sie sich wieder beruhigten.» Dies musste die kleine Marion nicht durchleiden; denn sie sind «singend vor Freude» in Brüssel angekommen, und dies hat sie offenbar über alle weiteren Schicksalsschläge getragen, bis schliesslich ihr Papi wiederkam und sie in den 8. Bezirk nach Wien heimholte.

Ein anderer Vater traf es weniger gut. Er kehrte zwar auch unerwartet zurück, aber sein Kind erkannte ihn nicht und wollte ihn auch nicht anerkennen. Dieses seltsame, kluge kleine Mädchen wurde von einer Tante, die an ihm Mutterstelle vertreten hatte, mit acht Jahren in die Schweiz geschickt. Als es ans Rückwandern ging und Gertrud nach Paris zurück sollte, hat sie sich eisern geweigert. Es gefalle ihr gut in der Schweiz; sie gehöre zu den Pflegeeltern; sie wolle Schweizerin werden; sie bleibe da. Wenn man sie zum Wegfahren zwingt, springe sie aus dem fahrenden Zug. Ein Wiedersehen an der Grenze mit der feinen, gütigen Schwester des Vaters nützte nichts. Alle Sachverständigen rieten: man muss sie älter werden lassen. Sie wurde älter, und da kam der Vater wider alles Erwarten aus dem Konzentrationslager zurück. In seinem Elend hatte ihn nur der Gedanke an das Kind aufrechterhalten. Er brannte darauf, es wiederzusehen. Endlich bekam er die Reiseerlaubnis; wir sahen ihn zuerst und warnten leise. Er war unbekümmert, von der Stimme des Blutes überzeugt und fuhr freudig in die kleine Stadt. Eisig empfing ihn sein nun elfjähriges Kind. Kein Zureden der Pflegeeltern half, eisig blieb es: «Was will der Mann?» «Aber es ist doch dein Vater.» «Ich will bei euch bleiben, hier bin ich zu Hause.» Zwei Tage darauf konnte man Gertrud nur mit Mühe bewegen, zum Abschied mit an den Bahnhof zu gehen. Unge-

rührt liess sie den Vater wegfahren. Er blieb der «fremde Mann». In der Schule entwickelte sie sich prächtig; sie will Lehrerin werden. Als man bei Tisch einmal erzählte, ein Schweizer sei in Deutschland aufgefordert worden zu jodeln, meinte sie nur: «Die glauben, *wir Schweizer* könnten alle jodeln.» Dieses Mädchen hatte von sich aus seinen Weg gewählt, den es ging und gehen wird, unbeeinflussbar und unbetroffen.

Ein anderes Kind, weniger klug, aber ebenso unbeirrbar, wehrte sich mit gleicher Zähigkeit gegen seine in Paris lebende Mutter und seine zwei Schwestern. Das Leben hatte es schon einjährig in die Schweiz gebracht; und zwar zuerst ins Säuglings-, dann in ein Kinderheim. Jeanne fand Beschützer, musste 1939 nicht mit dem letzten Transport nach Frankreich zur nervösen Mutter zurück, kam im gefährlichen Juni 1940 in die Berge, ins Haus eines Lehrerpaares, und blieb dort als dessen drittes Kind. Zuerst war die Kleine ganz verschlossen; dann lebte sie sich ein, zeigte besondere Liebe zur Natur, zu Blumen und Tieren. Sie übernahm die Sorge um die Ziege und genoss den Sommer auf der Alp. Die ferne Mutter schickte ab und zu aus Paris eine Nachricht; aber Jeanne kannte sie nicht, wollte sie nicht kennen, wehrte sich, wo immer sie konnte. Schliesslich kam 1947 zuerst die inzwischen herangewachsene Schwester, ein Jahr später die Mutter mit der kleinen Halbschwester. Welch eine Situation! Zwei Mütter standen vor dem nun elfjährigen Mädchen. Die Pflegemutter versuchte zu vermitteln, hoffte in Güte das Mädchen, «ihr» Kind, behalten zu dürfen. Die Mutter konnte mit ihrer ganzen Liebe und Zärtlichkeit die Mauer dieses Widerstandes nicht durchbrechen. Jeanne war ein seltsam schönes Landkind geworden; sie wird freiwillig nie in die Stadt und in den ihr angestammten, aber fremd gewordenen Lebenskreis zurückkehren. Sie hat sich eindeutig für die zweite Mutter entschieden.

Die siebzehnjährige Holländerin war still, seltsam bedrückt, unbrauchbar zu allem. Sie verbrachte eine sorgenlose Kindheit im kultivierten elterlichen Haus bei der heissgeliebten Mutter mit dem kaum älteren Bruder. Holland wurde besetzt, man blieb; die Deportation

der ausländischen Juden begann, man blieb; sie griff auf die eingewiesenen über, da beschloss man die Flucht. Welch weiter, endlos weiter Weg von Rotterdam nach Paris, nach Lyon, mit den falschen Papieren und der ewigen Angst, ob das Lügen gelingen würde! So stand die Familie im Gang des Schnellzuges. Vorletzte Station vor der Schweizer Grenze. Französische Miliz bestieg den Wagen; die Pässe wurden verlangt, Stichproben gemacht. Ein Soldat näherte sich der Mutter; sie zeigte ihre Carte d'identité. War es ihr Blick, das leise Zittern ihrer Stimme? Man glaubte ihr nicht, frug weiter, misstraute ihr, zwang sie, ihre Handtasche, den Mantel, den Hut zu nehmen und auszusteigen. Schon wusste man, diese Frau muss den Weg zurück, ins Verhör, in ein Lager, in den Zug mit all den anderen, nach Polen, ins Nichts. Der Mann, die Tochter, der Sohn standen am Fenster; sie rührten sich nicht, denn so verlangte es das Schicksal und ihre Übereinkunft. Ohne einen Blick, ohne einen Händedruck liessen sie das Liebste, das Beste, was sie hatten, wegführen. Hinter der schützenden Grenze brachen sie zusammen, jeder auf seine Art. Den Sohn trieb es weiter; er wollte zu seinen Landsleuten, auf ein holländisches Schiff, in eine holländische Legion. Schon hinter der spanischen Grenze wurde er gefasst, kam ins Gefängnis. Erst sechzehn Monate später meldete ein Kamerad seinen Tod. Vater und Tochter blieben beisammen. Das Mädchen aber hat seit jenem übermenschlichen, stummen Abschied seinen Glauben an die Menschen verloren.

Die grossen Brüder und Schwestern

Es war ergreifend mitanzusehen, wie schon zwölf- und dreizehnjährige Buben sich um ihre kleineren Brüder und Schwestern sorgten, von den gleichaltrigen Mädchen ganz zu schweigen.

So hatte Jacques in Frankreich lange Zeit darüber wachen müssen, dass der kleine Bernhard etwas zu essen bekam, und oftmals musste er stehlen, um dessen Hunger zu stillen. Für sich selber hätte er nie etwas entwendet; das ging gegen seine Ehre. Er fand es nun völlig unbegreiflich, dass man ihn in der Schweiz in die Schule schickte, um etwas

zu lernen. Er meinte, es sei doch «viel wichtiger, für Bernhard Geld zu verdienen».

Ein Achtjähriger liess in den ersten Tagen seine fünfjährige Schwester nicht von der Hand. Auch später, als sie im Heim längst zu Hause waren, fühlte er sich noch ganz für sie verantwortlich; und ein sehr begabter Junge, der durch das jahrelange Herumirren kaum etwas lernen konnte, hatte sich mit seinem Flickschneiderberuf durchaus abgefunden. Nur die Tatsache, dass er und die Eltern die Schwester nicht aus Frankreich hatten mitnehmen können, liess ihn nicht mehr froh werden.

Der sechsjährige Aron hat nicht nur in Frankreich dem Vater beim Besenverkauf und der Mutter beim Einkäufen geholfen – er war ja der einzige in der Familie, der Französisch sprach –, sondern er betreute auch während der Flucht ganz allein den 18 Monate alten Bruder, da die Mutter den sechsmonatigen noch an der Brust hatte. Im Kinderheim erzählte er immer strahlenden Auges von seinen kleinen Geschwistern.

Julien war der rührendste aller «grossen Brüder». Er hatte zwei wesentlich jüngere Schwestern. Da sie alle drei Franzosen waren, hatten wir die Mädchen aus guten Schweizer Pflegefamilien im Oktober 1945 nach Paris zurückgebracht und geglaubt, sie würden es dort in ihrem eigenen Lande gut treffen und ihr väterlicher Beschützer, der grosse Bruder, würde ihnen bald nachfahren. Doch es kam anders. Die an Freiheit gewöhnten Kinder fühlten sich in den Pariser Heimen nicht glücklich. Darum willigten der Bruder und die Schwester ein, die Jüngste zur Adoption nach USA zu geben; sie rechneten damit, ihr gelegentlich zu folgen. Und so geschah es auch. Julien blieb zwar noch in der Schweiz, bis er im Buchhandel und im Verlagswesen etwas gelernt hatte. Als man ihm die Arbeiterlaubnis entzog, bekam auch er ein Affidavit und fuhr der kleinsten Schwester nach. Über alles Weitere mögen folgende Briefstellen berichten:

«Dann kam meine grösste Freude: Mani! Wie sah sie nicht aus! Ganz amerikanisch: lange Hosen, rote Jacke, Kappe, Kaugummi und

amerikanisches Englisch. Französisch hat sie total vergessen, und es war sehr komisch oder merkwürdig für mich, mit ihr Englisch reden zu müssen. Als sie ankam – so erzählte man mir – sah sie irgendwo einen Televisionapparat; also wollte sie einen. Vier Tage später war er im Hause. Eine Garderobe hat sie, unglaublich! Zu Ostern bekam sie sieben neue Kleider und zwei Paar Schuhe nur so nebenbei. Als ich dort eintraf, war es genau ein Jahr, dass sie im Hause B. lebte. Zu diesem Anlass wurde ihr ein Radio ins Zimmer geschenkt. Nächstes Jahr wird ein Flügel gekauft, damit Mademoiselle Mani Klavierspielen lernt. Sie sehen... was sollte man anderes wollen? Sie ist wirklich so glücklich. Die zwei Buben (der Pflegeeltern) sind sehr nett... Das einzige, was ich für Mani wünschen möchte, ist, dass sie immer in solchen Verhältnissen wird bleiben können; denn sie wird so verwöhnt, dass sie sonst sehr vieles vermissen würde. Im Übrigen kennen Sie die amerikanische Kindererziehung: die Kinder befehlen, und die Eltern folgen. Das Kind hat hier das Privileg für alles, und das Höchste ist das Kind. Mani macht von diesem Vorrecht zwar keinen Gebrauch, wird aber doch über die Massen bedient und angebetet. Können Sie sich denken, wie es mir war, als ich alles das sah? Ich wusste lange nicht, ob es Traum war oder Wirklichkeit...» Julien verliess bald das Märchenhaus und die kleine Schwester. «Es war vernünftiger, wenn auch härter, so zu handeln. Ich war wieder so an Mani gewöhnt; andererseits kann man mit dem Nachtflugzeug sehr billig von New York hinfahren, und ich bin sicher, sie in nicht zu langer Zeit wiederzusehen.»

Ein Jahr nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten hatte Julien auch für die in Paris zurückgelassene Schwester alles in Ordnung gebracht. Am Tag ihrer Abreise von Le Havre schrieb er wieder an seine mütterliche Freundin in der Schweiz: «Ich habe geheiratet. Abgesehen von allem persönlichen Vergnügen, ermöglichte mir das, Blanchette herüberzunehmen, was sonst nie gegangen wäre. Ich bin jetzt glücklich wie nie zuvor...»

Heute lebt der nunmehr Einundzwanzigjährige mit seiner Frau und der siebzehnjährigen Schwester in einer winzigen Wohnung. Das junge Paar lässt die Neuangekommene auf das College vorbereiten, damit wenigstens sie studieren kann und sich der Jugendtraum des Bruders an ihr verwirkliche.

Die dreizehnjährige Lisa hatte in steigender Unruhe auf die Mutter gewartet, die nicht heimkam. Die Nachbarin wusste bereits, dass man sie bei einer Razzia in ein Lager eingeliefert hatte. Der Vater und ein Bruder waren vor einigen Monaten auf gleiche Weise verschwunden. Nach dem ersten Schrecken meldete sich Lisa in der Schule ab, kochte für die drei kleineren Geschwister und für den älteren Bruder. Neben dem Haushalt behielt sie die bisherigen Kunden der Mutter bei, liess sich beim Nähen von der zwölf jährigen Schwester helfen. Im August 1943 gelang es ihr – freilich unter Zurücklassung des Kleinsten – mit den zwei anderen Kindern auf abenteuerlichem Wege die Schweiz zu erreichen; der grosse Bruder kam nach. Lisa hatte auch im Kinderheim ihre Mutterrolle beibehalten. Bei allem Pflichtbewusstsein und aller Reife war sie dennoch ein Kind geblieben, das an das Gute glaubte und sich keiner Freude verschloss.

Recha gehörte mit ihrem jüngeren Bruder zur 300-K-A. Eine Schwester hatten noch die Eltern nach den Vereinigten Staaten schicken können, und das SHEK vermochte die jüngste Schwester nach Kriegsausbruch in die Schweiz zu bekommen. Während die Eltern hofften, in Belgien durchzuhalten, kam eines Tages doch die Postkarte mit der Nachricht an die damals Fünfzehnjährige, dass sie plötzlich verreisen müssten. Sie übergaben ihr die jüngeren Geschwister, baten alle Kinder, ihrer zu gedenken, und wünschten ihnen das Beste. Recha empfand durchaus die Schwere des Auftrags; aber er stärkte sie, statt sie zu erdrücken. Sie übernahm ihr Amt mit aller Kraft, konnte vier Jahre später mit Bruder und Schwester die Vereinigten Staaten erreichen, fand hier nicht nur die dritte Schwester, sondern auch einen Lebensgefährten. Mit grösster Selbstverständlichkeit blieb sie die Mutter der Geschwister, wie sie die ihres eigenen Kindchens wurde.

So haben furchtbare Erschütterungen ein beschleunigtes Reifen bewirkt und wie über Nacht aus den Buben und Mädchen, aus den ältesten Brüdern und Schwestern, Väter und Mütter gemacht, die zugunsten der Jüngeren vielfach verzichteten, als ob dies ganz selbstverständlich wäre.

Die Begabten

Beim Aufnehmen der Personalien im Auffanglager hatten viele Mütter um eine besonders günstige Unterbringung gebeten; denn der Junge oder das Mädchen sei ganz aussergewöhnlich begabt. Wir notierten das treulich und lächelten unmerklich. Sollten sich so viele Wunderkinder angesammelt haben! Das freilich nicht; aber es gab doch etliche darunter, die mit oder ohne Hinweis von Eltern oder Verwandten auffallende Beweise bester Anlagen und eines echten Interesses für rein geistige oder technische Fragen zeigten.

Da kam ein 1928m Wien geborener Junge über Belgien und Frankreich fünfzehnjährig zu uns. Die Eltern waren schon deportiert; von seinem fünf Jahre älteren Bruder kam seit zwei Jahren keine Nachricht mehr. So schien auch dieser verloren, bis er nach Kriegsende aus dem französischen Maquis wieder auftauchte. Unser gesunder und auffallend massvoller Schützling interessierte sich von Anfang an für Elektrotechnik. Er durfte das Genfer Technikum besuchen und bereitete sich aus eigenem Entschluss gleichzeitig auf die Maturitätsprüfung vor, die er gut bestand. Seither studiert er an der technischen Hochschule in Zürich und bleibt eine Hoffnung, sei es für die Schweiz oder für ein anderes Land.

Ein Wiener Vater bat schon 1938 für seinen Jungen und seine Tochter um Aufnahme. Wir mussten damals ablehnen. 1943 fanden die beiden nun doch den Weg zu uns. Zuerst glaubten sie, die Eltern seien deportiert; aber bald erwies sich dies als Irrtum, und so sah sich die vierköpfige Familie im gleichen Lande geborgen. Auch dieser Junge überraschte durch seine stetige Kraft, durch sein geordnetes Wesen, seine grosse geistige Klarheit. Er kam in Berührung mit jungen Zionisten, entzündete sich an dieser Gedankenwelt, verliess gegen den Wunsch seiner leidenden Eltern die Schweiz und schrieb als Neunzehnjähriger im Juli 1946 aus einer der ältesten und besten Siedlungen Palästinas: «Ich bin schon vierzehn Monate hier im Lande und eignete mir die hier herrschende Denk- und Auffassungsweise an, also auch das Gefühl eines freien Menschen, der bei sich zu Hause ist. Dies ist ein so herrliches Gefühl, das ich bis hierher nie kannte und das

mich buchstäblich glücklich macht. Es ist etwas so Schönes, wenn man über die eigenen Felder schreiten kann, die eigene Arbeit sieht und die eigenen Früchte ernten darf. Das tut so wohl... So klein nämlich unser Land ist, so vielseitig ist es auch. Vielseitigkeit des Klimas, der Natur, aber auch Vielseitigkeit der Schwierigkeiten...

Was mich anbetrifft, so bin ich nach wie vor zufrieden und glücklich. Ich arbeite in der Schlosserei und lerne dort wirklich gut... Ich wurde während der ganzen Zeit in die Kulturkommission gewählt. Das verlangte natürlich viel Arbeit; doch wenn eine Freitagabendfeier oder ein Festtag gut gelingt und alle froh sind, singen, tanzen, so ist das immer die schönste Belohnung.»

Ebenso anschaulich wie sein neues Leben im neuen Lande hatte Stephan vier Jahre vorher, als Fünfzehnjähriger, seinen Fluchtversuch mit Mutter und zweieinhalbjähriger Schwester von Antwerpen nach Frankreich geschildert. Es ist der einzige lebensnahe Bericht über die furchtbaren Maitage des Jahres 1940, den wir in unseren Akten gefunden haben: «... wir kamen zu Fuss, nur bis zur Grenze. Auf dem ganzen Weg regnete es Bomben und Granaten, starben Frauen und Kinder Hungers oder zu Tode geblutet. Während vier Tagen waren wir in einer Stadt an der Küste, in einem Schützengraben unter einem furchtbaren Bombardement. Am fünften Tage machten wir uns auf den Rückweg, und am 1. Juni waren wir wieder zurück.»

Da war u.a. ein mathematisch hochbegabter Junge mit knapp fünfzehn Jahren auf Transit aus Theresienstadt zu uns in die Schweiz gekommen. Er hatte nur zwei Jahre lang das Glück genossen, eine Realschule zu besuchen; dann hatte er sich während des zweijährigen Aufenthaltes im Konzentrationslager mit Hilfe von Lehrbüchern selbst weitergebildet. Das SHEK konnte seine befohlene Weiterreise in ein Flüchtlingslager Süditaliens rechtzeitig verhindern. Darüber hinaus gelang es, ihn in einer guten Privatschule unterzubringen. Er machte eine glänzende Maturität, studiert nun an der ETH und will Physiker werden. Obwohl ihm die Eltern und die Schwester erhalten blieben, obwohl der Vater nach Wien heimkehren und wieder im alten Beruf arbeiten konnte, trägt der ungewöhnliche Sohn aufrecht, aber in sich verschlossen den Stempel der vergangenen Erlebnisse.

Die kleinen Helden

Ja, sie sind «Helden» gewesen, im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie wuchsen wie selbstverständlich in einer für sie unnatürlichen und überaus schmerzhaften Lage über sich hinaus, passten sich dem Unvermeidlichen nicht nur wortlos und widerstandslos an, sondern übertrafen sich dabei noch selbst.

Ein Junge von viereinhalb Jahren kämpfte mit seinem drei Jahre älteren «Bruder» um seine Identität. Der Kleine machte andere Angaben, wehrte sich dagegen, dass «Louis» sein Bruder sei. Er habe zwar drei Brüder gehabt, aber Louis sei keiner davon. Dieser Louis habe in Nizza nicht bei ihm und seiner Mutter gelebt, sondern bei einer Tante. Offenbar hatte man aus Vorsicht dem grösseren Jungen befohlen, falsche Angaben zu machen. Der Kleinere dagegen wollte nichts aufgeschrieben wissen, was nicht stimmte. Ausserdem hatte seine Mutter vor der Trennung gesagt: «On se reverra. Maman va dans une autre Suisse.» Daran hielt er sich eisern, und er hat recht behalten.

Der siebenjährige Albert war von erstaunlicher Kraft und Reife. Als er 1942 im Kinderheim ankam, hielt er krampfhaft ein Zettelchen mit der New-Yorker Adresse seines älteren Bruders in der Hand. Er erzählte ganz klar und zusammenhängend sein Schicksal, nannte seinen Geburtsort, wusste alle Einzelheiten der Flucht aus Deutschland, wie dann später die Eltern ins Camp de Gurs kamen und abtransportiert wurden. Wie er plötzlich ganz allein war, wie man ihn aufgriff, in eine Kinderkolonie und dann zusammen mit den anderen Kindern in die Schweiz brachte. Ein Kind, dessen Klugheit sich mit stillem Heldentum paarte.

Da war eine Neunjährige, die kurz vor der Grenze auch einen fremden Mann als «Papa» annehmen musste. Sie spielte bei dieser Irreführung nicht nur tadellos mit, sondern erkundigte sich auch später im Brief an die Mutter, wie es ihm gehe. Sie bestätigte einer ihr sehr vertrauten dritten Pflegemutter das Geheimnis erst, als die Mut-

ter es dieser selbst erzählt hatte und sie von der Schweigepflicht entband, zugleich mit der Erlaubnis, ihr wirkliches Alter angeben zu dürfen. Aus Angst vor einer Zurückweisung an der Grenze hatte man auch sie um zwei Jahre jünger gemacht, als sie war. All dies hatte sie tief beunruhigt. Die erste Pflegemutter konnte sie nicht behalten, denn «Mathilde weint jede Nacht und kann nicht schlafen, weil sie Sehnsucht nach ihrer Mutter hat. Auch beim Essen weint sie meistens und sagt, sie könne nicht essen, weil sie an ihre Mutter denke.» Bei einer zweiten Pflegefamilie ging es nicht besser. Erst in der dritten hatte sich das Kind von all dem Unheimlichen freimachen können.

Ein zwölfjähriger Elsässer hatte zur Verteidigung seiner Heimat alles gegen die einmarschierenden Deutschen unternommen, was in seiner Macht lag. Aus einer deutschen Korrekptionsanstalt, in die man ihn gesteckt hatte, brach er, noch nicht vierzehnjährig, aus und entwich über die Grenze. In Paris wurde es ihm mit der Zeit unheimlich, und so fand er den Weg in die Schweiz, wo er einem Bauern tüchtig bei der Arbeit half. Er hatte zahlreiche Geschwister. Die Brüder kämpften im deutschen Heer, die Schwestern standen in Waffenfabriken. Von uns dazu aufgefordert, weigerte er sich, seiner Mutter ein Lebenszeichen zu geben. Niemand sollte seinetwegen Schaden erleiden. Aber als es vorbei war, ist der nunmehr Siebzehnjährige sofort nach Hause gefahren, unter die Tür getreten als einer, der die Seinen vor sich selbst beschützt hatte.

Ein Junge, dessen Eltern deportiert worden waren, konnte sich, blond und blauäugig, bis zur rettenden Grenze durchschlagen. Zeitweise schien es, als habe er alle Schrecken seiner Flucht völlig überwunden; dann überfiel ihn plötzlich wieder die Erinnerung und das Bewusstsein seiner Einsamkeit. Auch von der Tante, die ihn aufgenommen hatte, erreichte ihn seit einem Jahr kein Lebenszeichen mehr. Wenn «es» ihn überkam, dann vergass er die Kühe des Pflegevaters, die er so liebte und mit Begeisterung hütete. Dann sass er an einem Hang und starrte stundenlang nach Frankreich hinüber: das wehrlose Opfer einer unstillbaren Sehnsucht.

Da war ein Junge, gross, gesund, ruhig, in nichts auffallend. Als man ihn bat, seinen Lebenslauf aufzuschreiben, sah dieser folgendermassen aus: «Ich bin 1928 in Berlin geboren und verlebte dort ungestört meine Kindheit. Mein Vater hatte eine Schneiderwerkstätte. Am 11. November 1938 kam er nach Sachsenhausen, ein Konzentrationslager bei Berlin, und wurde vierzehn Tage dort behalten. Nach seiner Freilassung versuchten wir mit allen Mitteln wegzufahren und hatten im April unsere Visen nach Cuba. Da wir auf dem Schilf, der traurig berühmten ‚St. Louis‘, fuhren, wurden wir von Antwerpen aus wieder zurück nach Hamburg und von dort nach Berlin geführt. Am 20. August 1939 bestiegen wir im Bremer Hafen die ‚Potsdam‘, um auf diesem Schiff nach Schanghai zu gelangen; doch wir kamen bloss bis in den Golf von Biskaya und mussten dann wegen Kriegsgefahr wieder nach Berlin zurück. Im Oktober 1939 fuhr mein Vater mit meinem älteren Bruder illegal nach Antwerpen, wohin meine Mutter mit mir folgte. 1940 wurde mein Vater als Deutschsprechender (Nationalität: staatenlos) nach Frankreich deportiert. Mit Mühe entkam mein damals sechzehn Jahre alter Bruder diesem Schicksal. Am 6. Juni 1940 starb meine Mutter, deren Herzleiden durch das Eintreffen der Deutschen und die Aufregungen wieder akut wurde. Als 1941 das Leben in Antwerpen wegen der Deportationen gefährlich wurde, verliessen mein Bruder und ich Belgien, um nach drei Monaten vergeblichen Wartens illegal von Paris über die Zonengrenze nach Marseille zu gelangen. Dort konnten wir unseren Vater von Gurs nach dem Lager Les Milles bekommen und ihn so öfters sehen, bis er deportiert wurde. Vom August 1941 bis April 1943 war ich in OSE-Heimen, von wo ich dann in die Schweiz und im Mai nach Ascona kam.» Hier blieb er zwei Jahre, kam dann zur Weiterbildung nach Genf, kehrte aber in allen Ferien zurück, «weil Lilly eben meine Mutter ist». Schliesslich konnte auch er im Jahre 1948 diesen Kontinent mit dem ebenfalls geretteten Bruder verlassen. Dieses dritte Mal kehrte ihr Schiff nicht um.

Die gänzlich Verlassenen

Dazu gehörte eine Sechsjährige, die nicht angeben konnte, wann sie geboren war. Sie kam mit einer kleinen Gruppe von Kindern an. Zuletzt hatte sie in einem Waisenhaus gelebt, weil die Eltern nicht mehr zu finden waren. Anfangs weinte sie nachts laut auf. Innerhalb weniger Monate wurde sie ein fröhliches Kind, das Berndeutsch sprach und sich später willig nach Paris zurückbringen liess.

Die dreijährige Edith kam mit «Eltern», die sie jedoch offenbar erst unterwegs kennengelernt hatte. Wegen dieses Betrugs wurden sowohl die Pseudomutter wie der Pseudovater an der Grenze zurückgewiesen. Das Kind durfte bleiben. Man wusste anfangs nur: ein jüdisches Kind, französischer Nationalität, namens Edith. Mehr nicht.

Frieda war in Mannheim geboren im Jahre 1936. Sie stammte aus gutem, intellektuellem Kreis. Als die Deportationen aus ihrem Heimatort einsetzen, gelang es ihren Eltern, mit ihr gemeinsam noch im letzten Augenblick das gefährdete Gebiet zu verlassen. Die Flucht ging über Belgien nach Frankreich. Dort wurden die Eltern gefasst und deportiert. Eine Hilfsorganisation hatte das Kind aufgegriffen und unter unsäglichen Mühen nach monatelangen Irrfahrten und Verstecken, die oft nach wenigen Tagen gewechselt werden mussten, über die Schweizer Grenze geleitet. Dieses Kind hatte das Lachen verlernt. Als vergrämes, verschrecktes Wesen, welches kaum wagte, die Augen aufzuschlagen, lernten wir es kennen. Man konnte es bei guten Menschen unterbringen, welche diese zutiefst verletzte, schreckbetäubte Seele soweit aufzurichten verstanden, dass sich langsam göttiges Vergessen über das Erlebte senkte.

Die Zwillinge Marthe und Richard waren noch keine neun Jahre alt, als sie 1944 ankamen; sie wussten nicht, wo sie in Deutschland geboren waren; sie wussten nichts, gar nichts von ihrem Vater, weder Namen, noch Stand, noch Verbleib. Die Mutter? Auch da viele Fragezeichen. Nur eines war gewiss: sie war Jüdin gewesen und wurde ihnen entrissen, vor ihren Augen im Viehwagen weggefahren. Bald

tauchte ein fünf Jahre älterer Halbbruder auf. Alle drei wurden und werden auf dem Lande von einer bäuerlichen Grossfamilie bestens betreut. Sie sollen auf alle Fälle dableiben, bis sie etwas gelernt haben und sich selbst erhalten können. Der grosse Bruder hat es so gewollt, indem er sich standhaft weigerte, mit den Geschwistern wieder ins Ungewisse aufzubrechen.

Da war Ignaz, der aus einem Kinderheim schrieb: «Ich bin neunzehn Jahre alt und befinde mich ganz alleine. Während des Krieges war ich in verschiedenen deutschen Konzentrationslagern. Nachdem ich von meiner Familie in Auschwitz 1944 getrennt wurde, bin ich ohne jegliche Nachricht von ihr. Ich bitte Sie höflichst um Mitteilung, wo die unten genannten Personen sich befinden.» Es folgten Name und frühere Adresse seiner Eltern sowie zwei jüngerer, wie er glaubte, auch deportierter Schwestern. Diese kamen nach manchem Jahr in Palästina wieder zum Vorschein. Ferner nannte er Name, Geburtsjahr und frühere Adressen von zehn nächsten Angehörigen zwischen zwanzig und sechzig Jahren.

Ein Neunjähriger kam 1944 zu uns. Beim Einzug der Deutschen in Paris wurde er – damals fünf Jahre alt – von seinen Eltern, seinen zwei Schwestern und einem Bruder weggerissen. Er wusste nicht mehr, wie sie hiessen oder wo die Familie gewohnt hatte. Er erhielt nie eine Nachricht.

Es gab auch die kleine elternlose, verlassene Emigrantin Rosi, die aus der Vorkriegszeit eine Schweizer Pflegemutter besass, die sich ständig um sie mühte und für sie sogar ein Einreisevisum beschafft hatte. Die Ausreiseerlaubnis aus Frankreich war jedoch nicht mehr zu erhalten, und so wartete die Pflegemutter in Kummer und Sorge. Schliesslich kam statt des Mädchens eine eigenhändig geschriebene Karte: «Weisst Du schon, dass Rosi vor zweieinhalb Monaten gestorben ist? Ich bin froh für sie, denn sie ist jetzt in Ruhe! Sie hat viel leiden müssen, bis sie tot war... Ich bin in einem Altersheim. Bin sehr glücklich, dass man mich hier aufgenommen hat, denn sonst wüsste ich keine Rettung mehr.»

Offenbar hatte sich die nunmehr Fünfzehnjährige in Sicherheit bringen können, indem sie «starb» und mit den Papieren einer Toten als eine andere weiterlebte.

Der Italiener Romano kam Ende 1943 als fünfzehnjähriger Einzelgänger über unsere südliche Grenze. Er wurde völlig erschöpft im Walde aufgefunden. Ins Spital gebracht, brauchte der wortkarge Junge lange, bis er seine Geschichte preisgab: Der Vater, Schuhmacher, war kurz nach seiner Geburt gestorben, bald danach auch ein älterer Bruder. Im Frühjahr 1943 wurden die Mutter und ein zweiter Bruder die Opfer einer Bombe. Das brachte Romano ins Mailänder Waisenhaus, wo er offenbar psychisch völlig vernachlässigt wurde. Als auch dort eine Bombe einschlug, lief er davon und wanderte zu Fuss in die Schweiz. Wenn ihn unterwegs kein Bauer aufnahm, nächtigte er im Freien; im November 1943 traf er in einer ostschweizerischen Stadt bei seiner Tante ein. Hier konnte er nicht bleiben; sie hatte selbst kaum das Nötigste, und so kam er zum SHEK und durch das SHEK ins Kinderheim. Er war besonders schwierig, nicht nur Bettnässer, sondern auch sonst ungepflegt und verwildert. So vermied er es häufig in die Schule zu gehen. Nur durch Flötenunterricht gelang es, ihn zu lockern und zu beglücken; schliesslich fand sich eine Schreinerlehre. Obwohl mit den Händen recht geschickt, blieb er unzuverlässig, kam nicht regelmässig. Zuletzt wurde ihm offenbar der Schweizer Ordnungssinn und die verlangte Disziplin zu viel. Einsam und lautlos, wie er gekommen, ging der nunmehr Neunzehnjährige nach Italien zurück.

Arthur war als einziger Spross einer geschiedenen Ehe, von seinem treubesorgten Vater reichlich mit Geld versehen, bereits 1937 in einer Schweizer Familienpension untergebracht worden. Als die Mittel ausgingen, wurde der dann Vierzehnjährige ein Schützling des SHEK. Er gehörte bald zu den schwierigsten Kindern, wurde – wie wir zu wissen glaubten – infolge des Verschwindens seines Vaters im Jahre 1941 schwerster Bettnässer, was er während vieler Jahre blieb. Gleichzeitig wurde er frech, unangenehm, fast unheimlich. Erst ganz allmählich wandelte sich seine Haltung; er fing an, die auf ihn ver-

wandte Mühe zu empfinden. Nach einigen missglückten Versuchen einer rein handwerklichen Berufslehre durfte er eine Photographenschule besuchen, und schliesslich erhielt er sogar die von ihm so heiss ersehnte Leica. In dieser Zeit fand der Einsame Anschluss an gleichaltrige Schicksalsgenossen und scheint illegalen Auswanderern beim Grenzübertritt weitergeholfen zu haben. Dadurch dürfte er in ein «Wirgefühl» gegliedert sein. Nach langen, vergeblichen Bemühungen bekam er schliesslich doch ein Affidavit nach USA und hat die Schweiz als sympathischer, mit allen Problemen der modernen Photographie bestens vertrauter junger Mann verlassen.

Die Geschädigten

Zu allen Zeiten hat es Kinder und Jugendliche gegeben, die sich selbst unter den besten Lebensbedingungen nicht einreihen liessen, die Outsider wurden und blieben, denen nicht zu helfen war, es sei denn, dass sie in einer Familie oder in entsprechenden Anstalten versorgt wurden.

Diese meinen wir nicht. Wir möchten hier nur einige Schicksale skizzieren, bei denen man wohl annehmen darf, dass die Kinder ohne Diffamierung, ohne Verfolgung, ohne Flucht, ohne Krieg und vor allem ohne Trennung von der Familie zu einer normalen oder wenigstens zu einer wesentlich normaleren Entwicklung gekommen wären.

Dass gut ein Drittel unserer Schützlinge zeitweise Bettnässer waren, ist so selbstverständlich, dass man es kaum zu erwähnen braucht. Es vereinigten sich bei ihnen wirklich alle Vorbedingungen für diesen so verbreiteten Schaden. Bei vielen Kindern konnte die Enuresis oder schwerere Leiden durch Liebe, durch eine ruhige Atmosphäre, durch geeignete Kost rasch behoben werden. Manchmal genügten einige Gespräche mit einem Psychologen. Aber es gab auch völlig hoffnungslose Fälle, in denen weder physische noch psychische Behandlung auf die Dauer helfen wollte.

Jeannette: Ihr Vater hatte in Berlin ein Friseurgeschäft geleitet. Er war am Tage nach dem Reichstagsbrand verhaftet worden und

kam, da sich nichts fand, woraus man ihm einen Prozess hätte machen können, mit vielen anderen Leidensgefährten in «Schutzhaft», das heisst ins Konzentrationslager, wo er im Moor zu arbeiten hatte. Er soll dort körperlich und seelisch vollkommen zusammengebrochen sein. – Zur Zeit seiner Verhaftung war seine einundzwanzigjährige Frau im achten Monat schwanger. Sie begab sich nach Paris in Sicherheit, wo auch sie einen schweren Nervenzusammenbruch erlitt. – Emigranten, die im gleichen Hause wohnten, nahmen das Neugeborene zu sich in Pflege. Sie gewöhnten sich sehr an das Kind, wurden aber unglücklicherweise aus Frankreich ausgewiesen. Die Mutter war auch weiterhin nicht in der Lage, die Kleine bei sich zu haben. Daher kam Jeannette schon als Kleinkind in die Schweiz und wurde von einer besonders hilfreichen, kinderlosen Frau als Patenkind angenommen. Damit waren alle nur denkbaren Aussichten für eine gute Erziehung und eine sorglose Zukunft gegeben. Aber das schwere Erbe, vielleicht als Folge der mütterlichen Erlebnisse vor der Geburt, das Lügen und Stehlen, die plötzlichen Aggressionen haben alle Chancen zerstört. Dem auffallend hübschen Mädchen konnte trotz aller Bemühungen, weder in Familien noch in Kinderheimen, weder in Beobachtungsstationen noch in Spezialheimen bisher geholfen werden. Seine Zukunft ist gänzlich ungeklärt, und es bleibt eine Quelle ständiger Überraschungen und Sorgen.

Marianne kämpfte in einer Art Verfolgungswahn immer gegen irgendein anderes Kind. Dies führte im Kinderheim schliesslich zu einer wilden Prügelei, bei der die Dreizehnjährige mit der Faust eine Fensterscheibe zerschlug und sich blutend ins Spital abführen lassen musste. Man glaubte dieses Ereignis und andere ähnliche auf die gestörte Beziehung zur Mutter zurückführen zu sollen. Diese hatte offenbar mit den zwei Söhnen einen besseren Kontakt als mit der Tochter, die sie bei der Einreise in die Schweiz mit einer Reihe unwahrer Angaben belastet hatte. Zudem schien das Mädchen mit besonderer Liebe am Vater zu hängen, mit dem es – trotz der Trennung der Eltern – die Verbindung wieder aufgenommen hatte. Gleichzeitig sehnte sich Marianne ständig nach der Mutter und bat in allen Ferien, sie im Flüchtlingsheim besuchen zu dürfen. – Also ein Kind,

dessen Nervensystem dem Kampf innerhalb der Familie und zugleich in der Welt, dem Konflikt zwischen Wahrheit und Lüge nicht gewachsen war.

Dora: Über dieses schwer aflektgestörte Mädchen liegt der Bericht einer Schweizer Beobachtungsstation vor, aus dem eindeutig hervorgeht, dass, neben den tragischen Familienverhältnissen – unglückliche Ehe und darauffolgende Scheidung der Eltern, Mangel an Zuneigung von Seiten der Mutter, die das Kind aber im entscheidenden Moment doch nicht für immer herzugeben bereit war –, auch die Zeitumstände eine wesentliche Rolle spielten. Zweimal hatte sich Dora von ihr vertraut- und lieb gewordenen Familien zu trennen, weil diese sich durch Flucht selbst in Sicherheit bringen mussten. Bei dem ersten derartigen Erlebnis mag der Schock besonders gross gewesen sein, weil die Pflegeeltern ihre zwei eigenen Kinder mitnahmen, das Pflegekind aber zurückliessen.

«Je älter das körperlich gesunde Mädchen wurde, je mehr es erlebte an Hin- und Hergeschobenwerden, je mehr sich die Kluft zwischen ihm und der eigenen Mutter vertiefte, umso grösser wurden Misstrauen, Trotz und Auflehnung. Sie äusserten sich u.a. in einem grossen Verlassenseitsgefühl, in einer panischen Angst vor der Zukunft und in einer nur zu berechtigten Eifersucht gegenüber Kindern, die in glücklicheren Familienverhältnissen aufwuchsen.»

In den verschiedenen Tests und bei Gesprächen mit dem Arzt spielten die Flucht von Polen nach dem Westen, wobei man Dora als Bub hatte ausgeben müssen, eine Rolle, sowie das Gefühl des Verlassenseins, als die erste Pflegefamilie sie plötzlich im Stiche liess. Auch die Schreckensnächte, wenn Freunde der zweiten Pflegefamilie Schutz vor Verfolgung suchten und im Gartenhaus versteckt wurden, und die daraus entsprungene Angst vor allen Soldaten wurden neu lebendig. Im Endurteil hiess es:

«Dora hat, seit sie geboren wurde, nie ruhige, friedliche Zeiten erlebt. Einmal waren es die Streitigkeiten ihrer Eltern und der Zerfall einer unharmonischen Familie, ein andermal Flüchtlingserlebnisse eines von Familie zu Familie und später von Heim zu Heim geschobenen Kindes, und dann wieder war es die Erkenntnis, dass sie gegen

die einzige Familienangehörige, die lieblose Mutter, mehr Hass als Anhänglichkeit empfand, was das Mädchen immer und immer wieder enttäuschen, beunruhigen und verwunden musste. Hätte Dora jemals vor Beginn ihrer Irrfahrten ruhige Tage erlebt und hätte man erst noch objektiveren Bericht aus jenen Zeiten, so liesse sich vielleicht einigermaßen entscheiden, was an ihren ungünstigen Eigenschaften angeboren und was erworben worden ist... Gewiss würde lange nicht jedes Kind auf die miserablen Umwelteinflüsse derart ungünstig reagiert haben. Es ist aber auch nicht anzunehmen, dass Dora unter normalen Umständen ein derart schwieriges Kind geworden wäre.»

Wir haben einige Stellen des ausführlichen Berichtes zitiert, weil sich dabei deutlich zeigt, wie schwer selbst für berufenste Spezialisten die Beurteilung solcher wohl für immer geschädigter Kinder ist. Auch den Kinderpsychiatern und Kinderpsychologen fehlte die solide Grundlage der Familiengeschichte, des Milieus, und so waren sie – wie wir Laien – auf die subjektiven Erlebnisse dieser Jugend und auf die affektgetriebenen Berichte der Erwachsenen angewiesen, soweit diese überhaupt noch lebten und Angaben zu machen bereit waren¹.

Grete, im August 1929 in Wien geboren, war auf ihre Art nicht minder schwierig. Die Trennung von der christlichen Mutter, die Unregelmässigkeit des Flüchtlingsdaseins, der Mangel einer geordneten Häuslichkeit und der damit verbundenen Aufsicht hatten eine sexuelle Frühreife gefördert, die weit über das Normale hinausging. Welche Umwelt wir auch wählten, ob wir sie in eine Familie gaben, in eine Schule schickten, ihr eine Lehre verschafften, wo und was auch immer, es endete mit einer erotischen Affäre. Es beklagten sich entweder die Pflegemütter wegen der Gefahr in der eigenen Familie oder die Schullehrer wegen Verführung der anderen Kinder oder die Lehrmeisterin. Die Anstalten für Nacherziehung waren überfüllt, und der selbst wenig solide Vater hatte weder Einfluss noch Einsehen. Die in diesem jungen, hübschen Ding gestaute Erwartung drang förmlich durch alle Wände. Alles, was diese kaum Fünfzehn-

¹ Dora soll sich in letzter Zeit erstaunlich gut entwickelt haben. Sie sei viel ausgeglichener geworden und steht nun, 1951, vom Einfluss der Mutter gelöst, vor der Ausreise nach Israel.

jährige tat, ob sie nett angezogen in der Trambahn sass oder wie ein Lehmädchen mit einem Leiterwagen ein Paket beförderte, ob sie Besuche machte oder Kinder hütete, immer und überall leuchtete und funkelte es aus ihr heraus und um sie herum. Nach vielem Kopfzerbrechen brachte schliesslich eine Tante in Amerika die Lösung. Sie rief Grete im Sommer 1947 nach New York, wo sie – wie man hoffen kann – in ihrer Ungebundenheit nicht so stark auffallen wird, wo viele Fesseln wie das Arbeitsverbot oder der Zwang, sich polizeilich zu melden, ohnehin in Wegfall kommen.

Serge: Dem vierzehnjährigen Tschechen fiel das Lügen zu leicht. Im Auffanglager gab er an: «Eltern deportiert, Konfession Jude.» Nach zehn Monaten hatte er sich eines Besseren besonnen und erzählte, dass er aus einem französischen Kinderheim entlaufen war. Grund: «Il y avait des difficultés»; ferner gestand er, dass er konfessionslos sei, bestimmt kein Jude, dass der hussitische Vater und die evangelische Mutter noch lebten, dass er zwei Brüder besitze, dass seine Kindheit sich zwischen dem Heim der einen Grossmutter in Prag und dem der anderen in Avignon abgespielt habe, dass die Eltern hin- und hergezogen seien, als Tschechen oder als Franzosen, je nach Gutdünken, dass der Vater die verschiedensten Berufe ausübe, je nach Bedarf. Während dieses Geständnisses wandelte sich plötzlich die sprudelnde Beredsamkeit in ein verkrampftes Stottern; die übermütigen Augen wurden mit einem Mal tiefschwarz und hart. Ein hochbegabter, strahlender Knabe wurde innerhalb einer Minute zum gehemmten Psychopathen.

Richard: Über den zwölfjährigen, in Paris geborenen Polen schrieb die Pflagemutter im Mai 1944: «Um uns ein richtiges Bild zu machen, haben wir ihn vor Kurzem an einem Abend erzählen lassen. Er sprach wie ein ‚Grosser‘ und wäre bis morgens nicht müde geworden, wenn wir es erlaubt hätten. Seit Herbst 1939 ist er mit seiner Mutter von einer Stadt zur anderen geflüchtet, während der Vater sofort eingedrückt ist und in der französischen Armee mitgekämpft hat, bis er im Frühjahr 1940 gefangen genommen wurde. Selbst kehrten sie einmal nach Paris zurück, von wo sie in ein Lager kamen. Richard erzählte,

wie sie daraus entflohen, von holprigen Wegen, von Hunger und Sorge. Die Mutter habe keinen Schritt ohne ihn getan, aus Angst, sie könnten sich nicht wiederfinden. In der Schule in Paris, nachher in Marseille und Grenoble, war er offenbar ein guter Schüler. Der Junge ist sehr intelligent; dem Wissen nach könnte man ihn mit einem Siebzehn- bis Achtzehnjährigen vergleichen. Er geht nicht gerne in die Schule, was wir auf seinen Hass gegen die deutsche Sprache zurückführen. Der Junge ist oft äusserst gereizt und kann keinen Widerspruch ertragen. Seine Handlungen sind spontan und plötzlich; er beruhigt sich aber, wenn man versteht, seine Aufregung mit Güte zu übersehen. Seine Hauptnervosität besteht in einer Art Verfolgungswahn. Er sucht sich durch Schnitzen und Anhäufung von Bajonetten zu schützen, ohne diese jedoch praktisch anzuwenden.»

Während eines zehnmonatigen Aufenthaltes in Prangins konnte Richard wesentlich gebessert werden. Im abschliessenden Gutachten wurde auf das Zusammenspiel einer krankhaften Veranlagung mit den tragischen Kriegsverhältnissen hingewiesen, was die aus einer Arztfamilie stammende Mutterumso tiefer beunruhigte, als nach ihrem Urteil der Junge vor seiner Abreise in die Schweiz völlig im Gleichgewicht gewesen sein soll.

Chaim: Ein ungarischer Junge, kam sechzehnjährig als Transitflüchtling Ende 1944 aus Bergen-Belsen. Über seine Familie berichtete er: Vater – Lehrer, Mutter – vor Kurzem gestorben; von den fünf Geschwistern ist der Älteste in russischer Gefangenschaft, der zweite noch in Ungarn, der dritte in England, der vierte in Palästina und der Jüngste, vierzehnjährige, wurde von einem ungarischen Arbeitslager nach Deutschland überführt. Wir sandten Chaim mit seinen Kameraden in ein Heim der Jugend-Alij ah. Dort bekam er nach einem halben Jahr einen Tobsuchtsanfall und musste in eine Irrenanstalt verbracht werden. Nach sechs Monaten lautete der Bericht ganz schlecht, nach weiteren vier hiess es jedoch, es gehe plötzlich so gut, dass an Entlassung und Übersiedlung zum Bruder nach England zu denken sei. Zwei Tage vor seinem 18. Geburtstag gelang es, Chaim im Flugzeug noch nach England zu schicken. Drei Jahre später musste jedoch der Bedauernswerte wieder ärztliche Hilfe in An-

Spruch nehmen. War es die Summe des Grauens in Ungarn und im deutschen K.Z.? War es die Wirrnis der Welt? Waren es Erbanlagen? Wie stand es um die Geschwister? Alle diese Fragen blieben für uns ohne Antwort.

Joseph war unser problematischstes Kind. Er kam im Herbst 1943 gänzlich allein in die Schweiz und konnte vor lauter Angst überhaupt keine Angaben machen und sich auch später an nichts genau erinnern. Nach seiner Mutter befragt, antwortete er tief erschreckt: «O toutes les femmes de la Belgique se trouvent dans un grand trou», und vom grösseren Bruder wusste er nur den Vornamen und dass er «mit einer Dame in ein Land gefahren ist, wo es keinen Krieg gibt». Obwohl Joseph mehrmals die Pflegefamilien wechseln musste, erholte er sich allmählich, hatte aber gelegentlich wieder Angstzustände und fürchtete sich besonders «vor den bösen Soldaten, die ihm die Ohren abschneiden wollten». Er wurde wegen des Schulbesuches in ein Westschweizer Kinderheim versetzt, wo sich die schwere Schädigung erst wieder ganz deutlich zeigte. Trotz normaler Intelligenz wehrte sich der Junge gegen das Erlernen von Zahlen und Buchstaben, schnappte aber gelegentlich, besonders wenn er sich unbeobachtet glaubte, doch einige Kenntnisse auf. Für praktische Arbeit interessierte er sich dagegen sehr. Eine Reihe von Ärzten und Psychologen beschäftigten sich mit ihm. Schliesslich liessen wir in unserer Ratlosigkeit Josephs Bild in der Brüsseler Hilfsstelle aushängen, wodurch sich endlich – nach fast dreijährigem, unermüdlichem Suchen – ein älterer Bruder und damit die Identität des Buben fand. Fast gleichzeitig kam das Glück noch in anderer Form in Josephs Leben: er wurde von einer Arztwitwe aufgenommen und dort in jeder Hinsicht wunderbar betreut. Als die Pflegemutter die Photographie des entdeckten Bruders wortlos auf den Tisch legte, wollte Joseph sie mit einem Messer rasch auf dem Brot zerschneiden. Er hatte doch gewählt und schon nach zwei Tagen gesagt; «J’y suis, j’y reste.» Nun sollte ihn der Bruder nicht neu entwurzeln und sein geliebtes Zuhause gefährden. Als er merkte, dass niemand daran dachte, ihn wegzuschicken, freute er sich sogar auf dessen Besuch. Die Begegnung der Geschwister hatte eine befreiende Wirkung. Joseph kam in die Rudolf-Steiner-

Schule, wurde selbst der «grosse Bruder» der im gleichen Hause lebenden Enkelkinder seiner «Tanti». Er blühte auf; endlich geborgen, überraschte er durch seine strahlend glücklichen Augen, durch seine Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft. Als er zu seinem zehnten Geburtstag so viele Kinder einladen durfte, als er wollte, wurden immerhin vierzehn gezählt. Josephs Gedächtnis, seine Konzentrations- und Lernfähigkeit blieben jedoch geschädigt. Ob der langsame, aber stetige Gesundungsprozess schliesslich einen normalen Mann ergeben wird, bleibt abzuwarten.

Iwan war Russe. Sein Vater, Landwirt von Beruf, starb während der Hungersnot von 1932/33. Seine Mutter und sein älterer Bruder mussten den Siebenjährigen in der Ukraine zurücklassen, als er wegen einer schweren Spondylitis von 1938 bis 1942, also vier Jahre lang, im Gipsbett lag. 1943 als geheilt aus dem Krankenhaus entlassen, war er mit elf Jahren allein losgelaufen. Zuerst wurde er in Polen Hilfsarbeiter in einer Fabrik. Dort machte er die Bekanntschaft einer russischen deportierten Familie, bestehend aus Vater, Mutter und vier Söhnen. Iwan durfte sich als Jüngster, als Fünfter anschliessen. Sie zogen durch Oberschlesien, hausten in einem Flüchtlingslager, das sie aus Angst vor den nachrückenden Russen wieder verliessen. Meist ging es zu Fuss weiter; am 28. Mai 1945 kamen sie mit Fremdarbeitern in Bregenz über die Schweizer Grenze. Unser Versuch, den noch immer zarten Jungen zum Ausruhen zu bringen und ihm zu einer gründlichen Berufsausbildung zu verhelfen, scheiterte an seiner Verschlossenheit und an seinem Starrsinn. Er wollte sich selbst erhalten, wollte selbständig leben. Vor allem wollte er bei «seiner Familie» bleiben und strebte mit ihr fort, weg vom Krieg und vom kriegsgeschädigten Europa. Man fürchtete für seine Gesundheit; aber er lachte und ging seiner Wege. War es seiner slawischen Seele zu eng bei den Berner Pflegeeltern? Hatte er Angst vor Sesshaftigkeit oder vor einer späteren Zwangsrepatriierung? Seit seinem elften Lebensjahr unterwegs, kannte er wohl nur den einen Wunsch: weiter, immer weiter!

Jacques, der 1931 in Antwerpen geborene Pole, dessen Vater, Architekt und Ingenieur, 1942 aus Marseille deportiert wurde, kam im Dezember 1942 mit seiner Mutter und der jüngeren Schwester in die Schweiz und einen Monat später in ein Landerziehungsheim. Nach einem Jahr schrieb man von dort, es fehle dem Jungen jede Selbstdisziplin und, wenn er sich ungerecht behandelt glaube oder mit anderen im Streit liege, verlöre er jegliche Beherrschung. Er wurde trotzdem noch drei Jahre behalten und man versuchte weiter, den Gewalttätigen, aber Hochintelligenten mit allen Mitteln der Liebe und des Geistes für die menschliche Gemeinschaft zu gewinnen. Trotz einiger hoffnungsvoller Perioden gelang dies nicht. Es wurde im Gegenteil so schlimm, dass die Schulleitung im Sommer 1947 erklärte, den Knaben wegschicken zu müssen. Um eine andere Lösung zu finden, wollte man Jacques auf einige Wochen in ein Beobachtungsheim geben. Über den Sinn dieses Wechsels offenbar vorher nicht genügend unterrichtet, geriet der nunmehr Sechzehnjährige in eine seiner Trotzphasen, wurde wieder gewalttätig und verletzte einen Lehrer des neuen Heimes. Erst ein herbeigerufener Arzt vermochte den Wütenden zu beruhigen. Neuerdings angefragt, ob die frühere Schule Jacques nicht doch zurücknehmen könnte, antwortete die Schulleitung mit folgender Charakteristik:

«Er war nach seinem Eintritt unser ‚enfant terrible‘, ja das schwierigste und schlimmste von allen Flüchtlingskindern, die je zu uns gekommen sind. Er war so verwildert, dass er die Benutzung des Klosetts verschmähte; er stahl schlimmer als eine Elster und versetzte durch seine rohen Gewalttätigkeiten selbst grössere Knaben und Erwachsene in Angst. Jacques ist auch heute noch unaufrichtig und verlogen; sein Einfluss auf die anderen Schüler ist verheerend. Er ist – trotzdem er nun vier Jahre in unserer Atmosphäre gelebt hat – amoralisch und asozial geblieben.

Jacques' Mutter ist nach Belgien zurückgekehrt, wo sie sich mit grosser Mühe über Wasser hält; ihr Töchterchen ist ihr gefolgt. Frau A. ist eine rechtschaffene, sympathische, aber sehr schwache Frau, die Angst vor dem kräftigen Jüngling hat. Vor ihrer Abreise bat sie uns flehentlich, Jacques noch einige Jahre zu behalten, bis er imstande sei, seine Maturität oder sein Baccalauréat zu bestehen...»

Was tun? Der Arzt und dessen Familie übernahmen die Schutz-
aufsicht, und so konnte man den Jungen freilebend den Kurs einer
Handelsschule besuchen lassen. Alles schien in bessere Bahnen zu
kommen; da stahl der Jüngling wieder, und zwar diesmal nicht
Süssigkeiten aus der Schublade eines Schulkameraden, sondern ein
Velo auf dem Bahnhofplatz. Jacques und sein Komplize verkauften
das Diebsgut rasch; der andere bekam den Löwenanteil, weil Jacques
ihm Geld schuldig gewesen. Erst sechs Wochen später wurde der
Junge verhaftet und der Jugendanwaltschaft übergeben. Man wollte
ihn damals – begreiflicherweise – an die Grenze stellen. Wieder spran-
gen seine Beschützer und das SHEK für ihn ein. – Schliesslich verliess
er anfangs 1949 die Schweiz, nachdem er sich vorher durch Klavier-
spielen in Nachtlokalen seinen Lebensunterhalt verdient hatte. Das Dos-
sier des «enfant terrible» umfasste 152 Schriftstücke, darunter 23 von
amtlichen Stellen oder an solche.

Bei dem Versuch abzuklären, was zu der so ungünstigen Entwick-
lung dieses hochbegabten und schönen Burschen geführt hatte, konn-
ten wir ausser der Flucht aus Belgien, der Deportation des Vaters, der
Hilflosigkeit und Schwäche der Mutter, folgende Angaben aus der
Zeit vor 1940 erhalten: Der Vater sei ein jähzorniger Wahrheitsfana-
tiker gewesen. Wenn er bei seinen Kindern auf Lügen stiess, habe er
sie sinnlos geprügelt. So hätten sie es von früher Jugend an verstan-
den, sich durch Schliche und Ungenauigkeiten den zu schweren Strafen
zu entziehen. Nach dem Verschwinden des so strengen Mannes war die
Mutter mit ihren Kindern allein in Marseille. Dort habe sich der Zehn-
jährige auf der Strasse herumgetrieben; schon damals habe nur Jacques'
hohe Intelligenz ihn vor der Wegweisung von der Schule bewahrt.

Wie fähig dieser erbmässig schon belastete und dann zusätzlich
geschädigte junge Mensch war, mag die Tatsache beweisen, dass er
nach seiner Ausreise aus der Schweiz, während eines kurzen Aufent-
haltes im Hause seines Onkels in Lyon, innerhalb von drei Monaten
sein bachot bestand. In Antwerpen nahm ihn dann der Bruder des Vaters
auf. Jacques versuchte dort innerhalb von sechs Wochen, ein weiteres
Examen mit Latein zu machen, das er wiederum bestand. Damals schrieb
er: «Je travaille et ne pense à rien.»

John, nach seinen Angaben im Juni 1928 in Liverpool geboren, wurde zu einem der psychologisch interessantesten Fälle. Es gelang ihm, vom November 1943 bis Ende Juli 1945 eine ganze Reihe von besten Sozialarbeitern und Ärzten irrezuführen und auf der Basis eines lückenlos erfundenen Lebenslaufes sich für den Sohn eines in St. Nazaire arbeitenden englischen Ingenieurs auszugeben. Den Verlust seiner englischen Muttersprache erklärte er durch eine bei einem Bombardement erlittene Gehirnerschütterung. Andere Bombardierungen hatten ihn angeblich um seine ganze Familie gebracht. Sein Hauptziel war – als Flüchtling – in den Besitz eines englischen Passes zu kommen. Das gelang dem so überaus raffinierten Jüngling, der sich durch simulierte Krisen in Krankenhäusern und Erholungsheimen und schliesslich in der Familie eines vorbildlichen Mannes das angenehmste Leben erzwang, nun doch nicht. Denn das englische Konsulat von St. Nazaire lehnte die Ausstellung des Identitätspapieres mangels Unterlagen ab und das eidgenössische politische Departement meldete bereits im April 1944, dass sich John – laut Angaben des Bürgermeisteramtes in St. Nazaire – in den Basses-Pyrénées «plusieurs indélicatesses» habe zuschulden kommen lassen.

Ein bereits im Dezember 1943 gemachter Rorschach-Test hatte eine Psychologin veranlasst, an Johns englischer Nationalität zu zweifeln; dagegen hob sie dessen Gesundheit und Intelligenz hervor. Seltenerweise fanden diese klaren Angaben und Urteile im Kreise der mit Johns Leiden Beschäftigten keine Beachtung und liessen zunächst keinen Verdacht auf kommen. Offenbar waren die von ihm gespielten Krisen derart überzeugend, dass man sich noch weitere achtzehn Monate lang liebevollst um die so bedauernswerte Kriegswaise bemühte. Erst das Zusammenleben mit einem wirklichen Christen und die Liebe zu dem grundgütigen Manne hat den jungen Schwindler erschüttert und ihm sein Geständnis entlockt. Es würde zu weit führen, Einzelheiten hier aufzuzeigen; es ist eine unglaubliche Häufung von Lüge auf Lüge, von Betrug und Diebstahl, von unerhörter Beobachtungsgabe und grösster Schauspielkunst. Das ganze Gebäude wurde schliesslich durch die Kraft reiner Güte ins Wanken gebracht und dann vom Erbauer selbst eingerissen. Hier hatte der Krieg mit all seinen Schrecken, seinen Bombardierungen und Verschüttungen,

seinem Lug und Trug, einem verbrecherischen Psychopathen sein ganzes Rüstzeug geliehen.

Was aus ihnen geworden ist?

Allzuviel wissen wir nicht; das Material ist recht lückenhaft, da der grössere Teil unserer Schützlinge nach der Ausreise nichts mehr von sich hören liess. Die anderen haben uns ihre Freundschaft bewahrt und gaben den ihnen Vertrautesten, den Vorsitzenden der Sektionen, den Fürsorgerinnen oder den Pflegeeltern weiterhin Bericht. Daher kennen wir manche Schicksale nicht nur durch Briefe, sondern auch durch wiederholte persönliche Begegnungen recht genau. So wollen wir es wagen, aus dem Wenigen etliche Schlüsse zu ziehen.

Diese seien durch folgende Zahlen untermauert: 4'868 Flüchtlingskinder sind seit Kriegsausbruch, also seit 1. September 1939, durch die Hände und die Herzen unserer Mitarbeiter und Freunde gegangen. 4'145 hatten uns bis Ende 1947 wieder verlassen¹. Davon kehrten 3'425 mit ihren Eltern oder zu ihren Eltern oder zu nahen Verwandten in die Heimat oder ins frühere Asylland zurück. Nur 720 sind in fremde Länder ausgewandert und 723 waren bei der Schliessung des SHEK noch in der Schweiz. Von den 720 Auswanderern wandten sich 195 nach den Vereinigten Staaten, 16 nach Südamerika und 5 nach Südafrika und Australien, während 504 nach Palästina, also auch «heim» fuhren.

In Europa, besonders in der Schweiz

Unsere rückwandernden Kinder, vor allem aber deren Eltern, erwartete in ihrer alten oder weniger alten Heimat manche Enttäuschung. Fast überall, besonders aber da, wo man unter dem Krieg und unter der deutschen Besatzung schwer gelitten hatte, erhoben sich angesichts der Heimkehrenden allerlei Fragen: «Warum seid ihr nicht hiergeblieben? Warum wart ihr nicht mit uns in der Widerstands-

¹ In diesen Zahlen sind die Emigrantenkinder, die noch vor 1942, also vor dem Kriegseintritt Amerikas, aus der Schweiz ausreisten, nicht enthalten.

bewegung? Jetzt, nachdem der Sturm sich gelegt hat, kommt ihr zurück, wollt eure Wohnungen, eure Geschäfte, eure Werkstätten und Fabriken wiederhaben! Da sitzen doch seit Jahr und Tag andere drin, Ausgebombte, Vertriebene, neue „Besitzer“⁶. Seht zu, wie ihr sie herausbringt!¹⁶⁶ Kein Wunder, dass die Rückwanderer oft lange, oft sehr lange warten mussten und manch mürrisches, ja feindseliges Gesicht zu sehen bekamen, soweit sie nicht auf lauten Protest, ja auf Drohungen stiessen. Es gab freilich auch das Gegenteil. Fälle, in denen treue Nachbarn alles verwahrt und behütet hatten, in denen man sich erfreut und beglückt die Hände schüttelte. Diese guten sowie jene bösen Erfahrungen mögen in allen Ländern des Kontinents die gleichen gewesen sein und auf Eltern wie Kinder ähnliche Wirkungen gehabt haben. Sie wurden sowohl in Frankreich wie in Belgien, in Holland wie in Italien gemacht und trafen auch 3'240 unserer Schützlinge. Wesentlich problematischer war die Rückkehr nach der Tschechoslowakei, nach Polen, Ungarn und Jugoslawien; hier kam gelegentlich die frühere politische oder wirtschaftliche Stellung der Eltern erschwerend hinzu und entschied über das weitere Schicksal von 120 zurückkehrenden Kindern und Jugendlichen.

Am weitaus Aufwühlendsten war die Rückkehr unserer 65 Schützlinge nach Österreich und nach Deutschland; es war kaum ein jüdisches Kind darunter¹.

Wenn auch alle 3425 mit Vorbehalt aufgenommen, heimlich bekrittelt oder offen angefeindet wurden, so dürfte sich das künftige Los dieser heimgekehrten Jugend von dem der Dagebliebenen höchstens darin unterscheiden, dass sie, die Überlebenden der Katastrophe, als Warnungsmäie dienen könnten für die neu Verantwortlichen innerhalb Europas.

Soweit das Allgemeine. Folgende Schicksale sollen nur eine Ahnung davon vermitteln, was die Flüchtlingsjugend auf unserem Kontinent zu tragen und zu bewältigen hatte und wohl noch hat.

Im August 1949 erhielten die Genfer Mitarbeiter den überraschenden Brief eines nunmehr zwanzig Jahre alten Mädchens, das sich im

¹ Siehe Anhang Seite 232.

Jahre 1945 nach abgeschlossener Ausbildung als Schneiderin nicht hatte abhalten lassen, zur einzig überlebenden Schwester nach Jugoslawien heimzukehren. Sie schrieb: «Manchmal gehen meine Gedanken zu der Zeit zurück, wo ich ein grosses Kind war und in der Schweiz lebte; es bleibt die Erinnerung und das Beispiel eines guten Menschen... Hier wimmelt die Stadt von Autos, Menschen und Pferden. Es ist, als wäre man in einem Bienenkorb. Männer, Frauen, Kinder und Tiere, alle arbeiten Tag und Nacht. Arbeit zum Frühstück, Arbeit zum Mittag- und Abendessen; Arbeit, nur Arbeit. Und wir arbeiten; alle arbeiten von Tag zu Tag, vormittags, nachmittags, aus der Arbeit besteht unser Leben... Doch das Meer ist schön, gross, ruhig; es ersetzt mir alles, was mir fehlt. Ich bin jung, gesund, kräftig; ich will weiterleben und werde alle Schwierigkeiten überleben. Meine Schwester ist mehr tot als lebendig; sie ist das beste Beispiel eines Kriegsofopfers. Aus dem blühenden vierzehnjährigen Mädchen vor dem Krieg ist der blasse Schatten einer hysterischen Frau geworden. Das Leben ist nun einmal so; ich kann es nicht ändern. Selbstmord wäre die beste Lösung. Doch warum sollte ich das tun? Ich bin bereit zu leben; keine Katastrophe könnte mich noch rühren. Ich will leben. Warum? Das weiss ich noch nicht; doch überleben muss ich. Die Sonne scheint, wie sie in meiner Kindheit schien, das Meer sieht so vertrauenerweckend aus, so mächtig; die Wiesen sind so grün, als wäre nichts geschehen. Ich sollte voll Hoffnung sein. Hm... komisch. Doch ich bin niemals traurig. Ich lache sogar sehr oft. Ich lache über die ganze Welt, über alles. Das ist der einzige Ausweg, sonst wäre ich schon lange verrückt oder tot... Die Musik ist das Einzige, was dieses Grauen ein wenig heller machen kann. Schon seit Monaten hörte ich keinen Ton. Das ist so schwer zu ertragen...»

Ein sechsjähriger Junge wurde anfangs 1939 den Eltern abgenommen, die sich – als sie ihn im Schweizer Kinderheim geborgen wussten - vor Kriegsausbruch noch nach England retten konnten. Von dort aus machten sie immer wieder den Versuch, für ihr einziges Kind eine Einreiseerlaubnis zu bekommen. Es gelang nicht; aber sie fanden Mittel und Wege, sieben Jahre lang ihm jede Woche einen Brief zu schreiben, und der Junge hat regelmässig mit einer Karte geantwortet.

Wie haben ihn die Kinder, deren Eltern gleichfalls in der Schweiz geborgen waren, bedauert; denn er fuhr nie in Urlaub, wurde nie zu Freunden ein geladen, erhielt nie ein Päckchen. Wie haben ihn die anderen Kinder, deren Eltern seit Monaten oder Jahren kein Lebenszeichen mehr gaben, dagegen beneidet. Endlich – im Frühjahr 1945 – zeigte sich neue Hoffnung, und im November kam die viel umkämpfte, heiss ersehnte britische Einreisebewilligung für einen einjährigen Aufenthalt. So gelang es, den Knaben zwei Tage vor seiner Konfirmation ins Flugzeug zu setzen. Wer ermisst die Gefühle der Seinen, als sie nach siebenjähriger Trennung ihr besonders begabtes einziges Kind gesund und froh wiedersahen! Wer ermisst unsere Genugtuung, als wir von dessen raschem Einleben im fremden Lande hörten, von den Fortschritten, die der Junge unter den Augen der lang entbehrten Eltern machte, die seine Entwicklung nun nicht mehr aus Postkarten ablesen mussten! Im Jahre 1950 meldete der nunmehr Achtzehnjährige, dass er ein staatliches Stipendium erhalten habe und zum Studium nach Oxford gehe. Diese Auszeichnung erhalten jeweils Englands 900 beste Schüler.

Wir wissen von einem anderen Jungen der 300 K-A, der auch den kleineren Bruder rührend betreute, sich darüber hinaus schon als Siebzehnjähriger leidenschaftlich für die Allgemeinheit interessierte und ihr nützlich sein wollte. Das führte zu einer Art «Nachrichtenzentrale», die er während des Krieges ganz von sich aus und ganz privat betrieb, indem er zwischen seinen Verwandten und Bekannten eine Briefvermittlung organisierte. Aus eigenem kleinstem Nebenverdienst zahlte er die internationalen Antwortscheine, die er den Briefen beilegte, und hat so als würdiger Sohn eines bekannten deutschen Buchhändlers in schwerster Zeit auch «Wissenswertes» vermittelt. Er kam später auf Transit von der Schweiz nach England, wo er dann bleiben durfte und für sich samt seinem Bruder ein arbeitsreiches und erfolgreiches Leben aufbaute.

Nur bei den Kindern und Jugendlichen, die aus irgendeinem Grunde in der *Schweiz* bleiben durften, könnte man deren Entwicklung fortlaufend nachweisen, somit statt Moment-Aufnahmen einen

zusammenhängenden Film zeigen. Wir wollen uns auch hier auf einige charakteristischste Beispiele beschränken:

Da ist Frau Brigitte, heute die tüchtige und tapfere Leiterin eines Schreibbüros, Gattin eines Schweizer Beamten, Mutter dreier Buben. Sie stammte aus Berlin, kam im März 1938 mit Hilfe des SHEK als zartes, tb-gefährdetes Mädchen von vierzehn Jahren nach Davos. Während sie dort ganz gesundete, musste sie die zärtlich geliebten Eltern mit der älteren Schwester nach Südamerika weiterwandern sehen, freilich in der festen Überzeugung, ihnen in Kürze zu folgen. Als nach vielen Bemühungen im Herbst 1939 alles zur Ausreise bereit war, traf die Nachricht vom völlig unerwarteten Tode der Mutter ein und bald darauf auch die vom Ableben des Vaters. Welch wortlose Verzweiflung! Statt des so heiss ersehnten Wiedersehens ein unwider-rufliches «Nie mehr». Zunächst wurden für die arme Waise die verschiedensten Pläne geschmiedet, bis sich ein kinderloses Schweizer Ehepaar des intelligenten Mädchens annahm und ihm ein Heim gab. So geborgen, besuchte Brigitte eine höhere Schule; sie sollte und wollte studieren. Da kam kurz vor der Maturität das Schicksal in Gestalt eines Klassenkollegen. Sie heirateten, und das völlig verlassene Mädchen wurde mit den Jahren zum Mittelpunkt einer zahlreichen Familie.

Ein durch die Scheidung seiner Eltern und durch die politischen Verhältnisse in Deutschland zweifach entwurzelter siebenjähriges Mädchen wurde mit den Merkmalen eines schwererziehbaren Kindes 1937 in ein Schweizer Kinderheim gebracht. Die Mutter konnte sich mit der anderen Tochter nach England retten; der ebenso fähige wie schwierige Vater lebte als Jurist in Paris. Er versuchte, die Erziehung der Tochter zu lenken und wollte unbedingt, dass auch sie Jurisprudenz studiere. Das Mädchen schien zunächst bereit, sich unserem gegenteiligen Rat zu fügen und einen einfacheren Beruf zu wählen. Mit den Jahren erkannte es jedoch, dass der Traum des Vaters auch seinen eigensten Neigungen am meisten entsprach. Unbeirrbar ging es seinen Weg, vollzog einen Glaubenswechsel, bestand die Maturität und kam dann zum Entschluss, Medizin zu studieren. Alle Vorhal-

tungen, dass eine Staatenlose in der Schweiz nicht praktizieren könne, führten nur zu der Einsicht: dann muss man eben Schweizerin werden. Das SHEK und hilfreiche Freunde stützten die Unverzagte. So ist sie schliesslich als cand. med. im Jahre 1950 Schweizerin geworden, wiederholte als solche verschiedene nicht erlassene Examina und wird – wenn das Leben ihr hold bleibt – 1953 ihr Schweizer Staatsexamen machen.

Ob ein ähnlicher Erfolg dem 1929 in Schlesien geborenen, heute an der ETH studierenden Hans möglich sein wird, bleibt abzuwarten. Alles spräche dafür, dass der völlig Assimilierte, von Freunden, Lehrern und Schülern gleich geschätzte junge Mann in seiner Wahlheimat endgültige Aufnahme finden sollte. Hier aber steht das tragische Schicksal seiner Eltern in Form eines riesigen Aktenbündels hindernd im Wege. Während der Vater vor dem Sohn die schützende Schweiz erreichte und ihn innerhalb der 300 K-A 1939 kommen lassen durfte, musste sich die evangelische Mutter mit den zwei Töchtern nach England retten. Ihre Hoffnung, Gatte und Sohn folgen zu sehen, wurde durch den Kriegsausbruch vereitelt. Alle Versuche, die fünfköpfige Familie, sei es in England, sei es in der Schweiz, zu vereinigen, scheiterten an Paragraphen. Die eidgenössische Fremdenpolizei, sowie das britische Home-Office standen auf dem Standpunkt, dass das andere Land hierfür zuständig sei. Die beiden Töchter vermochten mit den Jahren die unlösbare Streitfrage durch Ehen mit einem Engländer und einem Amerikaner eindeutig zu bereinigen. Die bedauernswerte Mutter blieb als Zankapfel zurück, bis sie im Frühjahr 1946 nach einer Trennung von siebeneinhalb Jahren die Erlaubnis erhielt, ihren Gatten und ihren Sohn auf vier Wochen in der Schweiz zu besuchen. Dass sich diese Frau dann nicht mehr von ihrem Manne trennen konnte, war mehr als begreiflich. So lebten sie von der Ablehnung eines Gesuches um Aufenthaltsverlängerung bis zur nächsten und umgingen so die Ausreisefristen. Sie zitterten von Monat zu Monat vor einer erneuten Trennung. Schliesslich hat das Leben alle Vorschriften besiegt: das Ehepaar ist noch immer in der Schweiz; ja es hat sogar seit 1950 das Recht auf eine eigene Wohnung erwirkt, und man darf annehmen, dass auch diese so lang und so schwer geprüften

Menschen nunmehr dableiben dürfen. Ob jedoch diese für unsere Zeit so bezeichnende Geschichte der Einbürgerung des Sohnes förderlich sein wird, bleibt abzuwarten.

Da hat es die kleine, ganz verlassene Recha wesentlich leichter gehabt. Sie kam dreijährig in eine kinderreiche Berner Familie. Bis sie ihr tragisches Schicksal hätte richtig erfassen können, war sie in den Herzen ihrer Pflegeeltern schon so eingewurzelt, dass man sie im Glauben aufzog, sie sei das jüngste, nachgeborene Kind. Nachdem sich eine in London aufgetauchte Tante persönlich vom Wohlbefinden der Nichte überzeugt hatte, verzichtete sie auf alle Rechte und nahm die seltsame Lösung dankbar an. Die heute Vierzehnjährige ist eine gute Schülerin geworden. Sie besucht ein städtisches Progymnasium. Um ihr späteres Studium allen Tücken des Lebens zu entziehen, hat ein Mitglied der nicht allzu begüterten Familie bereits eine Studienversicherung abgeschlossen.

Freilich gab es auch Jugendliche unter den in der Schweiz Gebliebenen, deren Zukunft weniger aussichtsreich war. Aber man könnte wohl sagen, dass sich deren Anlagen und dementsprechend deren Ansprüche mit einem einfacheren Dasein begnügten. Sie haben als Stenotypistin, Hausbeamtin oder Verkäuferin, als bäuerlicher Angestellter oder als Handwerker die ihnen gemässen Berufe gefunden.

Es gab auch einige Schützlinge, deren Leistungen sie für die Schweiz «interessant» gemacht haben und sie mittlerweile sogar in die Gruppe der «Erwünschten» einreichten. Ein 1924 in Wien geborener, von polnischen Eltern stammender Junge war seit 1938 Schüler des Zürcher Konservatoriums. Auf unser Gesuch um eine finanzielle Erleichterung kam die Antwort, es sei in der Sitzung die Frage aufgeworfen worden, ob es angängig sei, Schweizer Mittel einem Ausländer zukommen zu lassen, von dem man heute schon wisse, dass er in absehbarer Zeit unser Land verlassen und kaum wieder in dasselbe zurückkehren würde. So 1940! Zwei Jahre später waren die Studien des jungen Mannes beendet; wenige Monate darauf erhielt der begabte Musiker ein Engagement an ein gutes Stadtorchester, heiratete 1947 eine Schweizerin; er ist heute noch in der gleichen, durchaus gefestigten Stellung und ausserdem Vater eines Kindes.

Auf Haiti, in Chile, in Argentinien

Die Nachrichten aus dem Settlement Sosua bei Puerto Plata am Nordstrand der Dominikanischen Republik, wohin neun unserer Schützlinge bereits 1941 auswanderten, stammen aus dem Jahre 1942. Sie zeigen, wie eine fünfzehnjährige Schülerin der Zürcher Heimschule auf all das Neue, Ungewohnte reagierte:

«Die Gegend ist herrlich schön. Wir wohnen in einem kleinen Häuschen, haben zwei schöne Zimmer, Dusche und Waschraum und eine grosse Terrasse. Auf der liegen wir in Liegestühlen während unserer Freizeit. Die Männer werden in Gartenbau, Feldarbeit, Kühe melken, Schweinezucht und allem, was man zu einer Landwirtschaft braucht, angelehrt. Wenn sie soweit sind, beginnen sie ihre eigene Siedlung, das heisst, sie bekommen ein grosses Stück Land, Vieh, und bauen sich ein Häuschen nach ihrem Geschmack. Das alles müssen sie dann in monatlichen kleinen Raten der Gesellschaft, die zum Aufbau hilft, zurückzahlen. Die Frauen arbeiten inzwischen in Gemeinschaftsküchen und bekommen dafür als Taschengeld fünf Dollars im Monat. Mutti und ich arbeiten auch in der Küche. Es sind fünf Küchen und 400 Leute im ganzen Ort. Wir machen täglich sechs Stunden Dienst. In der anderen Zeit gehen wir ans Meer baden. Hier ist ein herrlicher Strand und schöner weisser Sand. Auch reiten lernen wir. Es ist alles in allem sehr schön, nur manchmal ein wenig zu heiss. Es hat an manchen Tagen 50 bis 60°, und man schwitzt ganz nett dabei. Hier wachsen Bananen, Ananas und Orangen in Hülle und Fülle.

Damit Ihr seht, dass wir unser Gastland nicht vergessen haben, muss ich Euch doch berichten, dass alle Emigranten, die jetzt hier sind, das 650jährige Bundesfest am 1. August feierten. So haben wir uns wieder an die schönen Zeiten in der Schweiz erinnert. Auch eine Schule ist hier, wo die Kleineren fleissig englisch und spanisch lernen. Die Kinder werden täglich mit dem Auto in die Schule gefahren und wieder heimgebracht. . . Augenblicklich bin ich schon den zehnten Tag krank, ich habe Malaria . .

Leider wissen wir nur, was aus zwei von den neun Kindern und Jugendlichen geworden ist. Beide waren Zöglinge der Ecole d'Hu-

manité. Der Junge blieb nur einige Jahre in Sosua und kam dann in die Vereinigten Staaten, das Mädchen fiel durch seine Liebe zu Tieren auf, fand einen Gönner, der es in Cuba Tierheilkunde studieren liess. Nach abgeschlossenem Studium trafen sich die Geschwister wieder in den Vereinigten Staaten und konnten 1950 den jüngsten Bruder, der in der Schweiz vorwiegend landwirtschaftlich gearbeitet hatte, nachkommen lassen. Unseres Wissens befindet sich nun auch die Mutter, die fast zwölf Jahre lang allein in Deutschland ausgeharrt hatte, auf dem Weg zu ihren so lang entbehrten Kindern.

Aus Santiago di Chile schrieb 1947 ein Schützling und erzählte als grosses Ereignis, dass er einen Kameraden aus einem andern Genfer Heim getroffen habe, wie froh er war, und dass sie heute gute Freunde geworden seien. Es folgt dann eine Schilderung der offenbar sehr schönen Stadt, in der immer wieder Vergleiche mit Genf gemacht werden. Der Brief schliesst: «Der Süden des Landes ist herrlich, man sagt, es sei einer der schönsten Teile der Welt. Er erinnert stark an die Schweiz, und so nennt man ihn auch die Schweiz von Chile.» – Auch in diesem Jungen lebte die Schweizer Landschaft weiter, und er fragt nach allem, was sich in seiner «Transitheimat» begibt und begeben hat.

Im gleichen Jahr schrieb – kurz nach seiner Ankunft – ein anderer Heimgenosse aus Buenos Aires. Wir teilen aus seinem langen Brief einiges mit, weil sich dabei der Gegensatz Südamerika-Schweiz deutlich zeigt; zugleich spiegeln sich darin die Assimilierungsschwierigkeiten eines jungen Europäers. Ob schliesslich ein guter Argentinier aus ihm werden konnte, wissen wir leider nicht.

«Am 16. Februar 1947 morgens fünf Uhr flog ich von Rio di Janeiro ab und kam um ein Uhr in Asuncion-Paraguay an. Asuncion sieht aus wie ein Provinzstädtchen. Die Einwohner haben alle den indianischen Typus; sie sind sehr nett und sympathisch. Aber zehn Minuten später sind sie schon imstande, Dir von hinten ein Messer reinzustecken. Das ruhige Provinzstadtleben gefiel mir so gut, dass ich am liebsten geblieben wäre. Dafür geht hier in Buenos Aires alles so hastig. Ich kam frisch und munter an; aber am nächsten Tag war

ich schon deprimiert; die Menschen und hauptsächlich unsere Schicksalsgenossen mit ihren Geschäften sind so falsch. Sie scheinen schon vergessen zu haben, was in Europa passierte. Arbeit gibt es genug; aber keiner will was dafür bezahlen, besonders dann nicht, wenn er merkt, dass Du neu im Land bist. Über eine Fabrikation, wenn's auch eine noch so kleine ist, bekommt man natürlich keine Auskunft; denn jeder hat Angst, der andere macht's nach. Das Leben ist hier ein Gehetz und dreht sich nur ums Geld. Wäre ich alleinstehend, so würde ich nur hierbleiben, bis das Reisegeld beisammen ist.»

In den USA

Wie schon erwähnt, hatten nur 195 unserer Schützlinge in den USA Aufnahme gefunden. Fünf Jahre nach ihrer Ankunft wurden sie bereits Amerikaner und wenn sie sich als sprachbegabt und leicht assimilierbar erwiesen, unterschieden sie sich kaum mehr von allen anderen Bewohnern des Landes, in dem schon die zweite Generation, also die bereits dort Geborenen zu den «echten» Amerikanern gehören. Im Frühjahr 1948 haben wir eine ganze Reihe unserer jungen Freunde dort wiedergesehen. Bis auf wenige Ausnahmen schienen sie zufrieden und auf gutem Wege. Die meisten bewegten sich freilich noch unten an der beruflichen Leiter. Die jungen Männer waren überwiegend als kaufmännische Angestellte tätig, soweit sie kein Handwerk gelernt hatten und ausübten. War dies der Fall, so bezogen sie als Schreiner, Pelznäher, Polsterer oder Konditor bereits einen besseren Gehalt. Die Mädchen standen vielfach noch hinter dem Ladentisch, oder sie arbeiteten als Schneiderinnen, Krankenschwestern, Säuglings- oder Kinderpflegerinnen. Die Betreuung von Kindern erwies sich als besonders günstig; denn unsere Halb-Schweizerinnen mit ihren Sprachkenntnissen und ihren guten Umgangsformen wurden gerne in reichen Häusern beschäftigt. Hier nahmen sie bei verantwortungsvoller Tätigkeit am Wohlleben ihrer Arbeitgeber teil und bezogen zudem noch ein Monatsgehalt von 150 Dollars und mehr. Dies ermöglichte einer unserer «Nurses», ihren jüngeren, begabten Bruder Mathematik studieren zu lassen.

Fast alle Jugendlichen arbeiteten wie die amerikanische Jugend an ihrer Weiterbildung, besuchten Abendschulen und erwarben dadurch, wenn auch langsam, die Voraussetzungen für eine spätere gehobeneren Existenz. Über ein Dutzend waren schon verheiratet, hatten aber noch keine Kinder, weil beide Eehälften zur Arbeit gehen mussten. Sie genossen es sehr, dass man das «Wie» des Geldverdienens in den Staaten ganz unwichtig findet. Es genügt, dass jeder hat, was er braucht, und kaum einer weiss vom anderen, mit welcher Arbeit er sich seinen Lebensunterhalt beschafft. Dazu bemerkte ein allerdings sehr hübsches Mädchen anerkennend: «Wenn mir mein Boss am Samstag sagt, dass er keine Verwendung mehr für mich hat, gehe ich am Montag so lange herum, bis ich wieder einen neuen Job gefunden habe.»

Erstaunlicherweise hatte die riesige Stadt New York die Jugendlichen aus der Schweiz nicht auseinander zu reissen vermocht. Da fast alle in der gleichen, billigen Gegend wohnten, versuchten sie ihre Beziehung aufrechtzuerhalten; kam dann auch noch ein Besuch aus der Schweiz, so versammelten sie sich um ihn und planten im Jahre 1948 sogar einen Club der SHEK-Kinder. Sie sprachen gerne von vergangenen Zeiten, von ihren Schweizer Freunden und Erinnerungen. Aber ihre Toten erwähnten sie nicht, weder die Eltern noch die Geschwister. Sie wagten offenbar nicht, ihre kaum vernarbten Wunden zu berühren. Oder hatte ihr Lebenswille sie gelehrt, nicht zurückzuschauen?

Immerhin schrieb eine junge verheiratete Frau, die mit ihren zwei Geschwistern in New York lebt, vor Kurzem eine Karte folgenden Inhalts: «Nun ist auch Vetter L. angekommen. Wir sind so glücklich, dass wir nun alle wieder beisammen sind.» Alle? Die drei Geschwister haben Vater und Mutter durch Deportation verloren.

Nur von einem jungen Paar vernahmen wir, dass es darauf warte, mit amerikanischem Pass wieder nach Europa zurückzukommen, am liebsten in die Schweiz. «Denn – in den USA lebt man nicht, man arbeitet nur und ruht sich davon aus.»

Es gab relativ seltene Fälle, in denen Jugendliche, die bereits mit Mittelschulbildung in den Vereinigten Staaten ankamen, gleich oder bald entsprechende Stellen fanden, oder andere, wo durch Ehe-

schliessung mit einem Amerikaner das einstige bürgerliche Milieu mit Auto und Häuschen am Rande der Stadt wieder entstand. Wie dem auch sei, das Hauptziel dieser Neueinwanderer dürfte eine angenehme Arbeit, Sicherheit und Wohlstand sein.

In Israel

Hier ist alles anders. Als die erste Alijah uns bald nach Waffenstillstand verliess, wusste man nur, dass viel harte Arbeit und viele Gefahren diese Jugendlichen erwarteten. Nach wenigen Jahren hat dann die politische Entwicklung die Träume der Verwegensten noch weit übertroffen. Fast über Nacht wurde aus dem Land ihrer Sehnsucht und ihres Hoffens ein Staat, ihr eigener Staat, der seine Arme weit auftat und aufnahm und weiteraufnimmt, wer immer kommen will. Während man 1945 die 284 Buben und 220 Mädchen, darunter 214 Vollwaisen und 84 Halbwaisen sorgenvoll ziehen liess, kann man sich heute für sie freuen. Leichter ist das Leben freilich nicht geworden, weder für die Jugend in der Stadt noch für die auf dem Lande. Auf alle wartet viel Militärdienst, viel Arbeit, viel Sorge und viel Verzicht. Aber es wartet auch ein Aufbauwille und eine Hingabe, die selbst den Skeptischsten mitzureissen scheint und seine Kraft verdoppelt. – Ein ansehnlicher Teil unserer früheren Schützlinge haben gegen alle Erwartung ihre Gemeinschaftssiedlung verlassen und sich einen eigenen, individuellen Weg gebahnt. Andere blieben im Kibbuz und fanden in der kollektiven Arbeit ihre Befriedigung. In der Gemeinschaft führten sie ein eher karges, aber persönlich sorgenfreies Leben. Sie heirateten früh, und so wurden aus den Jugendlichen rasch Eheleute, die schon ein oder zwei Kinder aufweisen können. Auch sie haben ihre individuellen Probleme und Pläne; aber vom Ganzen her gesehen, spielen diese doch eine untergeordnete Rolle.

1945 schrieben unsere in Palästina angekommenen Jugendlichen: «Alles ist im Aufbau, und der Gedanke, selbst dazu beitragen zu dürfen, macht uns sehr glücklich . . .»

Vier Jahre später schienen fast alle ihren Platz gefunden zu haben und darüber sich selbst. Wenn es keine Wohnungsfrage und keine

Ernährungskrise gäbe, ginge es ihnen besser. Aber trotz des Mangels an allen Ecken und Enden machten unsere jungen Freunde einen glücklichen Eindruck. Ob sie Krankenschwestern oder Fürsorger waren, ob sie als Melker im Kuhstall des einen Kibbuz arbeiteten oder als Schlosser im anderen, ob sie im Zoologischen Garten von Tel-Aviv stolz ihre Tiere zeigten oder eine Garage betrieben, ob sie als Offiziere Soldaten ausbildeten oder als Zeichner Karikaturen machten – wen immer man fragte: «Wie lebst Du?» so antwortete er oder sie: «Mühsam, aber ich bin zu Hause, und meine Kinder sind es mit mir.»

FAZIT

Es hat sich gezeigt, dass in Zeiten revolutionärer und kriegerischer Katastrophen selbst ein neutrales, rein humanes Hilfswerk für Kinder von den politischen Ereignissen mitgelenkt und wesentlich beeinflusst wird. Die Zeittafel im Anhang ist hierfür der beste Beweis.

Von den 10'000 Kindern, die das SHEK zeitweise betreute, konnten rund 5'000 endgültig und nachweisbar aus Verfolgung und Krieg gerettet werden. Ihre grossen Leiden sowie ihre kleinen Freuden wurden eingehend geschildert. So sind hier nur noch einige Schlussfolgerungen zu ziehen:

Die 10'000 Schützlinge des SHEK stammten aus 22 Nationen; sie waren Angehörige aller sozialen und aller kulturellen Schichten. Die an Körper und Geist Gesunden haben weit überwogen und als solche weniger tief gelitten als die Zarten oder Kranken. Manche unter den letzteren wurden allerdings von den Ereignissen förmlich zerbrochen. Unter den 5'000 Geretteten gab es echte Kriegskinder ohne Zucht und Respekt, aber auch wohlerzogene, die weder der Krieg noch die Flucht wesentlich verändert hatten.

Jedes Kind ging, seinen Anlagen, seinen Kräften entsprechend, einen eigenen Weg, wobei das frühere Milieu, gelegentlich auch der sogenannte Zufall eine entscheidende Rolle spielte.

Über das Innenleben dieser Emigranten- und Flüchtlingskinder etwas Allgemeingültiges auszusagen, wäre vermessen; darum wurden so viele Einzelschicksale geschildert. Niemand könnte ganz ergründen, was sich in den so verschiedenen Kindern abgespielt hat und wie sie, trotz äusserer Gelassenheit und Selbstverständlichkeit, unter dem wiederholten Aufbruch gelitten haben. Niemand weiss, wie viele sich in echter Kindlichkeit dadurch schützten, dass sie die Grösse der Gefahr verkannten und wie wenige sich über die Schwere ihrer Verluste

wirklich klar werden wollten. Trotz aller Fortschritte der Psychologie des Kindesalters und der Pubertät kann selbst der Fachmann nur ahnen, was ein flüchtendes Kind erlebt haben mag, und weiss nicht, welche Folgen sich daraus noch ergeben. Dies ist umso schwieriger, als der Erwachsene allzu leicht der Versuchung erliegt, sich die magische Welt der Kinder falsch, das heisst zu sorgenvoll, also zu unkindlich, vorzustellen. Das unabweisbare Bedürfnis des Herangereiften, sich ständig mit seiner Gegenwart und seiner Zukunft zu befassen, wird glücklicherweise von der Jugend nicht geteilt. Dieses Verlangen nach Dauer und nach Vorschau ist wohl der spezifischste Unterschied zwischen den zwei letzten Generationen. Da für die heutige Jugend buchstäblich alles in Frage gestellt wurde, hat sie gelernt, den Augenblick, das Jetzt entweder dankbar zu geniessen oder klaglos zu erleiden. Was darüber hinausgeht, scheint sie kaum zu bedrängen. So wirken die Jungen zum grösseren Teil banal; sie scheinen sich mehr für Sport, Spiel und Tanz zu interessieren als für weltanschauliche und wissenschaftliche Fragen. Diese Haltung dürfte vor allem als Schutzwall um das eigene Ich nötig geworden und zugleich die Quelle des unerlässlichen Gleichmutes sein, den diese Epoche der Gegensätzlichkeiten von jedem Einzelnen fordert.

Nur indem sich die Flüchtlings- und Kriegsjugend gegen zu starke seelische Erschütterungen verschloss, konnte sie diese Zeit überstehen. Sie hat sich gerettet, indem sie sich als Träger eines kollektiven Schicksals erlebte, sich zum Teil nationale Aufgaben stellte, und ist darüber mit ihren unwiederbringlichen Verlusten oft schneller und leichter fertig geworden, als man hoffen durfte. Trotzdem haben viele Geschwister, deren Eltern deportiert worden waren, bei ihrem Wiedersehen «immer wieder von Zuhause gesprochen», und wohl alle tragen die Erinnerung an ihre Toten als Heiligstes in sich. Das Leben hat seine Forderungen auch an diese Entwurzelten gestellt. Sie sind unterdessen zum grossen Teil selbst schon Mütter und Väter geworden und haben sich dadurch neu beheimatet. Die Jahre haben an den Lebenstüchtigen, an den Gesunden eine seelische Wiedergutmachung vollzogen, die wie die materielle selbstredend nur ein Behelf bleibt. Den Überzarten, den Kränklichen oder Kranken dagegen konnte die Zeit nicht helfen; sie bleiben ein schweres Problem. Sie

sind nicht zur Ruhe gekommen, sind weiter auf der Flucht, meist vor sich selbst, vor den Konflikten ihres Daseins, einerlei ob diese seelischer oder praktischer Natur sind.

Ob die junge Generation sich erholt hat oder für ihr Leben krank, beschädigt bleibt, ob es sich um verfolgte, heimatberaubte Flüchtlingsjugend oder um die so schwer enttäuschte, verführte Hitlerjugend handelt, hier wie dort scheint uns der Glaube an die Älteren und an die Alten schwer erschüttert. Sie können der Generation, unter der zwei Weltkriege möglich wurden, in der Menschen einander so unbeschreibliche Qualen zufügten, in der Bestialitäten zur Tagesordnung gehörten, in der die Grundlage aller Gemeinschaft – die Wahrhaftigkeit – verloren ging, nicht mehr vertrauen. Aus diesem Mangel, aus dieser Missachtung erklärt sich die Kluft sowie die Tatsache, dass sie hinter die Meinungen und Ratschläge der Lehrer und Vorgesetzten vielfach ein geheimes Fragezeichen oder ein deutliches Nein setzen und sich oder die anderen bestenfalls fragen: «Was kommt jetzt?»

Erst mit der Zeit werden die Jungen erkennen, wie machtlos der Einzelne war, wie viele Märtyrer in ganz Europa ungesehen in die Grube sanken, weil sie retten und helfen wollten und lieber zu Grunde gingen, als in Passivität mitschuldig zu werden.

Die flüchtende Jugend und deren Beschützer wurden, wo immer es anging, aufgegriffen und vernichtet; die Hitlerjugend wurde bis zum Ende in irgendeiner Form zum Kriegsdienst herangezogen, und so gab es zuletzt zwölf jährige Buben im deutschen Heer. Auch in anderen Ländern mussten Jugendliche ab dreizehn Jahren in der Kriegsindustrie mitarbeiten, und der weibliche Soldat war keine Seltenheit mehr.

In den kriegführenden und in den besetzten Ländern haben 152 Millionen Kinder unter vierzehn Jahren die Nöte des zweiten Weltkrieges in irgendeiner Form erlitten.

41 Millionen Jugendliche von fünfzehn bis neunzehn Jahren waren mehr oder weniger aktiv in das Völkerringen verstrickt. Insgesamt sind

14,5 Millionen Soldaten an den verschiedenen Fronten gefallen. Also 14,5 Millionen Söhne, die zum Teil zugleich die Gatten und Väter von Millionen Frauen und Kindern waren.

- 3 Millionen Zivilpersonen, Männer, Frauen und Kinder, wurden durch Kriegshandlungen vernichtet.
 - 11 Millionen Männer, Frauen und Kinder fanden in den Konzentrationslagern den Tod.
 - 30 Millionen Soldaten, darunter viele Jugendliche, wurden zu Invaliden.
 - 5,5 Millionen Menschen, wieder Männer, Frauen und Kinder, wurden ausserdem getötet.
- Die zwei Atombomben, die auf Hiroshima und Nagasaki fielen, bedeuteten für 120'000 Männer, Frauen und Kinder den Untergang, und in den neuen Atomwaffen lauert ein noch viel gewaltigeres Verderben.

Im Sommer 1946, also ein Jahr nach dem Waffenstillstand, wurden allein in Deutschland zehn Millionen Menschen von ihren Angehörigen gesucht; vier Millionen hat das internationale Rote Kreuz ermittelt, zwei Millionen mögen sich auf privatem Wege gefunden haben, so blieben immer noch vier Millionen Vermisste. Die Trennung Indiens und Pakistans hat Hunderttausende in Bewegung gesetzt; in China wie in Korea zogen Millionen Menschen hin und her in der trügerischen Hoffnung, ihre Kinder, ihre Habe, sich selbst vor dem Feind in Sicherheit zu bringen. Das Heer all dieser Entwurzelten wurde 1950 für Europa allein auf fünfzehn Millionen geschätzt und für die gesamte übrige Welt auf fünfundvierzig Millionen.

Erst wenn die Menschheit gelernt hat, die neuesten Errungenschaften der Technik ausschliesslich zum Guten auszuwerten, zum Aufbau und nicht zur Zerstörung, erst wenn sie die Schätze des so klein gewordenen Erdballs in Brüderlichkeit zu teilen vermag, erst wenn ein kampfloses Nebeneinander entgegengesetzter Wirtschaftsformen möglich sein wird, erst dann werden sich Flucht und Krieg erübrigen. Vielleicht musste die Jugend von heute so nahe am Abgrund stehen, so Furchtbares erleben, um reif zu werden zur internationalen Verständigung und Duldsamkeit.

Möchte das unter Schutt und Trümmern begrabene Weltgewissen neu ans Tageslicht kommen, möchte sich die Flüchtlingsjugend mit der Jugend der ganzen Welt zusammenschliessen im Kampf gegen Hass und Gewalt, so könnte die Stunde der Umkehr geschlagen haben

und die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts berufen sein, die Zeit von 1914 bis 1950 zu sühnen.

Wer von den so eng umgrenzten Erfahrungen des SHEK auf die weltumfassenden Ereignisse Schlüsse zieht, wer dem Gestern, Heute und Morgen bewusst und ohne Selbstbetrug ins Auge schaut, wer Leben für den Auftrag der Menschheit hält und nicht ein gewaltsames Sterben, wer die Tat über das Wort stellt, der kann für eine bessere Zukunft nur die alte, ewig neue Losung wiederholen:

Nicht wieder Krieg! Nicht wieder Flucht!

ANHANG

STATISTISCHES

Vom Oktober 1933 bis August 1939 gingen rund 5'000 Emigrantenkinder verschiedenster Nationen durch die Hände des SHEK.

Seit dem 1. September 1939 sind 4'868 Kinder legal oder illegal in die Schweiz eingereist und beim SHEK registriert worden. Bis 31. Dezember 1947 waren 4'145 Kinder und Jugendliche wieder ausgereist. Somit waren bei Auflösung des SHEK noch 723 vorhanden, von denen 611 an andere Flüchtlingsorganisationen übergeben wurden.

I. Von den 4'145 Kindern und Jugendlichen wanderten 3'425 zurück, und zwar:

nach Belgien	425	nach Österreich	6
nach Frankreich	2'085	nach Jugoslawien	62
nach Holland.....	35	nach Rumänien	16
nach Italien	683	nach der Tschechoslowakei . .	14
nach Luxemburg.....	12	nach Ungarn.....	23
nach Deutschland.....	59	nach Polen.....	5

Es wanderten 720 *weiter*, und zwar:

nach Israel.....	504	nach Südamerika.....	16
nach USA	195	nach Australien und Afrika . .	5

II. Die 1'573 in der Schweiz *alleinstehenden* Schützlinge des SHEK

Stichtag 31. Dezember 1947:

1. Ihrer *Nationalität* nach waren sie:

Franzosen	605	Ungarn	81
Polen.....	333	Belgier	58
Staatenlose.....	297	Jugoslawen	50
davon früher		Deutsche	46
Deutsche	226	Italiener.....	39
Österreicher	64	Tschechoslowaken.....	22
Russen	7	Rumänen.....	10

Griechen.....	6	Israeli	2
Holländer	6	Spanier.....	2
Luxemburger.....	4	Estländer.....	1
Russen.....	3	Letten.....	1
Türken.....	3	Litauer.....	1
Engländer.....	2	Portugiesen	1

2. Ihrer *Konfession* nach:

Israelitisch.....	1'329	Konfessionslos	16
Katholisch.....	154	Griechisch-orth	10
Protestantisch.....	64		

3. Von diesen 1573 hatten 238 in *Konzentrationslagern* gelebt, und zwar:

in Deutschland.....	110
in Frankreich	128

4. Ausser dem ersten Zufluchtsland und dem letzten – der Schweiz – wurden 877 längere *Aufenthalte* in den verschiedensten Ländern Europas gezählt.

5. Das *letzte* dem SHEK bekannte *Beisammensein* mit den Eltern fand statt:

Jahre 1936 .. . für 6 Kinder	im Jahre 1941 .. . für 77 Kinder
Jahre 1937 .. . für 9 Kinder	im Jahre 1942 .. . für 301 Kinder
Jahre 1938 .. . für 31 Kinder	im Jahre 1943 .. . für 330 Kinder
Jahre 1939 .. . für 102 Kinder	im Jahre 1944 .. . für 393 Kinder
Jahre 1940 .. . für 21 Kinder	im Jahre 1945 .. . für 5 Kinder

6. Von den 1'573 Kindern sind in die Schweiz *eingereist*:

1936	5	1941	
1937	8	1942	191
1938	20	1943	590
1939	72	1944	643
1940.....	1	1945	41

7. Von den 1'573 Kindern bezeichneten als ihre *Muttersprache*:

Französisch.....	807	Polnisch.....	12
Deutsch.....	409	Tschechisch.....	5
Jiddisch.....	153	Russisch	3
Ungarisch	70	Rumänisch.....	2
Italienisch	45	Englisch.....	1
Serbokroatisch.....	44	Spanisch	1
Holländisch	21		

8. Angaben über das Schicksal	der Väter	der Mütter	der Geschwister
Deportiert oder verschollen . .	535	472	457
<u>Untergetaucht</u>	<u>353</u>	442	491
<u>Kriegsgefangen</u>	<u>22</u>		
<u>Unbehelligt.....</u>	<u>143</u>	156	237
<u>Ausgewandert</u>	<u>70</u>	53	162
Geflüchtet	64	75	

Es wurden \$6 zerrüttete Ehen bekannt.

9. Bis Ende 1947 haben 1324 die *Schweiz verlassen*, und zwar:

1944	140	1946	315
1945	752	1947	”7

10. Ihr *Reiseziel* war:

Frankreich.....	775	Argentinien.....	2
Palästina.....	225	Bolivien	2
Belgien.....	99	Chile	2
USA	92	Uruguay	2
Italien.....	44	Brasilien.....	1
England.....	22	Nordafrika	1
Deutschland	13	Österreich	1
Ungarn	13	Rumänien.....	1
Holland	9	Spanien	1
Jugoslawien	9	Südafrika	1
Polen.....	5	Tschechoslowakei.....	1
Luxemburg	3		

11. Es reisten:

zu den Eltern.....	488	zu Verwandten.....	318
zum Vater	58	zu Freunden	28
zur Mutter	201	nach Palästina	231

12. Ende 1947 waren noch 249 Alleinstehende in der Schweiz.

13. Von diesen 1'573 Kindern und Jugendlichen ist 1 in der Schweiz gestorben.

III. Bei einer Statistik vom 1. Februar 1947 wurden die 4'825 Schützlinge des SHEK auf ihre *Staatsangehörigkeit* geprüft. Dabei wurden gezählt:

	Total der ab 1939 Registr.	Abgereist bis 31. Jan. 1947	Am 1. Febr. 1947 noch anwesend
<u>Amerikaner</u>	<u>1</u>		1
<u>Armenier</u>	<u>1</u>		1
<u>Belgier.....</u>	<u>126</u>	111	15

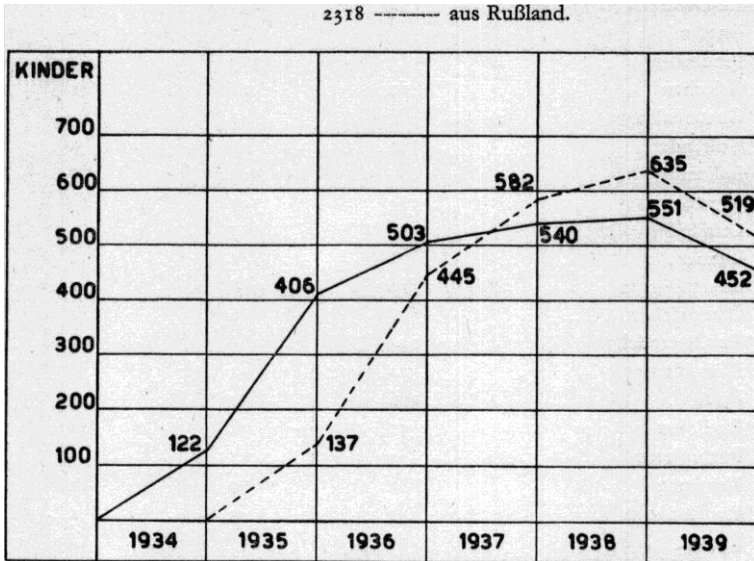
	Total der ab 1939 Registr.	Abgereist bis 31. Jan. 1947	Am 1. Febr. 1947 noch anwesend
<u>Brasilianer</u>	1	1	
<u>Bulgaren</u>	1		1
<u>Deutsche</u>	146	64	82
<u>*Ex-Deutsche</u>	358	270	88
<u>Engländer</u>	4	3	1
<u>Franzosen</u>	1'525	1373	152
<u>Griechen</u>	19	18	1
<u>Guatemalaner</u>	1	1	
<u>Holländer</u>	30	21	9
<u>Italiener</u>	680	602	78
<u>Jugoslawen</u>	169	129	40
<u>Lettländer</u>	5	5	
<u>Litauer</u>	8	2	6
<u>Luxemburger</u>	10	8	2
<u>Österreicher</u>	8	6	2
<u>*Ex-österreicher</u>	114	61	53
<u>Palästinenser</u>	4	4	
<u>Polen</u>	1'106	881	225
<u>*Ex-Polen</u>	51	34	17
<u>Portugiesen</u>	3	3	
<u>Rumänen</u>	82	70	12
<u>*Ex-Rumänen</u>	5	3	2
<u>Russen</u>	17	17	
<u>*Ex-Russen</u>	7		7
<u>Spanier</u>	2	1	1
<u>Tschechen</u>	99	82	17
<u>*Ex-Tschechen</u>	20	18	2
<u>Türken</u>	10	10	
<u>Ungarn</u>	204	133	71
<u>*Ex-Ungarn</u>	6	3	3
<u>Uruguayer</u>	2	2	
<u>Total</u>	4'825	3'936	889
<u>*Total der Staatenlosen .</u>	561		

FERIEN IN DER SCHWEIZ

1934-1939 haben 4'892 Emigrantenkinder aus Paris durch Vermittlung des SHEK ihre Ferien in der Schweiz verbracht.

Davon waren 2574 ----- aus Deutschland,

2318 ----- aus Rußland.



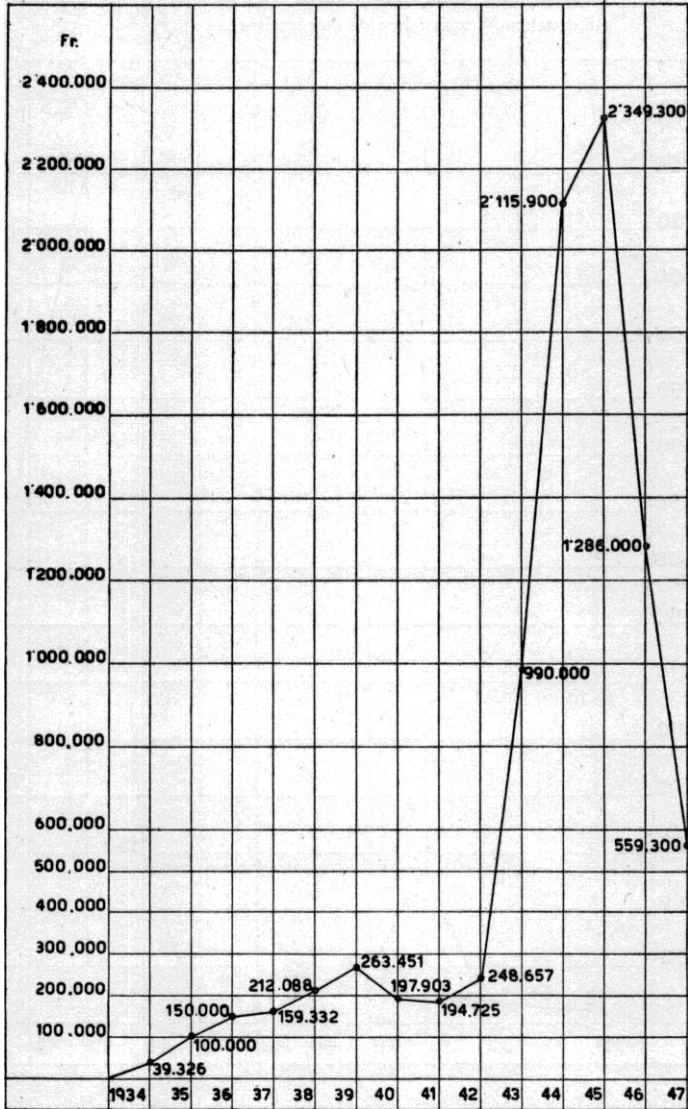
Von diesen 4'892 Kindern waren 3'784 in Schweizer Privatfamilien eingeladen.
Die meisten blieben 2 bis 3 Monate da.

LEGENDE ZU SEITE 237

1934-1939 wurden für Ferientaufenthalte von 3'784 Emigrantenkindern, die bei Schweizer Familien eingeladen waren, ca. Fr. 750'000.- ausgegeben. 1943-1947 haben die Pflegeeltern für den Unterhalt von 3'260 Flüchtlingskindern rund Fr. 4'500'000.- ausgegeben.

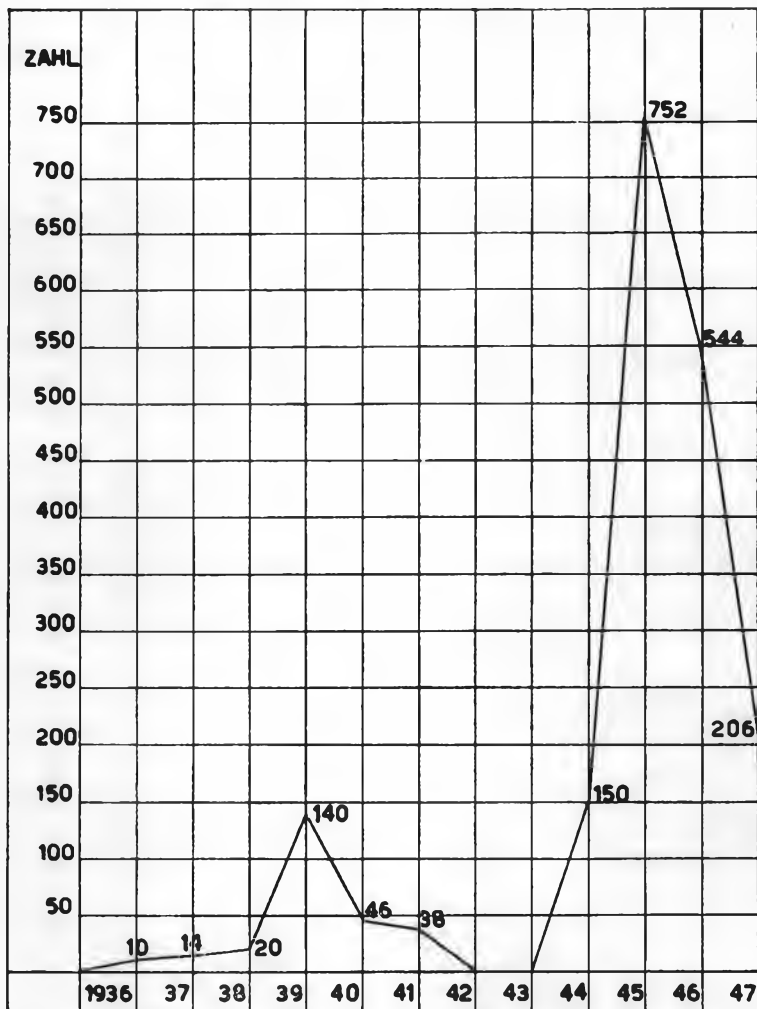
GELDEINNAHMEN DES SHEK 1934-1947

Total: Fr. 8 865 982.-



RÜCK- UND WEITERWANDERUNG

1936—1947 hat das SHEK bei der Rück- und Weiterwanderung von 1920 Emigranten- und Flüchtlingskindern (darunter 1324 in der Schweiz alleinstehend) weitgehendst mitgewirkt.



ZEIT-TAFEL

Historische Zusammenhänge 1932 bis 1951

Ereignisse im Ausland

Ereignisse in der Schweiz
insbesondere im Hinblick auf
die Flüchtlinge und auf das
*Schweizer Hilfswerk für Emi-
grantenkinder (SHEK)*¹

1932

- | | |
|------------|--|
| 2. Februar | Beginn der ergebnislosen Ab-
rüstungskonferenz in Genf |
| 10. April | v. Hindenburg wieder zum
deutschen Reichspräsidenten
gewählt |
| 30. Mai | Rücktritt des Reichskanzlers
Brüning |
| 31. Mai | Nachfolger v. Papen |
| 17. Juni | Aufhebung des SA-Verbot |
| 31. August | Hermann Göring wird Prä-
sident des deutschen Reichs-
tags |

1933

- | | |
|-------------|--|
| 30. Januar | Hitler wird Reichskanzler |
| 27. Februar | Brand des Reichstagsgebäudes |
| 23. März | Hitler erhält unumschränkte
Vollmacht. Ende der parla-
mentarischen Republik |
| 31. März | Bundesrat stimmt den Wei-
sungen des Eidg. Justiz- und
Polizeidepartementes an die |

¹ Was das SHEK betrifft, ist kursiv gesetzt.

		Kantone zu: Flüchtlinge sind aufzunehmen, Schweiz kann aber nur Transitland sein. Arbeitsverbot Bundesratsbeschluss über die Behandlung politischer Flüchtlinge. Diese und Deserteure werden toleriert
27. September		1. <i>Sitzung des Comité d'aide aux enfants d'émigrés in Zürich</i>
21. Oktober	Austritt Deutschlands aus dem Völkerbund	<i>Gründung des Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés in Zürich</i>
28. Oktober	Internationale Konvention zu Gunsten der «Nansen-Flüchtlinge»	Ankunft politisch und rassisch verfolgter Flüchtlinge
Dezember	Errichtung des Hochkommissariats für die Flüchtlinge aus Deutschland	

1934

Januar	Ca. 25'000 Flüchtlinge aus Deutschland in Frankreich	<i>Gründung der Assistance médicale aux enfants de réfugiés in Paris mit Hilfe des Comité Suisse</i>
Mai		<i>Gründung der Basler Hilfe für Emigrantenkinder</i>
Mai bis September		<i>Ferientransporte für 122 deutsche Emigrantenkinder aus Paris. Private und Kinderheime in Heiden und Ascona betreuen sie</i>
30. Juni	Massenerschiessungen in Deutschland. Darunter SA-Führer Röhm und General v. Schleicher	
25. Juli	Ermordung von Bundeskanzler Dollfuss in Wien	
2. August	Tod Hindenburgs Hitler wird Führer des deutschen Volkes auf Lebenszeit; zugleich Oberbefehlshaber der Reichswehr	

18. September Aufnahme der USSR in den
Völkerbund

Oktober

*Gründung des Bernischen Hilfs-
werks für Emigrantenkinder mit
Zweigstellen in Thun und Biel
Gründung der Luzerner Hilfe
für Emigrantenkinder*

Dezember

1935

4. Januar

*Das Comité Suisse d'aide aux
enfants d'émigrés wird Dach-
organisation; Zürcher Hilfe wird
selbständig. Zürich Sitz der Zent-
ralstelle des SHEK. Gründung der
Sektion Winterthur*

13. Januar Saarabstimmung fällt zu Gun-
sten des Anschlusses an
Deutschland aus

16. März Hitler führt allgemeine Wehr-
pflicht ein

April

*Eingabe des SHEK an den
Völkerbundsrat zu Gunsten der
deutschen Flüchtlinge und ihrer
Kinder*

Mai

*Gründung der St.-Galler Hilfe
für Emigrantenkinder*

Juni

*Gründung des Comitato svizero
pro bambini emigrati, Sitz
Ascona*

Juni

*Suppentagaktion, insbes. der
Zürcher Hilfe und des berna-
ischen Hilfswerks beginnt*

Juli

*Delegation der Schweiz.
Flüchtlingshilfen zum Bun-
desrat*

Juli bis
September

*Ferientransporte für 406 deutsche
und 137 russische Emigranten-
kinder aus Paris*

15. September Nürnberger Rassengesetze

3. Oktober Beginn des italienisch-abes-
sinischen Krieges

4.- 6. Dezember		<i>Vortragsreise</i> des scheidenden 1. Hochkommissars für die Flüchtlinge aus Deutschland James G. McDonald <i>für das SHEK</i>
31. Dezember	Rücktritt des Hochkommissars	
1936		
Februar	Spanische Wahlen bringen Sieg der «Volksfront»	
16. Februar	Sir Neill Malcolm wird 2. Hochkommissar. Gründet in London das Comité de Liaison	
7. März	Einmarsch der Nationalsozialisten in die entmilitarisierten Rheinlande. Hitler erkennt Locarno-Abkommen nicht mehr an	<i>Gründung der Badener Hilfe Emigrantenkinder</i>
9. Mai	Mussolini erklärt Abessinien als Teil des italienischen Imperiums	<i>Gründung des Comité genevois d'aide aux enfants d'émigrés</i>
4. Juli	17. Sitzung des Völkerbundes in Genf: provisorische intergouvernementale Regelung des Statuts für die Flüchtlinge aus Deutschland	Schweiz nimmt mit Vorbehalt an
15. Juli	Völkerbund hebt die am 10. Oktober 1935 gegen Italien verfügte Sanktionen auf	Gründung der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe; umfasst 13 Organisationen
20. Juli	Ausbruch des spanischen Bürgerkriegs	
September		<i>Gründung des Comité vaudois und des (ab 1939) wieder aufgelösten) Comité neuchâtelais, Zusammenschluss der drei welschen Sektionen</i>
25. November	Hitler schliesst mit Japan den Antikominternpakt	

1937

23. Februar

Gründung der Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder; 14 Organisationen schliessen sich an *Auswärtige, vom SHEK mitfinanzierte Werke*: Assistance médicale de réfugiés, Paris; Centre d'aide aux enfants russes en France, Paris; Service intern, d'aide aux réfugiés der Quäker, nur bis Juni 37; Private Hilfsstelle für deutsche Emigrantenkinder in Oberitalien, Mailand; Zentrale Hilfsstelle für deutsche Flüchtlingskinder in Prag.

Gründung der Schaffhauser Hilfe für Emigrantenkinder (wurde 1940 zu Gunsten der SAK wieder aufgelöst)

Verschiebung des Augusttransportes wegen Kinderlähmung

Ab Juli

Verfolgungen wegen Rassenschande, Kampf gegen Mischehen in Deutschland

1938

30. Januar

General Franco wird Staatsschef und Generalissimus in Spanien

10. Februar

Intergouvernementale Konvention – ähnlich wie die von 1933 für die Nansen-Flüchtlinge – stabilisiert die juristische Lage der Flüchtlinge aus Deutschland. Einige Länder ratifizieren mit vielen Vorbehalten

Schweiz ratifiziert nicht – weil «Transitland»; erklärt jedoch, dass Praxis der Konvention weitgehend entspricht

12. März

Die Deutschen marschieren ohne Widerstand in Österreich ein; Anschluss

Wochenlang Grenzübertritt von täglich ca. 200 Flüchtlingen

1. April	Visumszwang für Frankreich. Grenzen von Ungarn und Jugoslawien gesperrt	Bundesratsbeschluss: Einführung des Visumszwangs für Inhaber österreichischer Pässe
6.-15. Juli	Konferenz in Evian auf Initiative von Präs. Franklin D. Roosevelt zwecks Niederlassungs- und Passfragen usw. für Flüchtlinge aus Deutschland und Österreich	
Juli bis September		<i>1'300 deutsche und russische grantenkinder aus Frankreich zu Ferien in der Schweiz</i> Neuer Zustrom illegaler österreichischer Flüchtlinge
3. August	Italien erlässt Schulverbot für jüdische Schüler und Studenten	
19. August		Rückweisung der illegalen Flüchtlinge an der Grenze Grenzwachtruppen an der Ost- und Nordgrenze
1. September	Rassengesetze in Italien	
29. September	Münchener Abkommen: Preisgabe des sudetendeutschen Teils der Tschechoslowakei	
1. Oktober	Einmarsch deutscher Truppen in das Sudetengebiet	Verlegung des Sekretariats der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe von Basel nach Zürich; umfasst 17 Organisationen; neuer Präsident Regierungsrat Dr. R. Briner
	Als Folge der Konferenz von Evian permanentes intergouvernementales Comité in London. Emigration soll mit Hilfe des Völkerbundes und des intern. Arbeitsamtes in geregelte Bahnen kommen	
5. Oktober	Rücktritt des Präsidenten Benesch	
6. Oktober		<i>Gründung des Kinderhortes in Basel</i>
7. November	Von Rath, Legationssekretär an der deutschen Botschaft in Paris, wird von polnischem Juden erschossen	

8. November		<i>Gründung der Heimschule in Zürich</i>
9. November	Pogrome in Deutschland, Terror gegen Juden. Aufhebung des Rechtsstaates	Erneuter Zustrom von einigen hundert Emigranten
Dezember		<i>Gründung der Sektion La Chaux-de-Fonds</i>

1939

5. Januar		<i>Ankunft der in die Schweiz eingeladenen deutsch-jüdischen Kinder der sog. «300-Kinderaktion». Kinderheim Wartheim-Heiden nimmt davon einen Teil auf. Eröffnung des Heims in Buus, später in Langenbruck</i>
26. Januar	General Franco besetzt Barcelona Über 500'000 spanische Flüchtlinge nach Frankreich	
15. März	Einzug deutscher Truppen in Prag. Deutsches Protektorat über die Tschechoslowakei	
28. März	Madrid kapituliert Ende des spanischen Bürgerkriegs	
7. April	Mussolini landet in Albanien	
28. April	Kündigung des deutsch-polnischen Nichtangriffspaktes von 1934	
22. Mai	Abschluss des Militärbündnisses zwischen Deutschland und Italien; Achse Berlin-Rom	
23. August	Deutschland schliesst Nichtangriffs- und Konsultativpakt, sowie Wirtschaftsabkommen mit Russland auf 10 Jahre	
26. August	Polnisch-englisches Bündnis mit Garantieerklärung. Polen mobilisiert	

30. August Henri Guisan wird von der Bundesversammlung zum General gewählt
Schätzungsweise 6000–8000 Emigranten in der Schweiz
1. September Einmarsch Hitlers in Polen
2. September 1. Generalmobilmachung der Schweizer Armee
3. September Kriegserklärung Englands und Frankreichs an Deutschland
17. September Rußland fällt Polen in den Rücken
Warschau kapituliert
28. September Teilung Polens zwischen Deutschland und Rußland
17. Oktober Bundesratsbeschluß über Änderungen der fremdenpolizeilichen Regelung, betr. die fremdenpolizeiliche Situation der Emigranten
29. November Beginn des russisch-finnischen „Winterkrieges“

1940

16. Januar Gründung der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder = SAK mit 21 Organisationen
Arbeitsteilung des SHEK mit SAK. SHEK arbeitet nur noch innerhalb der Schweiz
12. März Waffenstillstand und Friedensschluß zwischen Rußland und Finnland
8. April Errichtung der ersten eidgenössischen Arbeitslager
9. April Die Deutschen marschieren in Dänemark und Norwegen ein. Letzteres erklärt den Krieg

10. Mai	Einmarsch der Deutschen in Belgien, Holland und Luxemburg Aussenminister Chamberlain tritt zurück; Churchill folgt	
11. Mai		2. Generalmobilmachung der Schweizer Armee
14. Mai	Holland streckt die Waffen	
18. Mai	Brüssel fällt, Antwerpen wird zerstört	
28. Mai	Leopold III. von Belgien kapituliert	
10. Juni	Kriegseintritt Italiens Flüchtlingsscharen aus Holland, Belgien und Nordfrankreich strömen nach Südfrankreich	
14. Juni	Fall von Paris	Grenzübertritt und Internierung des 45. franz. Armeekorps samt 1 polnischen Division. Grenzflüchtlingskinder kommen in die Schweiz. Das Rote Kreuz betreut die 7'500 franz. Zivilflüchtlinge im Kanton Freiburg. Sie kehren nach einigen Monaten in ihre Heimat zurück
25. Juni	Waffenstillstand Deutschlands und Italiens mit Frankreich tritt in Kraft	
27. September	Dreimächtepakt zwischen Deutschland-Italien-Japan	
22. Oktober	Deportation der badischen und pfälzischen Juden in das Camp de Gurs	<i>Darunter die Familien der innerhalb der 300 K-A in die Schweiz geholten Kinder</i>
28. Oktober	Italien greift Griechenland an	
1941		
Januar	Krieg in Afrika: Bardia, Tobruk fallen	

Febr./März	Einmarsch der Deutschen in Rumänien und Bulgarien	
1. März	Bulgarien tritt der Achse bei	
11. März	Inkrafttreten der Lend- and Lease-Act	
18. März		Bundesratsbeschluss über den Beitrag ausländischer Flüchtlinge an die Hilfsorganisationen für Emigranten (Solidaritätsabgabe)
27. März	Staatsstreich in Jugoslawien gegen Bündnis mit Hitler	
6. April	Einmarsch der Deutschen in Jugoslawien	
16. April	Besetzung Griechenlands durch die Deutschen	
22. Juni	Angriff Hitlers auf Russland Bruch des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes vom August 1939	
Sommer		Erste Zivilflüchtlinge aus Holland
14. August	Verkündung der Atlantik-Charta; zwischen Roosevelt und Churchill vereinbart	
25. November	Die ausgewanderten deutschen Juden werden durch Ausbürgerung staatenlos Konfiskation ihres gesamten deutschen Vermögens	
30. November	Russische Gegenoffensive beginnt	
7. Dezember	Überfall Japans auf Pearl Harbour	
8. Dezember	Kriegserklärung der USA und Englands an Japan	
11. Dezember	Kriegserklärung Deutschlands und Italiens an USA	Überseetransport von Emigranten verlässt Schweiz und kommt zurück. American Export Lines stellen Schifffahrt

		ein; span, und portug. Transitvisen werden annulliert. Keine Weiterwanderung aus der Schweiz mehr möglich
22. Dezember	Hitler wird Oberbefehlshaber	
26. Dezember	Deklaration von Washington	

1942

1. Januar	Anerkennung der Atlantik-Charta: Allianz von 26 Staaten gegen Deutschland und seine Verbündeten	Gründung der Kinderhilfe des Schweiz. Roten Kreuzes = SRK, Kh. Sie anerkennt die vor 1939 ausgewanderten Emigrantenkinder als «kriegsgeschädigte Kinder». Emigrantenkinder ab 16 Jahren dürfen Lehrstellen antreten. Insgesamt ca. 8'000 Emigranten in der Schweiz
Frühjahr		Beginn des Zustroms von Zivilflüchtlingen aus Belgien und Holland
27. Mai	Stellvertretender Reichsprotektor Heydrich in Prag ermordet	
11. Juni	Überfall der Deutschen auf das tschechische Dorf Lidice. Deportation von ca. 60'000 Juden aus der Slowakei	
Juli	Beginn der Judendeportationen aus Belgien, Holland, Frankreich	
1. August		Entwichene Kriegsgefangene werden aufgenommen
August		Verstärkter Zustrom illegaler Flüchtlinge vorwiegend aus Frankreich, Holland und Belgien, täglich 15 bis 50 Personen; Zahl Ende des Jahres 8'467
13. August		Vorübergehend Schweizer Grenze gesperrt

24. August		Sitzung der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe mit Vertretern der eidg. Behörden: Besprechung der Aufnahmebedingungen für die neuen Flüchtlinge
25. August		Rückweisungen nur noch an der Grenze
Anfang September		Täglich reisen 50 bis 113 Flüchtlinge illegal ein
26. September		Polizeiabteilung verfügt Aufnahme von Kranken, Schwangeren, allein reisenden Kindern unter 16 Jahren, Eltern mit eigenen Kindern unter 16 Jahren etc.
Oktober	Bombardierung norditalienischer Städte durch die Alliierten	<i>Sektion Genf wird reorganisiert. Wartheim-Heiden, Volkart-Ascona, Waldeck-Langenbruck werden Auffanglager für allein-stehende Flüchtlingskinder</i>
8. November	Amerikanisch-britische Landung in franz. Nordafrika	<i>Eröffnung des Lehrlingsheimes Basel</i>
11. November	Hitler besetzt ganz Frankreich	Schweiz von allen Seiten von einer Kriegspartei umgeben
1. Dezember		Bundesratsbeschluss, <i>die Flüchtlingskinder der Jahrgänge 1927 bis 1936 dem SHEK zur Unterbringung in Privatfamilien und zur Betreuung zu</i>
51. Dezember		16'200 Emigranten und Flüchtlinge sowie 10'400 militärinternierte Polen in der Schweiz

1943

Januar bis August		Aus und über Frankreich ca. 600 Flüchtlinge im Monat, also rund 5'000, darunter ca. 1'000 Kinder; werden in 47 militärischen Sammel-, Auf-
----------------------	--	--

26. Januar	Abschluss der Konferenz von Casablanca: Koordination der angelsächsischen Mächte; Ziel bedingungslose Kapitulation	fang- und Quarantänelagern für Erwachsene und Kinder aufgenommen. <i>Schulpflichtige Kinder kommen in Schweizer Familien, in bereits bestehende oder in eigens für sie geschaffene Heime. SHEK finanziert fast alle, überlässt die Leitung manchmal anderen Organisationen</i>
2. Februar	Deutscher Zusammenbruch vor Stalingrad; Beginn des Rückzuges aus Russland	
Februar		<i>Eröffnung des Heims Les Muraillles-Vésenaz bei Genf für Mittelschüler</i>
12. März		Bundesratsbeschluss über die Unterbringung von Flüchtlingen in Arbeitslagern, Heimen, Freiplätzen usw. Eröffnung der Jugend-Alijah-Heime in Versoix, Villa des Bains, Bex.
19. April	Schlusskämpfe im Warschauer Ghetto; von 50'0000 Menschen können sich 47 retten	Eröffnung des Heims der Augustin-Keller-Loge, Basel. Illegale Einreise vieler Kinder via Genf und Waadt
10. Juli	Landung der Alliierten in Sizilien nach Befreiung Nordafrikas	
25. Juli	Staatsstreich General Badoglio, Mussolini wird verhaftet	
8. September	Kapitulation Italiens wird bekanntgegeben	
12. September	Mussolini wird von deutschen Fliegern befreit	
Mitte September		Italienische Welle: in 6 Tagen 25'000 Flüchtlinge, darunter 4'907 Zivilflüchtlinge, ca. 500 Kinder. <i>Verstärkte materielle Unterstützung des SHEK durch das SRK, Kh</i>

13. Oktober	Badoglio erklärt Deutschland den Krieg	
Oktober		Eröffnung des Heims Le Léman-Les Chevalleyres durch den Schweiz. Zwinglibund
9. November	Schaffung der UNRRA wird beschlossen	
November	Bombardierung Berlins und anderer deutscher Städte durch die Alliierten	Eröffnung des Heims La Forêt-Genf, des <i>Mädchenheims Ebersol., der Bubenheime in Ulisbach und Speicher</i> . 70'500 Flüchtlinge in der Schweiz, davon 30'800 Zivilisten, von diesen leben 4'005 in 37 Arbeitslagern und 4'684 in 31 Heimen der eidg. Zentralleitung
4. Dezember	Konferenz in Teheran zwischen Roosevelt-Churchill-Stalin	

1944

Januar		<i>SHEK betreut 2'500 Flüchtlingskinder und ca. 300 Emigrantenkinder</i>
11. Februar		Bundesrat ernennt Sachverständigenkommission für Flüchtlingsfragen
Februar		SRK, Kh übernimmt neu einreisende Flüchtlingskinder, gründet Heime in Tavannes, Schwendibach, Grub, Prangins. SHEK und SRK, Kh betreuen gemeinsam 4'000 Flüchtlingskinder. <i>Fragebogenaktion, zwecks Wiedervereinigung von Familien, bzw. zwecks Rück- und Weiterwanderung nach Kriegsende». Zentrale Heimkommission</i>

19. März	Einzug der deutschen Wehrmacht in Budapest	
Ab Mai	Alliierte Luftangriffe auf Bahn- und Industrieanlagen in Frankreich und Deutschland	
Mai		Durchschnittlich 50 neue Flüchtlinge im Tag
4. Juni	Die Alliierten in Rom	
6. Juni	Beginn der Invasion in der Normandie Deportation von ca. 400'000 ungarischen Juden	Ihre Zahl auf 77'178 gestiegen, davon 38'000 Militärinternierte in mehr als 300 Lagern
22. Juni	Russischer Grossangriff auf deutsche Hauptfront beginnt	
20. Juli	Attentat auf Hitler missglückt	
21. August		Einreise von 314 jüdischen Flüchtlingen aus dem Lager Bergen-Belsen
25. August	Paris wird frei	
1. September	Bukarest von den Deutschen befreit	
2. September	USA-Truppen am Rhein	Beginn der illegalen Rückwanderung nach Frankreich und Belgien
3. September	Brüssel frei, auch Antwerpen	
15. September	Russische Truppen in Sofia	
16. September bis 10. November		13'700 franz. Grenzflüchtlingskinder aus Belfort-Montbéliard und 1'000 aus dem Val Dossola, sowie 4'000 Mütter mit Kindern vorübergehend in der Schweiz, unter dem Schutze des SRK
7. Oktober	Abschluss der Konferenz von Dumbarton Oaks	
20. Oktober	Russen in Belgrad	<i>Eröffnung des Jugend-Alijah-Heims Oertlimatt-Krattigen</i>
November	Russen dringen in Deutschland ein	

27. November		<i>Eröffnung des Praeventoriums auf dem Scherrer-Heiterswil</i>
1. Dezember		Rund 103'000 Flüchtlinge in der Schweiz
Dezember		Eröffnung des italienischen Mittelschulheims, Weggis
7. Dezember		Einreise einer zweiten Gruppe vorwiegend ungarischer Flüchtlinge aus Bergen-Belsen <i>SHEK übernimmt Lagerfürsorge der ungarischen Kinder in Caux</i>
10. Dezember	Bündnisvertrag zwischen Frankreich und der Sowjetunion	

1945

8.-30. Januar		Rund 10'000 Grenzflüchtlingskinder aus Mülhausen werden vom SRK betreut.
13. Januar	Russen in Budapest	
17. Januar	Russen in Warschau	<i>Flüchtlingskinder in Caux werden anderweitig untergebracht</i>
27. Januar	Russen in Memel	Eröffnung des Jugend-Alijah-Heims, Weggis. Kinderheim in Chardonne beherbergt viele Flüchtlingskinder
4.-11. Februar	Krim-Konferenz von Jalta: Roosevelt, Churchill und Stalin regeln die Koordination der militärischen Operationen sowie Nachkriegsprobleme	Reg.-Rat Briner, Präsident der Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe, tritt zurück. R. Olgiati sein Nachfolger
8. Februar		Einreise von 1'200 Flüchtlingen aus dem K.Z. in Theresienstadt <i>SHEK übernimmt Lagerfürsorge und Lagerbefreiung evtl. noch einreisender oder durchreisender verfolgter Kinder</i>

28. Februar bis 1. März		Flüchtlingstagung in Montreux: Aussprache zwischen Flüchtlingen, Behörden und Hilfswerken Eröffnung der Jugend-Alijah-Heime Zentral und Alpina, Engelberg
7. März	Die Alliierten überqueren den Rhein bei Remagen	
12. April	Präs. Franklin D. Roosevelt stirbt	
13. April	Wien durch die Russen befreit	
18. April bis 8. Mai		Über 50'000 Flüchtlinge – vor allem Fremdarbeiter und Kriegsgefangene – drängen in die Schweiz; davon 30'000 nur zur Durchreise
25. April bis 6. Juni	Gründung der UNO in San Francisco	
21. April 28. April	Die Russen in Berlin Mussolini wird von italienischen Partisanen bei Como erschossen	
29. April	Die Deutschen in Oberitalien kapitulieren	
1. Mai	Tod Hitlers wird bekanntgegeben	
6. Mai		115'000 Flüchtlinge und Internierte gleichzeitig in der Schweiz. Gesamtzahl der während des Krieges kürzer oder länger beherbergten Ausländer: 295'381
7. Mai	Russen in Prag Austreibung aller Deutschen aus der Tschechoslowakei Ende Feuer	
8. Mai	Tag der Waffenruhe Bedingungslose Kapitulation aller deutschen Truppen wird in Reims und Berlin unterzeichnet	

29. Mai		Abreise der ersten Jugend-Alijah aus der Schweiz nach Palästina. Rückwanderungen nach Frankreich, Italien, Belgien, Holland usw. <i>Auflösung der Zentralkommission</i>
1. Juni		<i>SHEK nimmt die seit 1. Februar 1944 eingereisten Flüchtlingskinder in den Heimen der SRK, Kh unter seine Obhut</i>
26. Juni	51 Staaten unterzeichnen die Satzung der Vereinten Nationen (UNO) in San Francisco	
17. Juli bis 1. August	Potsdamer Konferenz zwischen Truman, Churchill und Stalin	SRK übernimmt Kinder und Jugendliche aus den deutschen Konzentrationslagern, insbesondere aus Buchenwald
24. Juli	Sieg der englischen Labour-Partei über die Konservativen	
6. August	Atombombe auf Hiroshima	
9. August	Atombombe auf Nagasaki	
14. August	Japan kapituliert bedingungslos	
1. September	Über 10 Millionen Heimatlose in Deutschland	
20. November	Beginn des 1. internationalen Kriegsverbrecherprozesses in Nürnberg; Ende 31. August 1946	
Oktober		<i>Erste kollektive Ausreise von 51 zum Teil verlassenen Flüchtlingskindern nach Frankreich</i>
24. Oktober	Satzung der Vereinten Nationen tritt in Kraft	<i>Eröffnung des Heimes Chantal, Genf</i>
Dezember		Noch rund 18'000 Emigranten und Zivilflüchtlinge in der Schweiz, davon über 4'000 in den Lagern und Heimen der eidg. Zentraleitung

1946

18. April	Auflösung des Völkerbundes	
26. April		<i>Erste kollektive Ausreise von 26 alleinstehenden Kindern und Jugendlichen nach USA. Kontaktnahme mit dem US.-Committee for European Children in New York</i>
Mai bis Juni		<i>Auflösung von Regieheimen</i>
29. Juli bis 15. Oktober	Friedenskonferenz in Paris: Friedensverträge mit Italien, Finnland, Ungarn, Rumänien, Bulgarien treten in Kraft	
12. Oktober		<i>Beschluss des SHEK, seine Sektionen am 31. Dezember 1947 aufzulösen</i>
15. Oktober	Abkommen von London: Flüchtlinge, die dem Inter- gouvernementalen Comité, später der IRO unterstehen, erhalten einen Reiseausweis	
Dezember		Rund 13'000 Flüchtlinge in der Schweiz Rund 75'000 Auslandschwei- zer kehrten während und nach dem Kriege in die Heimat zu- rück

1947

Ab Januar		Eintritt neuer Flüchtlinge aus den Oststaaten, zum Teil ver- einzelt oder in kleinen Grup- pen
7. März	Vertrag von Dünkirchen: Grossbritannien verspricht Frankreich Beistand bei Be- drohung durch Deutschland. Dauer 50 Jahre	Bundesratsbeschluss über Ab- änderung der fremdenpolizeili- chen Regelung: Bewilligung des dauernden Verbleibens für bestimmte Gruppen von Emig- ranten und Flüchtlingen, vor- wiegend Alte, Kranke, alleinstehende

		Kinder bis zu 16 Jahren. Vermehrte Erteilungen von Arbeitsbewilligungen an Emigranten und Flüchtlinge für Mangelberufe.
		<i>Auflösung der zwei letzten Regieheime. Betreuung von 43 Kindern der Fremdarbeiter. Ausreise von 206 Kindern, davon 117 in der Schweiz alleinstehend, bzw. 7 verlassen; 6 Waisen auf Corporative Affidavit nach USA.</i>
5. Juni	Staatssekretär Marshall entwickelt an der Harvard University seinen «Marshall-Plan»; 16 Staaten nehmen das Angebot an	<i>Für 42 Schützlinge Gesuche um Dauerasyl; davon für 38 zwecks späterer Einbürgerung 67 Kinder kommen zwecks Kuraufenthalt aus dem Ausland</i>
5. Oktober	Errichtung der Kominform aus 9 Staaten des Ostens	
29. Oktober	Zollunion der Benelux-Staaten Sondersitzung der UNO über Palästina in New York	
7. November		Schweiz wird Mitglied der UNESCO
31. Dezember		<i>Von 4'868 Flüchtlingskindern nur noch 601 in der Schweiz; davon übergibt das SHEK 546 an andere Flüchtlingsorganisationen Das SHEK hat von 1934 bis 1947 Fr. 8'866'000 eingenommen; die Aufwendungen der Schweizer Pflegeeltern für 3'784 Ferienkinder und für 3'260 Flüchtlingskinder betragen rund Fr. 5'256'800 Rund 10'000 Flüchtlinge in der Schweiz</i>

1948

30. Januar	Mahatma Gandhi wird 79-jährig in Delhi ermordet	<i>Zentralstelle des SHEK in Zürich bleibt bis Ende 1950 bestehen</i>
------------	---	---

25. Februar	Umsturz in der Tschechoslowakei	
März		Kinderhilfe des SRK hat 1942 bis 1948 fast 49 Millionen Fr. gesammelt; die Auslagen der Schweizer Pflegeeltern für rund 157'800 Kinder bedeuten eine zusätzliche Aufwendung von 52 Millionen Fr.
14. Mai	Proklamation des Staates Israel; Rückzug Englands aus Palästina	
20.-27. Juni	Sieg Israels im palästinensischen Krieg über die verbündeten Araber	
20. Juni	Währungsreform in Westdeutschland	
29. Juni	Konferenz in Belgrad, anschliessend scheidet Jugoslawien aus dem Ostblock aus	
1 Juli		Totale Aufhebung der Rationierung
21. Dezember		Bundesbeschluss über Beiträge des Bundes an private Flüchtlingshilfsorganisationen: Neuregelung und Ausdehnung der Bundeshilfe für Flüchtlinge

1949

März		Schweiz tritt der IRO bei
4. April	Abschluss des Atlantikpaktes in Washington zwischen 12 Staaten	
April		<i>Besuch bei den «SHEK-Kindern» in Israel</i>
23. Mai	Verfassung der deutschen Bundesrepublik in Bonn tritt in Kraft	
31. Dezember		Seit 1947 ca. 2'000 Gesuche um Dauer asyl eingereicht; ca. 1'350 genehmigt

1950

15. Dezember

Verpflichtung zur Weiterreise der noch vorhandenen Emigranten und Flüchtlinge aus der Kriegszeit wird von Bundes wegen aufgehoben

31. Dezember

Von den insgesamt rund 65'000 Emigranten und Zivilflüchtlingen sind 52'000 wieder ausgereist. Über 9'000 Emigranten und Flüchtlinge haben im Verlauf der Jahre eine ordentliche Anwesenheitsbewilligung erhalten; von diesen 9'000 dürften 3'000 den-noch ausgereist sein. 570 wurden eingebürgert. Von den 65'000 waren 15'900 Kinder und Jugendliche unter 20 Jahren

Die privaten Hilfswerke haben von Kriegsbeginn bis Ende 1950 mindestens 70 Millionen Fr. ausgegeben. Der Bund gab in der gleichen Zeit für die Betreuung der Zivilflüchtlinge netto 127 Millionen Fr. aus

1951

Januar

Übergabe des gesamten Materials des SHEK als «Kinderarchiv» an die Schweiz. Landesbibliothek in Bern

26. April

Bund übernimmt $\frac{3}{5}$ der Unterstützung bedürftiger Flüchtlinge

Dezember

250 alte und kranke Displaced Persons, sog. «Hardcores-Fälle, werden auf Lebenszeit aufgenommen.

DOKUMENTE

COMITÉ SUISSE D'AIDE AUX ENFANTS D'ÉMIGRÉS

Zentralstelle Zürich, Badenerstrasse 18,
Telephon: 7 08 00, Postcheck: VIII 22927

Eingabe an den Völkerbundsrat Mai-Session 1935

betreffend: Umorganisierung des «Haut Commissariat pour les réfugiés provenant d'Allemagne»

Vorschläge zur Besserung der Lage der deutschen Flüchtlinge und ihrer Kinder.

Anhang: 6 Fälle aus der Praxis des «Comité Suisse» und seiner «Assistance médicale aux enfants d'émigrés» in Paris.

Zürich, April 1935.

An den Völkerbundsrat, Genf.

Das *Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés*, ein paritätisches, politisch neutrales, seit anderthalb Jahren bestehendes, schweizerisches Hilfs werk für Emigrantenkinder, erlaubt sich im Namen seiner Sektionen in Basel, Bern, Luzern, Winterthur und Zürich mit einigen Anregungen an den Völkerbundsrat zu gelangen, deren beschleunigte Durchführung ihm als unerlässliche Voraussetzung für eine endgültige Regelung des Flüchtlingsproblems erscheint.

Das Comité möchte sich in der Frage der Umorganisierung des «Haut-Commissariat pour les réfugiés provenant d'Allemagne» und seines eventuellen Aufgehens in einer Abteilung des Völkerbundes einer eingehenden Meinungsäusserung enthalten. Es möchte nur dahin wirken, dass die Form gewählt werde, bei der die Flüchtlinge und ihre unglücklichen Kinder die grösstmögliche Aussicht auf rasche und durchgreifende Hilfe haben, bei der also eine grösstmögliche Selbständigkeit und Handlungsfähigkeit erreicht wird. Dass dafür eine weitgehende materielle Unterstützung durch die Völkerbundsstaaten Voraussetzung ist, versteht sich

wohl von selbst. Den Unterzeichneten erschiene die Erweiterung des Nansenamtes als die beste und organischste Lösung.

Um nun auf den Kern des Problems einzugehen, so befassen sich die Vorschläge des oben genannten Comités, mit folgenden Punkten:

1. mit den Identitäts-, Aufenthalts- und Arbeitsbedingungen
 - a) für die staatenlosen b) für die politischen
 - c) für die jüdischen Flüchtlinge;
2. mit der Dauer der übernommenen Verpflichtungen;
3. mit der Behandlung der Ausgewiesenen und deren weiterer Versorgung;
4. mit der Schaffung einiger spezieller Möglichkeiten für Flüchtlingskinder.

ad ia Unter den Flüchtlingen sind die *Staatenlosen* am tiefsten zu beklagen, da sie nirgends mehr ein Recht auf Aufenthalt und Arbeit haben. Ihre Zahl ist durch neue Ausbürgerungen ständig im Wachsen begriffen. Kein Land will sie haben, sie werden tunlichst nirgends aufgenommen und unter allerlei Vorwänden wieder abgeschoben. Ihr Los und das Los ihrer Kinder ist nur zu lösen, wenn man sie auf die einzelnen Völkerbundsstaaten prozentual zu deren Grösse und Einwohnerzahl verteilt und diese sie als gleichberechtigte Bürger aufnehmen. Geschieht das nicht, so werden diese Unglücklichen in der unmenschlichsten Weise weiter von Land zu Land, von Gefängnis zu Gefängnis gestossen und mitsamt ihren Kindern über kurz oder lang zu Grunde gerichtet. Es ist allgemein bekannt, dass die Abschiebung der Staatenlosen vielfach dazu geführt hat, dass die Grenzbeamten des nächsten Staates ihre Aufnahme verweigern und dass sie – nachdem eine Stauung solcher Familien auf den wenigen Metern zwischen den Ländern unmöglich ist – mit deren Hilfe und auf ihr Anraten illegal wieder in das Land zurückgehen, das sie eben ausgestossen hat. Ein solcher Vorgang ist durchaus logisch und es scheint den Unterzeichneten unerlässlich, diesen Realitäten ins Auge zu sehen und daraus entsprechende Konsequenzen zu ziehen. (Siehe Fall 1, Anhang.)

ad ib Die einzelnen Staaten haben unter Anerkennung des alten Asylrechtes *politischen Flüchtlingen* Aufenthalt gewährt, aber sie haben bisher nur einzeln die Arbeitserlaubnis erteilt. (Siehe Fall 2, Anhang.)

ad ic Die *jüdischen Flüchtlinge* – als überwiegende Masse der deutschen Emigration – machen einen Teil der staatenlosen und der politischen Flüchtlinge aus. Sie haben zum Teil, unter Hinterlassung grosser Werte, genügend Besitz aus Deutschland gerettet, um ohne fremde Hilfe leben zu können. Ja, sie bringen sogar ihrer künftigen Heimat nicht nur Vorteile in Form von Steuern, sondern sie gründen industrielle und kaufmännische Unternehmungen, die auch der Wirtschaft ihrer neuen Heimat zugute kommen. Die mittellosen jüdischen Flüchtlinge dagegen sind anfangs von den privaten Comités und deren grossen Unterstützungsfonds erhalten worden. Hier war ein rasches Nachlassen der privaten Kräfte unvermeidlich und eine endgültige Regelung ist unerlässlich.

- ad 2 Diese drei Kategorien deutscher Flüchtlinge leiden alle unter einer furchtbaren *Unsicherheit ihrer Verhältnisse*. Selbst wenn ein Staat eine Aufenthaltserlaubnis erteilt hat und alle Formalitäten erfüllt sind, weiss der Emigrant nie, ob er nicht morgen mit irgendeiner Begründung aller mühsam erworbenen Sicherung verlustig geht. (Siehe Fall 3, Anhang.) Da überfüllte Staaten wie Frankreich und die Tschechoslowakei unbedingt die Zahl ihrer Emigranten verringern müssen, erfolgen anscheinend willkürliche Ausweisungen ohne Angabe von stichhaltigen Gründen, aber auch die Schweiz weist im gleichen Sinne aus. (Siehe Fall 4, Anhang.) Leider haben die Unterzeichneten auch feststellen müssen, dass die Staaten Flüchtlinge mit intakten Ausweis- und Reisepapieren noch rasch vor Ablauf der Reisepässe loszuwerden trachten.
- ad 3 Für die Familien, die keinesfalls in einem Land bleiben können, muss mit Hilfe des neu zu schaffenden Flüchtlingsamtes Vorsorge für eine endgültige Niederlassung in einem andern Lande geschaffen werden. Die erste Voraussetzung hierzu wäre eine *langfristige und begründete Ankündigung der Ausweisung* mit daran anschliessenden konkreten Vorschlägen. Es wäre also eine Familie, die am 1. Januar 1936 ein Land endgültig verlassen muss, am 1. Juli 35 davon zu unterrichten und ihr gleichzeitig eine Einreise in ein Land, das sie aufnehmen wird, zu sichern. Zu diesem Zwecke wären
- a) zusätzliche Zertifikate für die Einreise nach Palästina oder
 - b) Einreisebewilligungen nach Russland, als den beiden von der Krise nicht betroffenen Ländern,
 - c) Einreisebewilligungen nach südamerikanischen Ländern oder
 - d) in ein allgemeines Emigrantenland, das unter Oberhoheit des Völkerbundes oder einer Mandatmacht (Cypern?) allen europäischen Flüchtlingen sich öffnen würde, zu schaffen und zugleich die für die Reise nötigen Gelder mittels Zuschüssen des Völkerbundes bereit zu stellen. Zur Finanzierung dieser Reisen könnten auch die vorhandenen privaten Organisationen herangezogen werden. Sind alle Auswanderungs- und Reisevorbereitungen getroffen, dann wäre es höchst wünschenswert, dass die zuständigen Polizeiorgane mit mehr Geduld und Verständnis der endgültigen Abwicklung ihren Lauf liessen. (Siehe Fall 5, Anhang.)
- ad 4 Die Lage der *Flüchtlingskinder* und der Jugendlichen scheint den Unterzeichneten noch hoffnungsloser als die der Erwachsenen. Diese haben wenigstens eine Zeit der Berechtigung gekannt, sie waren Mitglieder oder wenigstens Schützlinge einer grossen Nation. Sie hatten ein Leben der Arbeit und konnten für ihre Ideale kämpfen. Anders ist das Los der Flüchtlingskinder, deren früheste Jugend schon mit Verfolgung, Angst, Hunger und Not begann. Es scheint den Unterzeichneten eine unerlässliche Pflicht der Mitglieder des Völkerbundsrates sich in die hier angeführten Lebens-tatsachen zu vertiefen. Der im Anhang (Fall 6) angeführte Brief möge dazu als charakteristische Illustration dienen.

Der Völkerbundsrat wird nach diesen Ausführungen ohne Weiteres begreifen, dass die Mitarbeiter und Freunde des Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés sich für eine menschlichere Behandlung aller Flüchtlinge und für eine konsequentere Verfolgung des Flüchtlingsproblems nachdrücklichst einsetzen.

Sie hoffen, dass der Völkerbund Mittel und Wege suchen – und wie wir zuversichtlich erwarten – auch finden wird, alle ihm angegliederten Staaten dafür zu gewinnen, dieses Schauspiel mangelnder menschlicher Solidarität raschestens zum Abschluss zu bringen. Mit Errichtung eines internationalen Heimes, mit der Schaffung einer international anerkannten Schule, mit Zulassung zu nationalen Schulen und Prüfungen, mit der Aussicht auf spätere Einbürgerungen würde für die Flüchtlingskinder das Leben wieder lebenswert werden und ihre Eltern gingen dann gefasster durch die für sie so dunkle Gegenwart.

Für das Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés:

Ellen Seeburger-Vogel, Zürich
Dr. Nettie Sutro, Zürich
Rita von Gonzenbach, Zürich

Georgine Gerhard, Basel
Prof. Pfr. A. Schädelin, Bern
Suzanne Blum, Bern
Marg. Sachs, Luzern
Dr. Maria Waser, Zürich
Helen Staub, Zürich
Silva Moser-Schindler, Zürich

ANHANG

zur Eingabe an den Völkerbundsrat anlässlich seiner Session im Mai 1935.

6 Fälle aus der Praxis des «Comité Suisse» und seiner «Assistance médicale aux enfants d'émigrés» in Paris.

Fall 1 (Assistance médicale, Paris):

Familie K. Staatenlos, 5 Kinder. Der Mann hat in Königsberg gut verdient, ist sehr kräftig, gross gebaut, Handwerker. Die Frau einfach, in der Emigration völlig heruntergekommen. Erst verdiente der Mann recht gut durch Hilfsdienste in den «Halles» von Paris. Er wird ausgewiesen und damit ist ihm jede Verdienstmöglichkeit genommen. *Kein Land* lässt die Familie herein. K. früher sehr vernünftig, ist in einer unbeschreiblichen Verfassung. Er hat anfangs März auf dem «Comité National» zu toben angefangen, hat die Fensterscheiben zerschlagen und dämm gebeten, die Polizei zu rufen. Er beschwor die Beamten, ihn zu verhaften und abzu-

schieben, damit er woanders hinkönne, da er doch in Frankreich nicht existieren dürfe. Er sei noch kräftig und wolle seine Familie nicht verhungern sehen. K. wurde nach wenigen Stunden wieder freigelassen. Dann ging er mit seinen 5 Kindern (1 Kind ist tuberkulös) auf das Polizeipräsidium und bat, dass man ihn verhaften und abschieben solle. Man liess ihn jedoch ratlos laufen.

Fall 2 (Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés):

Familie Dr. H. Deutscher, Dissident, politischer Flüchtling. Sozialdemokratischer Land- und Reichstagsabgeordneter. Zuletzt Landgerichtsrat (ausgezeichnet qualifizierter Beamter). Aus politischen Gründen aus dem Staatsdienst entlassen. Ruhegehalt wird nicht ausbezahlt. Hat ausserdem seine ganze Habe verloren. Flucht nach Österreich. Parteisekretär in Innsbruck. 1934 zweite Emigration in die Schweiz. Frau leidend. Kinder von 15 und 9 Jahren. Familie wird vom sozialdemokratischen Flüchtlingskomitee monatlich mit Fr. 150.– (Fr. 190.– im Winter) unterstützt. Arbeitserlaubnis ausschliesslich für Schriftstellerei.

Fall 3 (Assistance médicale, Paris):

Familie W. Deutsche Staatsangehörigkeit, politische Flüchtlinge. Mann unter Gefahr weg, hat sich an der französischen Grenze als politischer Flüchtling gemeldet. Seine Akten blieben irgendwo liegen. Nach einem Jahr wiedergefunden. Folge: Die Familie hat kein Récépissé, sondern ein Refoulement, das noch immer verlängert wird. Sie ist im April 1935 zwei Jahre in Paris und durch dieses Papier an jeder Arbeit verhindert. Der Mann ist Dekorateur und Maler. Hat bis vor einem halben Jahr immer gearbeitet. Wurde bei der Arbeit erwischt, man drückte ausnahmsweise ein Auge zu, aber er kann neue Schwarzarbeit nicht wagen. Neuerdings hat die Frau versucht zu arbeiten. Sie hat *sechs kleine Kinder* (eines ist Patenkind des Comité Suisse). Drei Kinder sind zurzeit in Heimen. Die Familie wohnte furchtbar, hat durch die Assistance médicale eine neue Wohnung bekommen. Durch die Arbeit ist die Frau schwer krank geworden (Geschwüre an Krampfadern, Trombosegefahr). Wegen der Ausweisung können die Kinder leider nicht in die Schweiz geschickt werden. Der Mann, der besonders ordentlich war, ist nicht wieder zu erkennen.

Fall 4: Wird als besonders interessant hier zur Kenntnis gebracht, obwohl Dr. S. keine Kinder hat.

Dr. S. war bis zu einem halben Jahr vor dem Umsturz sozialistischer Reichstagsabgeordneter. Seine Arbeitsgebiete waren in erster Linie Kultur-, Bildungs- und Erziehungsfragen. Ausserdem hat er als wissenschaftliches Mitglied der Liga für Menschenrechte und der Friedensgesellschaft besonders intensiv den preussisch-deutschen Militarismus bekämpft und kam dadurch in scharfe Konflikte mit seiner eigenen Partei. Um dem Tode oder dem Konzentrationslager zu entgehen, hat er im April 1933 mit seiner Frau Deutschland verlassen.

Dr. S. ist damals in den Kanton Waadt gegangen, weil er dort schon früher mehr-

fach seine Ferien verlebt hatte und weil seine Schwester dort ein kleines Grundstück besass. Die wenig gute Gesundheit des Ehepaars machte zudem einen Aufenthalt auf dem Lande dringend nötig.

Seit November 1934 wohnt das Ehepaar in einem Chalet über dem Genfersee, das die Schwester des Mannes vom Erlös ihres Grundstückes gebaut hat. Da es sich bei dem hierzu verwendeten Geld um den Rest des in Krieg und Inflation verlorenen beträchtlichen Familienvermögens handelt, gehören Dr. S. Haus und Grundstück zu 25%. Dieses Haus ermöglicht den beiden die Existenz in der Emigration. Diese Existenz ist ferner durch die Garantie der Schwester gesichert, die über etwas weiteres Vermögen und über Einkünfte verfügt.

Während des Aufenthaltes in der Schweiz ist im Januar 1934 der Pass des Mannes abgelaufen. Die deutschen Behörden haben die Ausstellung eines neuen Passes verweigert. (Der Mann ist aber nicht staatenlos, sondern im Besitze eines Heimatscheines.) Ohne gültigen Pass kann er die Grenzen nicht überschreiten, um in ein anderes Land zu gelangen.

Trotz dieser Situation hat der Kanton Waadt und ihm folgend das eidgenössische Polizeidepartement S. und seiner Frau den weiteren Aufenthalt verweigert. Sie sollen ausreisen (wohin?). Spezielle Gründe für diese Massnahmen liegen nicht vor. Man hat die Verweigerung der Aufenthaltserlaubnis lediglich mit «surpopulation étrangère» und mit «insuffisance des motifs» begründet.

Erwähnt sei noch, dass der Mann in grösster Zurückgezogenheit wissenschaftlicher Arbeit und der für den Unterhalt nötigen Bebauung des Gartens lebt und dass die Frau seit Monaten krank und reiseunfähig ist.

Fall 5 (Assistance médicale, Paris):

Familie B. S. Staatenlos. Kam Ende Januar 1935 in die Assistance médicale. Hatte bis dahin in Metz gelebt, von dort ausgewiesen. Das Pariser Auswanderungsamt beschäftigte sich mit der Auswanderung dieser Familie seit ihrem Eintritt in Frankreich. Nordamerika und Palästina kamen aus formalen und Geldgründen nicht in Betracht. Seit Monaten läuft die Bemühung um Einwanderung nach *Paraguay*, das Emigrantenpässe visiert; niemand weiss übrigens, wie es den Emigranten dort geht. Die Familie wollte abfahren, konnte aber wegen der kurz bevorstehenden Entbindung der Frau die Schiffskarten noch nicht lösen. Zwei kleine Kinder sind bereits vorhanden. *Am Abend vor der Entbindung wurde der Mann verhaftet*, weil er trotz Expulsion noch nicht abgereist war.

Demarchen des «Comité National» bei den höchsten Stellen nützten nichts, der Mann musste *vier Wochen ins Gefängnis*. Anfangs März 35 kam der Mann heraus, die Familie ist schliesslich abgefahren. Während der Zeit der Untersuchungshaft und der Verbüssung der Gefängnisstrafe musste die Assistance médicale für Miete und Essen aufkommen. Wenn der Mann nach seiner Entlassung gearbeitet hätte oder nur gesehen worden wäre, hätte man ihn neuerdings verhaftet, obwohl er im Besitze der Schiffskarte war. Bis zu ihrer Expulsion hatte die Familie nie eine Unterstützung beansprucht.

Fall 6 (Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés):

Frau O: Deutsche politische Emigrantin, «Arierin», 40 Jahre alt. Lebte 15 Jahre lang mit einem russischen Emigranten, Juden. Ein elfjähriges Kind, 25jährige Tätigkeit als Büro-Organisatorin, Redaktionssekretärin usw. Frau O. ist bereit in *jedes* Land und in *jeden* Erdteil zu gehen, wo sie mit erlaubter Arbeit, auch Hausarbeit, sich und ihr Kind erhalten kann.

Frau O. schreibt: Prag, März 1935: (im Text Seite 57 wörtlich zitiert).

An den verehrten Herrn Hochkommissar für die Flüchtlinge aus Deutschland
(Juden und andere), Sir Neill Malcolm
London) Genf

Juni 1936

Sehr geehrter Herr Hochkommissar,

Im Hinblick auf die von Ihnen kürzlich übernommene Aufgabe erlaubt sich das *Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés*, Ihre Aufmerksamkeit auf seine bisherige Tätigkeit und insbesondere auf eine bereits im Mai 1935 an den Völkerbundsrat gerichtete Eingabe zu lenken. Obwohl einige darin gestreifte organisatorische Fragen inzwischen überholt sind, so hat sich – wie alle Eingeweihten wissen – die in dieser Eingabe geschilderte Lage der Flüchtlinge und ihrer Kinder *seit her eher verschlechtert als gebessert* und es wären somit unsererseits alle darin gestellten Forderungen zu wiederholen.

Das Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés hat in der Zwischenzeit seine Bemühungen um die Emigrantenkinder mit allen Kräften fortgesetzt, was sich aus den ebenfalls beiliegenden Tätigkeitsberichten des Jahres 1935 entnehmen lässt. Auf Grund der in zweieinhalbjähriger Arbeit gemachten Erfahrungen erlaubt sich das Comité Suisse, Ihnen, sehr verehrter Herr Hochkommissar, einige prinzipielle Vorschläge zu unterbreiten, die Ihnen vielleicht bei Ihren Verhandlungen mit den einzelnen Regierungen und bei der interstaatlichen Konferenz im Juli nützlich sein könnten. Das Comité Suisse beschränkt sich hier – wie es sich versteht – auf Anregungen zu Gunsten der Kinder und Jugendlichen aus Deutschland, ist sich aber durchaus bewusst, dass alle anzustrebenden Regelungen auch auf die Kinder und Jugendlichen der dem Nansenamte unterstellten Emigrantengruppen ausgedehnt werden sollten.

A. Vorschläge zu Händen einzelner Staaten.

B. Vorschläge zu Händen der interstaatlichen Regierungskonferenz im Juli 1936.

A. Vorschläge zu Händen einzelner Staaten

- 1 Das Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés ist überzeugt, dass eine einigermassen zuverlässige *Statistik* über die Zahl der in den einzelnen Ländern vorhandenen Kinder und Jugendlichen aus Deutschland die Verhandlungen wesentlich erleichtern wird und begrüsst den Versuch nach dieser Richtung aufs Wärmste. Wenn sich an Hand der Zahlen nachweisen lässt, wie klein im Grunde der in Frage kommende Kreis ist, so werden die europäischen Regierungen eher bereit sein, ihre abwehrenden Schutzmassnahmen zu revidieren und abzubauen.

2. Wenn es bei den beabsichtigten Unterhandlungen mit den Regierungen nicht gelingen sollte, die Pass-, Aufenthalts- und Arbeitsfragen der Emigranten- Eltern (besonders der Staatenlosen) zu einer grundsätzlich befriedigenden Lösung zu bringen, so sollte sich das Hochkommissariat unbedingt für die *Kinder und Jugendlichen gesondert einsetzen* und bewirken, dass sie in jedem Lande nach den *günstigsten Bestimmungen des herrschenden Fremdenrechtes* behandelt und dass alle im Verwaltungswege zulässigen Erleichterungen im weitesten Umfange gewährt werden. Dadurch würde wenigstens die zweite Generation aus den Fesseln der Emigration befreit werden, und die Kinder der Geflüchteten hätten die Aussicht, sich im Asylland der Eltern später einzubürgern.
3. Insbesondere sollte den Kindern und Jugendlichen unverzüglich in allen Ländern der Besuch aller *öffentlichen und privaten Schulen und Berufsschulen* sowie die Ablegung von abschliessenden *Prüfungen* erlaubt werden. Nur so gelangen die Kinder und Jugendlichen in den Besitz von Kenntnissen und Zeugnissen, die ihre Zukunft sichern. Die Tatsache einer erlaubten und geregelten Erziehung wird die Eltern ihre eigenen Entbehrungen und Behinderungen umso leichter ertragen lassen, wenn sie hoffen dürfen, dass ihre Kinder mit der Zeit in den *Arbeitsprozess* des Gastlandes aufgenommen und so indirekt auch ihre Zukunft sicherer wird.
4. In allen mit Deutschland abzuschliessenden *Clearingverträgen* usw. sollte die Transferierung der für die Erziehung und den Unterhalt von Kindern und Jugendlichen erforderlichen Beträge vorgesehen werden.
5. Den im *Asylland zss^r Welt kommenden Kindern* sollte in allen Staaten der *Erwerb der Staatsbürgerschaft* in jeder Weise erleichtert werden.
6. Für die steigende Zahl der *«Niemandskinder»* sollten die formalen Voraussetzungen geschaffen werden, dass man sie in kleinen Gruppen, am besten in Form der *«petite famille»*, zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft heranziehen kann.

B. Vorschläge zuhanden der interstaatlichen Regierungskonferenz

Da die einzelnen Staaten auf die Prüfung jedes individuellen Emigrantenfalles niemals verzichten werden und die Aufenthaltserlaubnis der Eltern und somit eine Niederlassung und spätere Einbürgerung der Kinder und Jugendlichen von vielen Einzelheiten abhängig bleiben, sollte *für die Kinder unbedingt eine grundsätzliche Regelung* angestrebt werden.

Daher empfehlen wir zwecks Verallgemeinerung des Rechtsschutzes für die Auswanderer aus Deutschland:

1. Die ausdrückliche Einreihung der Flüchtlinge aus Deutschland in den Wortlaut des betreffenden internationalen Statuts.
2. Die Einfügung eines speziellen *«Minderjährigen-Varagraphen»*, der wenigstens die Kinder und Jugendlichen aller Emigrationsgruppen aus lästigen *«Emigranten»* zu *«Fremden»* macht, der zugleich ihre Schul- und Berufsausbildung und ihr späteres Arbeitsrecht ausdrücklich regelt.
3. Ganz allgemein wäre der Grundsatz zu erwirken, dass die Staaten ihre vorhan-

dene *Fremdengesetzgebung* so wohlwollend als irgend möglich handhaben, dass seit 1933 erlassene Gesetzesänderungen oder Zusätze in Bezug auf Fremde ihre Gesetzeskraft wenigstens praktisch wieder verlieren und keinesfalls rückwirkende Kraft haben dürfen.

Das Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés hat sich hier absichtlich an die Grenzen des praktisch Erreichbaren gewagt und sich auf keinerlei Details eingelassen, da es weiss, dass das Hochkommissariat, das Völkerbundssekretariat und das Nansenamt über sämtliche vorhandenen Unterlagen verfügen und die Lage in den einzelnen Ländern im Grossen und Ganzen kennen.

Es lag ihm lediglich daran, einige Anregungen sowohl zu den Verhandlungen mit den einzelnen Regierungen wie zuhanden der interstaatlichen Regierungskonferenz zu geben.

Sollten Sie, sehr geehrter Herr Hochkommissar, sich im Sinne des hier vorgebrachten Erfolg versprechen und glauben, dass man die *Fragen der Kinder und Jugendlichen von denen ihrer Eltern lösen darf*, so wäre das Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés, Zürich, sowie die ihm nah verbundene «Assistance médicale aux enfants de réfugiés» in Paris, gerne bereit, an der Klärung und Lösung dieses so überaus wichtigen internationalen Problems nach Kräften mitzuwirken.

Mit vorzüglicher Hochachtung

die Zentralstelle des Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés

im Namen ihrer Sektionen in

Baden, Basel, Bern, Biel, Genf, Luzern, Schaffhausen, St. Gallen, Tessin, Winterthur, Zürich
gez. Frau Ellen Seeburger-Vogel

Dr. Nettie Sutro

Frau Rita v. Gonzenbach

Beilagen:

1. Eingabe an den Völkerbundsrat vom April 1935 in englischer Fassung;
2. Tätigkeitsbericht der Sektionen Basel, Bern und Zürich des Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés;
3. Brief der Assistance médicale aux enfants de réfugiés vom 26. November 1935.

P.S.: Wir erfahren, dass die französische Regierung zur Zeit neue Gesetze zu Gunsten der Flüchtlinge vorbereitet, deren Durchführung über die hier aufgestellten Postulate hinausgehen würde.

FORMULARE

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

Sektion: Name des Auffanglagers:
Fürsorger: Kanton:
..... Datum:

Fragebogen

1. Name und Vorname des Kindes:
2. Geburtsdatum: Geburtsort:
3. Konfession: Datum der Einreise in die Schweiz:
4. Staatsangehörigkeit:
5. Name und Vorname des Vaters:
6. Früherer Beruf des Vaters:
7. Derzeitiger Aufenthalt des Vaters:
8. Name und Vorname der Mutter: Mädchenname:
9. Derzeitiger Aufenthalt der Mutter:
10. Name der Geschwister, Alter und Aufenthaltsort:

11. Ist in nächster Zeit eine Ausreisemöglichkeit vorhanden?
Wenn ja, wohin?
12. Vorhandene Geldmittel:
13. Namen und Adressen von evtl. Verwandten oder nahen Freunden in der
Schweiz?

14. Gesundheitszustand des Kindes:

15. Wünscht das Kind durch uns eine Nachricht an seine Eltern oder nächsten
Verwandtenweiterzugeben?

16. Evtl. Bemerkungen betr. Unterbringung des Kindes:

NB. Dieser Fragebogen ist vom Vertreter unseres Hilfswerkes persönlich auszufüllen.

ANTWORTBOGEN: Bitte *baldmöglichst* zurück an

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

Claridenstr. 36, Zürich

Betr. Kind: Betr. Pflegefamilie:

Geb.:

Lager:

1. Sind Sie mit obgenanntem Kind verwandt: Ja oder Nein?*

Wenn ja, wie sind Sie mit dem Kind verwandt?

2. Sind Sie bereit, das genannte Kind unentgeltlich bei sich aufzunehmen?

Ja oder Nein?*

3. Verpflichtung:

Ich verpflichte mich, das genannte Kind
für die Dauer seines Aufenthaltes in der Schweiz*

oder

für 6 Monate bei mir unentgeltlich aufzunehmen.*

* *Nichtzutreffendes streichen.*

Datum: Unterschrift:

Bemerkungen:

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

* Zentralstelle oder Sektion
meldet an

* Sektion oder Zentralstelle:

ZUTEILUNGSMELDUNG

Name des Kindes:

Geburtsdatum:

Lager:.....

Genaue Adresse der Pflegefamilie

* wird erwartet von:

Name:

oder

Strasse:

* von der Sektion

Ort:

zugeteilt an:

evtl. Telephon:.....

* Pflegefamilie ist verwandt

* Pflegefamilie ist zu recherchieren

* Pflegefamilie wurde schon recherchiert

** Nichtzutreffendes streichen*

DATUM bitte *nicht vergessen*.

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

Zentralstelle, Claridenstr. 36, Zürich

an die Sektion..... am.....

PLAZIERUNGSMELDUNG

Das Original ist nach erfolgter Plazierung des Kindes vollständig ausgefüllt und unterschrieben *unverzüglich* der Zentralstelle in Zürich einzusenden.

I..... B.-Nummer:

Ausweiskarte..... SRK, Kh Nr.:

Name des Kindes:

Geburtsdatum und Ort:

wurde am:..... (genaues Datum)

aus dem Lager:

abgeholt

und am..... (genaues Datum)

von der Pflegefamilie

Name:

Strasse:

Ort:

evtl. Tf.-Nr.:

Datum:

in Empfang genommen.

Stempel und
Unterschrift der Sektion:

Bemerkungen:

Beilagen: 1 I.B.
1 SRK, Kh-Karte
1 Weisung für die Pflegefamilie

WEISUNGEN AN DIE PFLEGEELTERN BETR. INTERNIERUNGS-BE- SCHLUSS (I.B.)

1. Der I.B. ist vorläufig *einziges Identitätspapier* Ihres Pflegekindes und *darf unter keinen Umständen verloren gehen*.
2. Der I.B. wird Ihnen
 - a) mit dem Pflegekind übergeben oder
 - b) zum Abholen Ihres Pflegekindes im Auffanglager übergeben und muss dem Lagerkommando vorgewiesen werden.
3. Das Pflegekind ist sogleich nach seiner Ankunft von Ihnen polizeilich anzumelden. Der I.B. wird auf der Gemeindekanzlei oder dem Fremdenkontrollbüro *deponiert*.
Im Falle einer späteren Umplazierung des Kindes wird der I.B. zurückgezogen, damit er am neuen Pflegeort wieder auf dem zuständigen Amte abgegeben werden kann.
4. Sollte die zuständige Gemeindebehörde die Deponierung des I.B. als unnötig erachten, so ist das Papier bei Ihnen sorgfältig aufzubewahren und dem Kinde bei evtl. Umplazierung mitzugeben.

WEISUNGEN AN DIE PFLEGEELTERN BETR. ROSA AUSWEISKARTE DES SCHWEIZ. **ROTEN KREUZES, KINDERHILFE (SRK, Kh)**

1. Die Ausweiskarte wird Ihnen
 - a) mit dem Pflegekind übergeben oder
 - b) zum Abholen Ihres Pflegekindes im Auffanglager übergeben und muss dem Lagerkommando zwecks Abstempelung vorgewiesen werden.
Sie soll auf der Vorderseite oben links Stempel und Austrittsdatum des Kindes aus dem Auffanglager tragen, bzw. erhalten.
2. Anlässlich der polizeilichen Anmeldung des Pflegekindes muss die Ausweiskarte vom zuständigen Beamten auf der Rückseite bei «Anmeldung» gestempelt werden. Erst die gestempelte Karte berechtigt zum Bezug der Rationierungskarten.
3. Die Ausweiskarte ist von Ihnen aufzubewahren und berechtigt zum Bezug von Lebensmittel- und Seifenkarten für Ihr Pflegekind während vorläufig drei Monaten.

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

Sektionsstempel

Liebe Pflegeeltern,

Wir übergeben Ihnen heute Ihr Pflegekind und bitten Sie, sich bei eventuell auftretenden Schwierigkeiten daran erinnern zu wollen, welch schwere Zeiten hinter ihm liegen. Nicht nur die Flucht, sondern auch das Leben in den militärischen Auffanglagern in der Schweiz müssen verwildernd gewirkt haben.

1. Da Ihr Pflegekind höchst wahrscheinlich seine Eltern oder seine nächsten Angehörigen in einem der Lager zurückgelassen hat, bitten wir Sie herzlich, raschest einen *schriftlichen Kontakt* aufzunehmen, damit sich die durch die Trennung leidenden Mütter rasch beruhigen.
2. möchten wir Sie darauf aufmerksam machen, dass wir in dringenden Fällen in der Lage sind, Ihnen für Anschaffungen von Kleidern bzw. Schuhen *Zusatscheine* zu beschaffen. Zu diesem Zweck müssen wir uns vorher von der Dringlichkeit überzeugen, bis wir an das Schweiz. Rote Kreuz, Kinderhilfe, ein Gesuch stellen. Wir teilen Ihnen das schon heute mit, um zu verhindern, dass Sie unter Umständen Ihre eigenen Textil- oder Schuhcoupons vorstrecken und nach dem Kauf bei uns um Ersatz der Marken vorstellig werden. Wir wiederholen also, Anschaffungen für Ihr Pflegekind können erst gemacht werden, wenn Ihr Gesuch bewilligt ist, und Ihnen der entsprechende *Zusatzschein* ausgehändigt wurde.

Im Bedarfsfälle stehen Ihnen auch die Kleiderstuben des S.R.K. zur Verfügung.

3. Da im Prinzip die illegalen Flüchtlingskinder die öffentlichen *Schulen* besuchen können, raten wir Ihnen, auch Ihr Kind einfach bei der zuständigen Schulbehörde anzumelden. Sollten grundsätzliche Schwierigkeiten entstehen, z.B. Schulgelderlass etc., so wollen Sie sich an die untengenannte Stelle wenden.
4. Wir bitten Sie ferner auf die religiöse Einstellung Ihres Schützlings tunlichst Rücksicht zu nehmen und ihn soweit möglich am entsprechenden Religionsunterricht teilnehmen zu lassen.

Wir hoffen, dass Ihnen Ihr Pflegekind viel Freude machen wird, und danken Ihnen herzlich für alles, was Sie an ihm tun werden.

Wir begrüssen Sie

mit vorzüglicher Hochachtung
Schweiz. Hilfswerk für Emigrantenkinder

Zur speziellen Beachtung:

Ihr Pflegekind untersteht in Zukunft der Sektion:

Wollen Sie sich bitte in allen Angelegenheiten auch für Anschaffungen etc. an diese Stelle wenden.

ANKUNFTSANZEIGE

Bitte *umgehend* nach Ankunft des Kindes zurücksenden an SCHWEIZER HILFS-
WERK FÜR EMIGRANTENKINDER.

Sektion: (Stempel der Sektion einsetzen).

Wir teilen Ihnen mit, dass Kind

Name:

heute, den

wohlbehalten bei uns eingetroffen ist.

Gleichzeitig bestätigen wir Ihnen den Empfang von

- Internierungsbeschluss
- Rote SRK-Karte
- Grüne Weisung
- Pflegeelternbrief

Unterschrift der Pflegefamilie:

Genauere Adresse:

evtl. Tel.

Bemerkungen:

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

Zentralstelle oder Sektion.....

meldet an

Sektion oder Zentralstelle:

UMPLAZIERUNGSMELDUNG

Name des Kindes:

Geburtsdatum:

Bisherige Adresse:

Neue Adresse der Pflegefamilie

wurde umplaziert Name:

am: Strasse:

(Genaueres Datum) Ort:f..

evtl. Telefon:

Beilagen:

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER, SEKTION
SCHWEIZERISCHES ROTES KREUZ, KINDERHILFE

, den 1947.

Liebe Pflegeeltern,

Sie haben uns mitgeteilt, dass Sie bereit sind, Ihr Pflegekind

zu behalten, bis es von seinen Eltern zurückverlangt wird. Wir danken Ihnen sehr für Ihr schönes und wertvolles Angebot und sind bereit, den Fall den eidgenössischen und kantonalen Behörden zur Prüfung vorzulegen. Wir hoffen, erwirken zu können, dass Ihr Pflegekind bei Ihnen bleiben kann.

Wir halten es jedoch für unsere Pflicht, Sie auf Folgendes aufmerksam zu machen:

1. Wir können keine Garantie dafür übernehmen, dass die Fremdenpolizei Ihrem Pflegekind einen sehr langen Aufenthalt in der Schweiz gestattet.
2. Wir hoffen, dass sich Ihr Pflegekind gut entwickeln, gesund bleiben, Ihnen also Freude machen und Sie finanziell nicht übermässig belasten wird. Das gute Einvernehmen zwischen Pflegeeltern und Pflegekind könnte jedoch einmal gestört werden, oder das Kind könnte ernstlich erkranken. Was dann? Daran müssen Sie und wir heute schon denken: Wir müssen Sie verpflichten, die Fürsorge für das Pflegekind auf sich zu nehmen, auch wenn Störungen irgendwelcher Art eintreten sollten. Wollen Sie diese Verantwortung auf sich nehmen und haben Sie die Mittel, auch in Tagen der Krankheit für Ihr Pflegekind zu sorgen?

Wir sind herzlich froh, wenn Sie «ja» sagen können, um Ihres Pflegekindes willen, dem wir eine vorläufige Heimat bei uns gönnen möchten. Wenn Sie aber an Ihrer Kraft, Ihr Pflegekind wie ein eigenes erziehen zu können, zweifeln, so sagen Sie lieber heute schon «nein». Sie ersparen damit sich und dem Kind schweren Kummer.

Entschliessen Sie sich nach ruhiger Überlegung zu einem Ja, so bitten wir Sie um Unterzeichnung der auf der Rückseite folgenden Erklärungen. Ein Exemplar mögen Sie behalten und aufbewahren. Das andere wollen wir aufbewahren und später der Instanz zur Verfügung stellen, der Ihr Pflegekind unterstehen wird. Mit freundlichen Grüssen

**SCHWEIZER HILFSWERK FÜR
EMIGRANTENKINDER**

Ähnliche Schreiben gingen an Pflegeeltern, die ihre Schützlinge bis zur vollendeten Berufsausbildung zu behalten oder sie zu adoptieren und später einzubürgern beabsichtigten.

ERKLÄRUNG

Die Unterzeichneten

haben den vorstehenden Brief gelesen. Sie erklären ihre Bereitschaft, die volle Verantwortung für das körperliche und geistige Wohl ihres Pflegekindes

zu übernehmen, bis es von seinen Eltern zurückverlangt wird und daher weiterwandert. Sie nehmen davon Kenntnis, dass ihr Pflegekind nach der Ordnung der fremdenpolizeilichen Angelegenheiten aus der bisherigen Kontrolle des Schweizer Hilfswerkes für Emigrantenkinder entlassen wird.

,den 1947.

Unterschrift:

Ähnliche Erklärungen wurden für Schützlinge verlangt, die bis zur vollendeten Berufsausbildung oder zwecks Adoption und späterer Einbürgerung dauernd in der Schweiz bleiben sollten.

ZEICHENERKLÄRUNG

AAE	Aide aux émigrés. Schweizer Sektion des Internationalen Sozialdienstes.
AM	Assistance médicale aux enfants de réfugiés. Im Januar 1954 gegründet, 1940 durch die Kriegsereignisse beendet.
BIGA	Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit.
DELASEM	Delegazione Assistenza Emigrati.
FHD	Frauen-Hilfsdienst.
HICEM	International Jewish Emigration Service.
JOINT	Joint Distribution Committee (aller grossen amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisationen).
ORT	Organisation, Reconstruction, Travail (Gesellschaft zur Förderung handwerklicher, industrieller und landwirtschaftlicher Arbeit unter den Juden).
OSE	Œuvre de secours aux enfants et de protection de la santé des populations juives.
PA	Eidgenössische Polizei-Abteilung.
RBK	Religiöse Betreuung der Kinder, Subkommission des VSIF.
SAK	Schweizerische Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder.
SBB	Schweizerische Bundesbahnen.
SEPEG	Semaines internationales d'étude pour l'enfance victime de la guerre.
SHEK	Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder
SRK, Kh	Schweizerisches Rotes Kreuz, Kinderhilfe
VSIF	Verband schweizerischer israelitischer Flüchtlingshilfen.
ZL	Eidgenössische Zentraleitung der Lager und Heime.

**AUS DEM TÄTIGKEITSBERICHT
DER ZENTRALSTELLE
1946**

SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER:

ZENTRALSTELLE:

Claridenstrasse 36, Zürich; Telephon Nr. 23 16 30; Postcheckkonto VIII 31 526

Präsidentin: Frau Ellen Seeburger-Vogel

Leiterin: Frau Dr. Nettie Sutro

Quästor: Herr Georges Bloch

Beisitzerin: Fräulein Georgine Gerhard

Beisitzerin: Fräulein Bertha Hohermuth

Beisitzerin: Frau Dr. Rittmeyer-Iselin

SEKTIONEN:

Badener Hilfe für Emigrantenkinder, Wiesenstrasse 28, Baden:

Präsidentin: Frau Aichele-Duhne, Postcheckkonto VI 4613

Basler Hilfe für Emigrantenkinder, Rheinsprung 24, Basel:

Präsidentin: Fräulein Georgine Gerhard, Postcheckkonto V 2286

Bernisches Hilfswerk für Emigrantenkinder, Marktgasse 42, Bern

Präsident: Pfarrer M. Stotzer

Vizepräsidentin: Frl. Dr. Grütter, Postcheckkonto III 10 257

Comit at0 S viager0 pro Bambini Emigrati, Postfach 83, Ascona:

Präsident: Baron Schey, Postcheckkonto XI a 2404

Comité de Secours aux Enfants d'Emigrés, 73, rue L. Robert, La Cbaux-de-Fonds:

Präsidentin: Mme Renée Ulmann, Postcheckkonto IV b 2142

Comité Suisse d'Aide aux Enfants d'Emigrés, Section Vaudoise, 8, rue Beau-Séjour, Lausanne:

Präsidentin: Mme Ueltschi, Postcheckkonto II 10 122

Luzerner Hilfe für Emigrantenkinder, Bergstrasse 20, Ludern:

Präsidentin: Frau Margrit Sachs

Vizepräsidentin: Frau K. Triner, Postcheckkonto VII 6298

St. Galler Hilfe für Emigrantenkinder, Webergasse 15, St. Gallen:

Präsidentin: Frau Dr. Rittmeyer, Postcheckkonto IX 7195

Section Genevoise d'aide aux enfants d'émigrés, 25, rue Pierre Fatio, Genève:

Präsident: Mr. Georges Thélin

Leiterin: Fräulein Bertha Hohermuth, Postcheckkonto I 7074

Sektion Winterthur des SHEK, Gutstrasse 5 3, Winterthur:
Präsidentin: Frau Prof. Bachmann, Postcheckkonto VIII b 2439
Vizepräsidentin: Frau Adele Bloch
Zürcher Hilfe für Emigrantenkinder, Weinbergstrasse 29, Zürich:
Präsidentin: Frau Dr. Nettie Sutro
Vizepräsidentin: Frau Rita v. Gonzenbach
Leiterin: Frau Alice v. Monakow, Postcheckkonto VIII 22 927

BIBLIOGRAPHISCHES

Die hier erwähnten Veröffentlichungen sind teils kürzere Artikel in Tagesblättern oder Zeitschriften, die nicht der Vergessenheit anheimfallen sollten, teils Werke, die über unseren sachlich, örtlich und zeitlich begrenzten Beitrag zum Flüchtlingsproblem hinausreichen.

Actes du Comité intergouvernemental, Evian . . . Chambéry 1938

An die Flüchtlinge. Eidgenössisches Justiz- und Polizeidepartement, Bern. Juni 1944

Baer, Dr. Kaete, und Treffer, Dr. Charlotte: Exploration von 50 Flüchtlingskindern. Bulletin der Akademie. Vol. 2. Fase. 2. 1945

Baumgarten, Dr. Franziska: Die Hauszeichnungen von Kindern als Nachwirkung der Massenerstörungen im Kriege. Zeitschrift für Kinderpsychiatrie. 16. Jahrg. Heft 3. 1949

Brosse, Dr. Thérèse: Enfants sans foyer. Compte rendu de la Conférence des directeurs de communautés d'enfants organisée par Unesco au village Pestalozzi à Trogen en juillet 1948. Unesco. Paris 1949
L'enfance victime de la guerre. Une étude de la situation européenne. Unesco. Paris 1949

Brunner, Emil: Sollen sie also untergehen? Ansprache 1934. Z. OF 1934

Corti, Walter und Rotten, Elisabeth: Kinderdorf Pestalozzi. Die Friedenswarte. 45. Jahrg. Heft 3. Polygraphischer Verlag. Zürich 1945

Das Asylrecht in der Schweiz und die Frage des Dauerasyls. Richt-Referat zuhanden der Volksabstimmung im Kanton Zürich vom 19. Dezember 1948

Dauerasyl für Flüchtlinge in der Schweiz. Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe. Zürich. September 1946

Die Flüchtlingshilfe gibt Rechenschaft. Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe. Zürich 1946

Etude comparative sur le placement familial et l'éducation en internats. Rapport présenté à la XVII^e Session du Conseil général de l'Union internationale de secours aux enfants. Revue médico-sociale de l'Enfance. 5^e année. N^o 1. 1937

- Ferrière, Adolphe*: Nos réfugiés. Point de vue d'un simple citoyen. Tirage à part du *Messenger social*. 1943/44
Santé mentale et éducation. Bulletin of the World Federation for Mental Health. Vol. 1. No. 6. 1949
Maisons d'enfants de l'après-guerre. La Baconnière. Neuchâtel 1946
- Flüchtlinge in der Schweiz*. Neue Zürcher Zeitung. 27. November 1944
- Flüchtlinge leiden Not*. Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe 1943
- Flüchtlinge und Internierte*. Kurzreferate gehalten an der Sitzung der Sachverständigenkommission am 23. Mai 1944. Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. 83. Jahrg. Heft 5. 1944
- Flüchtlinge... wohin?* Bericht über die Tagung für Rück- und Weiterwanderungsfragen in Montreux 25. Febr. bis 1. März 1945. Imprimerie Nouvelle Ch. Corbaz SA., Montreux
- Flüchtlingsproblem*. Neue Zürcher Zeitung. 25. Juni 1944
- Freud, Anna und Burlingham, Dorothy*: War strain in Children. A debate. The *Lancet*. London 1941
War and Children. Ernest Willard. New York 1943
Young Children in War-time. Allen & Unwin. London 1942
- Gerettet?* Fünf Jahre Flucht, Not und Rettung. Herausgegeben im Selbstverlag von der demokratischen Flüchtlingsfürsorge. Prag 1938
- Gerhard, Georgine*: Wenn Du noch eine Heimat hast... *Nationalzeitung*. 5. August 1934
Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder. Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. 75. Jahrg. Heft 6. 1936
Flüchtlingsprobleme. *Basler Nachrichten*. 6-/7. November 1936
Flüchtlingsschicksale. Verlag Paul Haupt. Bern 1937
Fremde Gäste in unseren Schulen. *Elternzeitung*. Basel Oktober 1944
Bei den Leitern der Heime für Flüchtlingskinder. In *Gesundheit und Wohlfahrt*. Orell Füssli Verlag. Heft 2. Zürich 1945
- G. N.*: Jugendliche Flüchtlinge erlernen einen Beruf. Schweiz. Frauensekretariat. Mitteilungsdienst. April 1946
- Gessler, Paul*: Jugend von heute in ihrer Umwelt. Friedrich Reinhardt. Basel 1943
- Gollancz, Victor*: La leçon de Buchenwald. *L'Essor*. N° 1. 1946
- Grossmann, Kurt und Tartakower, Ariel*: The Jewish Refugee. Institute of Jewish Affairs of the American Congress and World Jewish Congress. New York 1944

- Grenzen, Über die.* Von Flüchtlingen für Flüchtlinge. N 1-14. Affoltern a. A. 1944-1945
- Hansson, Michael:* Le problème des réfugiés du point de vue international. Société des Nations. 1936
- Hasenfratz, Doris:* Einen Tag im Reich der Kinder. Basler Nationalzeitung. 9. Juli 1944
Kinder sehen Dich an. Die Garbe. 15. Februar 1945
- Heymann, Karl:* Erziehung als Friedensweg. Europa Verlag Zürich. 1945
- Hitler's ten Year War on the Jews.* Institute of Jewish Affairs of the American Jewish Congress. World Jewish Congress. New York 1943
- Hofmann, Holger:* Die Notlage der europäischen Kinder nach dem Kriege. Herausg. Büro für Hilfswerke an deutschen Kriegsoffern. 11, Av. Léon Gaud. Genf 1946
- Hohermuth, Berta:* Schweiz. Nachkriegshilfe für kriegsgeschädigte Länder. Vortrag gehalten a. d. Sitzung d. Schweiz. Landeskongress f. soz. Arbeit. Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. Heft 7. 1944
Probleme zur Rück- und Weiterwanderung der Flüchtlinge. Nach einem Referat a. d. Sitzung des Ausschusses IV der Sachverständigenkommission für Flüchtlingsfragen vom 2. Okt. 1944. Schweizer Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. 83. Jahrg. Heft. 11. 1944
- IRO:* The Refugee Problem. 1948
- Kaufmann-Jacobsohn, Lore:* Erziehung zur Gemeinschaft. Aus der Arbeitsgemeinschaft für Psychohygiene, Prof. H. Meng, Basel. Sonderdruck aus Gesundheit und Wohlfahrt. Orell Füssli. Zürich Jahrg. 1950. Heft 9
- Kinder schreiben.* Herausgegeben vom Comité Suisse d'aide aux enfants d'émigrés im Auftrag seiner Sektionen. 1936
- Kinderschicksale unserer Zeit.* Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe. 1946
- Kulischer, Eugene:* The Displacement of Population in Europe. International Labour Office. Studies and reports. Series O (Migration) No. 8. Montreal 1943
- Lejeune-Jehle, Mathilde:* Menschen auf der Flucht. Herausg. vom Schweizer Zweig der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit. Genossenschaftsdruckerei. Zürich 1940
- Les enfants apatrides.* Etude comparative de législations nationales et recherche de solutions au problème de l'apatridie des enfants. Union internationale de protection de l'enfance. 1947. Edition révisée. Genève 1956

- Lestchinsky, Jacob*: Bilan de l'extermination. Congrès Juif Mondial. 1946
- Loosli-Usteri, Dr. Marg.*: La vie psychique des enfants déracinés. Bulletin de l'Union intern. de secours aux enfants. N° 1-3. Genève 1946
 Les effets de la guerre sur la vie psychique des enfants. Bulletin de l'Union intern. de secours aux enfants. N° 1-5. Genève 1943
 Rückwirkungen des Krieges auf das Seelenleben der Kinder. Neue Zürcher Zeitung. Nr. 281 und 292. 18. Febr. 1944
 Gefährdete europäische Jugend. Schweizer Annalen. A. Z. Aarau. 2. Jahrg. Heft 1. 1945
 Kinder im Krieg. «Du». 4. Jahrg. Heft. 8. Zürich 1944
 Die Angst des Kindes. Verlag Hans Huber. Bern 1948
- Lüthi, Pfr. Walter*: Der Schweizer, der Christ und der Fremdling. Kirchenbote Basel. 9. Jahrg. Heft 3
- Macardle, Dorothy*: Children of Europe. Victor Gollancz Ltd. London 1949
- Man soll uns nicht verunmöglichen, unsere Menschenpflicht zu tun*. Der Schweizer. Beobachter. 19. Jahrg. Nr. 3. Basel 1945
- McDonald, John*: Letter of Resignation. League of Nations. Document O 13. M 12. XII. Annexe. 1936
- Maier, Joh. Ulrich*: Weltgeschehen und Erziehung. Walter. Olten 1944
- Meerloo, A. M.*: Aftermath of Peace. Some Problems of European Children. Internat. Universities Press. New York 1946
- Menschen fliehen zu uns*. Tatsachenberichte. Schweiz. Zentralstelle für Flüchtlingshilfe. Zürich 1944
- Militärgerichtshof IV*, Fall Nr. 11. Die Vereinigten Staaten von Amerika gegen Ernst von Weizsäcker und andere. Part I. Nürnberg 15. November 1948
- Nakos, Lilika*: L'enfer des Gosses. Traduction française par J. Schidin, Editions Spes. Lausanne 1946
- New Education Fellowship*. Children's Communities. Experiments in democratic living. New Education Fellowship, monograph No. 1. London Oct. 1944 Fatherless Children. (A contribution to the understanding of their needs.) New Education Fellowship. London July 1945
- Oeri, Dr. Albert*: Umschichtung, Wanderung, Siedlung. Basler Nachrichten 19. Dezember 1934
- Olgiate, Rodolfo*: Nicht in Spanien hat's begonnen. Verlag Herbert Lang. Bern 1944
- Oswald, Susanne*: Flüchtlingskinder. «Du». 5. Jahrg. Heft 3. Zürich 1945

- Pfister-Ammende, Dr. med. Maria:* Psychohygiene und Psychotherapie bei der Flüchtlingsbetreuung. Bücher des Werdenden. 2. Reihe. Band 2. Hans Huber. Bern 1949
Erfahrungen bei kriegsgeschädigten Flüchtlingen und Rückwanderern. Sonderdruck aus Gesundheit und Wohlfahrt. Heft 2. Jahrg. 1948
Zur Psychologie des Flüchtlings. Sonderdruck aus Gesundheit und Wohlfahrt. Jahrg. 1949. Heft 12. Zürich
- Plaquent, Jean:* Abandon moral et délinquance. Bulletin de l'Union internationale de secours aux enfants et Revue internationale de l'enfant. Genève 1942
- Pougatch, J.:* Charry, vie d'une communauté de jeunesse. La Baconnière. Boudry 1945
- Ristelhueber, René:* Au secours des réfugiés. Librairie Plomb. Paris 1951
- Rotten, Dr. Elisabeth:* The Child, War's Victim. Unesco. Paris 1948
- Sailer, Johanna-Michael:* Über Erziehung der Erzieher. Hamburg 1946
- Sauvegarde:* L'enfance victime de la guerre en Pologne. Numéro spécial. Varsovie 1948
- Scarpì, N. O.:* Dani. Geschichten von einem Flüchtlingskind. Villiger. Wädenswil-Zürich 1943
Wiedersehen mit Dani. Geschichten über ein Flüchtlingskind. Steinberg-Verlag Zürich
- Schürch, Dr. Q.:* Der Stand der Flüchtlingsfrage. Aus einem Referat, gehalten im Ausschuss III der Flüchtlingskommission im April 1946. Schweiz. Zeitschrift für Gemeinnützigkeit. 86. Jahrg. Heft 7. 1946
Ausländerfürsorge in der Schweiz. Herausg. Schweiz. Armenpfleger-Konferenz. Orell Füssli. Zürich 1950
- Schwarzmann, Dr. Julia:* Die seelische Heimatlosigkeit im Kindesalter und ihre Auswirkungen. Verlag Gerber. Schwarzenburg 1948
- S.E.P.E.G.* Semaines internationales d'études pour l'enfance victime de la guerre. Schweiz. Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen. Beiheft 14. Hans Huber. Bern 1948
- Simpson, John Hope:* The Refugee Problem. Oxford University Press. London 1939
- Specht, Minna:* War and the Child Mind. Peace News Ltd. No. 4. July. London 1944
Education in Post-war Germany. International Publ. Co. London 1944
- Study on the Position of Stateless Persons.* Economic and social Council. E 1112. 1949

- Sutro, Dr. Nettie*: Deutsche Emigrantenkinder. Schweiz. Jahrbuch der Jugendhilfe. 1935
 Emigrantenkinder und Flüchtlingskinder. Pro Infirmis Zürich. Nr. 3. 1944
 Heimatberaubte, entwurzelte Jugend. Schweiz. Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen. Bd. IX. Heft 3. Verlag Hans Huber. Bern 1950
 Enfants réfugiés en transit. Genève, Revue internationale de l'Enfant. Vol. XV, 1951, N° 2-3
- Sutro, Dr. Nettie* und *Bloch\ Georges*: Zehn Jahre Schweizer Hilfswerk für Emigrantenkinder. In: Informationsbrief des S.I.G. Januar 1944
- Tramer, M.*: Lehrbuch der allgemeinen Kinderpsychiatrie. Benno Schwabe. Basel 1949
- Union O.S.E.*: Rapports sur la situation des Juifs en Allemagne. Octobre/décembre. Genève 1945
 Les enfants de Buchenwald. Genève 1946
 Quelques problèmes de l'enfance abandonnée. Genève 1946
- Vogt, Paul*: Ihr sollt den Fremdling lieben! Predigten. Evangel. Verlag. Zollikon-Zürich 1944
 Aus Not und Rettung. Stimmen aus dem Dunkel dieser Zeit. Herausgegeben für den Flüchtlingsdienst des Schweizerischen Evangelischen Hilfswerks für die Bekennende Kirche in Deutschland. Europa Verlag Zürich. 1944
- Wahrhaftige Zorach*: Uprooted. Institute of Jewish Affairs of the American Jewish Congress and World Jewish Congress. XI. 1946
- Weil, Dr. Josef*: Über die Lage des jüdischen Kindes in Europa. «Du». 4. Jahrg. Nr. 8. Zürich 1944
- Weinberg, Dr. Elise*: Wiedervereinigung von Flüchtlingskindern mit ihren Familien, Rück- oder Weiterwanderung? Schweizer Erziehungsrundschau. 18. Jahrg. Nr. 9. Zürich 1945
- Wolf-Machael, J.*: La réadaptation de la jeunesse et des déracinés de guerre. La Baconnière. Boudry 1945
- Zbinden, Hans*: Der Flüchtling und die Humanität. Schriften zur Zeit. Artemis-Verlag. Zürich 1945

INHALT

ZUM GELEIT.....	5
HINTERGRUND.....	7
DAS SCHWEIZER HILFSWERK FÜR EMIGRANTEN- KINDER (SHEK 1933-1939).....	23
Das SHEK entsteht.....	23
Unsere Behörden.....	30
Unsere Schützlinge in der Schweiz und in Paris	33
Ferientransporte	41
Pflegeeltern und Ferienheime.....	53
Weitere Hilfe im Ausland	55
Finis Austriae.	61
Internationales.....	64
Die 300-Kinder-Aktion.....	67
Weiterwanderung.....	74
ATEMPAUSE 1939-1942	79
Kriegsausbruch	79
Erste Deportation	82
Finanzielles-Materielles	84
Die Wasser steigen.....	86
Die grossen Deportationen	89
Neue Flucht.....	91
GERETTET 1942-1947	93
Wie und woher sie kamen	93
Auffanglager	96
Lagerfürsorge und Lagerbefreiung.....	98
Schicksale	102
Andere Pflegeeltern.....	110
Religiöse Betreuung der Kinder	115
Schweiz. Rotes Kreuz, Kinderhilfe	123
Schule und Berufsausbildung.....	124
Die Eltern.....	130

Der Urlaub	136
Transitflüchtlingskinder	139
Private Internierung	M ¹
Ferienkolonien	143
Die Heime	144
Zentrale Heimkommission	147
Sachverständigen-Kommission für Flüchtlingsfragen	151
Flüchtlingskonferenz in Montreux	153
Schwere Entscheidungen	159
Dem Kriegsende entgegen	161
Die Waffen ruhen – Weiter Wanderung	165
Wiedervereinigung von Familien	171
Früher verfolgte Kinder	174
Transitland wird Heimatland	174
AUS DEN KINDERDOSSIERS	181
Die Gesunden	181
Altersstufen	183
Beziehung zu den Erwachsenen	186
Die grossen Brüder und Schwestern	191
Die Begabten	195
Die kleinen Helden	197
Die gänzlich Verlassenen	200
Die Geschädigten	203
Was aus ihnen geworden ist	214
In Europa, besonders in der Schweiz	214
Auf Haiti, in Chile, in Argentinien	221
In USA	223
In Israel	225
FAZIT	227
ANHANG Statistisches, Kurven	232
ZEIT-TAFEL	239
DOKUMENTE	261
FORMULARE	270
Zeichenerklärung	278
Aus dem Tätigkeitsbericht der Zentralstelle 1946	279
BIBLIOGRAPHISCHES	281